Prof. Dr. Kühnau

Sagen der Grafschaft Glatz

6123/62

Pracownia Śląska

Sagen der Grafschaft Glatz

Von

Prof. Dr. Richard Kühnau

A. Walzels Verlag
Mittelwalde.

6123/62

ISL9c

211101
I

Wallis Hr.
Swiętochłowice
ul. Równa 4
22.5.62 13,- zł

Biblioteka Śląska

Vorbemerkung.

Die reiche Sagenwelt der Grafschaft Glatz hat ihre besondere Art. Abgeschlossen, wie ein Bergvolk zu sein pflegt, hat der Bewohner der Grafschaft sich immer gesondert gefühlt: durch das Tor von Wartha schaute er wie in eine andere Welt, da draußen lag ihm Schlesien, er aber war der Grafschafter. So ist auch seine Sage, die er reich entwickelt hat. Das hat früh die Aufmerksamkeit auf sie gelenkt und zum Sammeln angeregt. Seit Hohaus seine Sammlungen in der Glatzer Vierteljahrschrift veröffentlichte (1926 neu herausgegeben von Frankes Buchhandlung in Habelschwerdt) und Max Klose 1888 seinen Führer durch die Sagen- und Märchenwelt der Grafschaft Glatz schuf, ist mancherlei neuer Stoff dazu gekommen. Die Zeit war da, alles Erreichbare zusammenzufassen und ein Sagenbuch nach sachlichen Gesichtspunkten zu schaffen. Wer warten will, bis jeder Winkel erschöpft ist, wartet vergeblich, und mittlerweile liegt das Saatkorn ungenutzt auf dem Schüttboden, das schon fröhlich wachsen und grünen könnte im Herzen des Volkes, besonders der Kinder. Vor fünf Jahren bereits sollte das Sagenbuch ans Tageslicht kommen, aber die widrigen Zeitverhältnisse hielten es Jahr um Jahr zurück. Jetzt endlich kann es aus dem Dunkel seines Daseins hervortreten. Spät kommt es, doch es kommt, kann man von ihm sagen; lange wurde es erwartet. Es kommt, um Freude zu bereiten, in erster Linie denen, für die es geschrieben ist, den Bewohnern des freundlichen Berglandes, dann aber auch den von draußen Kommenden. Die Grafschaft hat ja so viele Freunde. Möge es denen, die Gesundheit suchen und Lebensfreude an ihren gesegneten Quellen, die wandern und weilen in ihren lieblichen Fluren und geheimnisvollen Wäldern und aufsteigen zu ihren lockenden Höhen, das Land noch lieber machen. Denn in ihm spricht nicht die bloße Natur, hier spricht das Menschengemüt, das erst die Natur lebendig macht und beseelt.

Breslau, im September 1926.

Prof. Dr. Richard Kühnau, Oberstudienrat i. R.

Einleitung.

Begriff der Sage.
Mythische und geschichtliche Sagen.

Die Sage ist eine Volksüberlieferung, deren Wert nicht in ihrem Wahrheitsgehalte, sondern in ihrem Gedankengehalte besteht. Sie ist also zu werten wie ein Gedicht. Die Geschichtsforschung weist sie als Quelle ab, wo es sich um die Erforschung des Tatsächlichen handelt, aber sie kann nicht an ihr vorübergehen, wo der Standpunkt des Volkes gekennzeichnet werden soll; die Sage gehört in die Kulturgeschichte. Sie gehört zunächst in die Geschichte der religiösen Kultur. Uralte religiöse Volksanschauungen setzen sich in ihr fort, wir nennen es *Aberglauben*, die der christliche Glaube nicht ganz hat überwinden können. Glaube und Aberglaube standen sich unversöhnlich gegenüber, bis der moderne Unglaube allen Idealismus zu ertöten und allen Geistesschwung zu verflachen drohte. Da zeigte sich, daß die Sage, auch wo sie uralte mythische Vorstellungen verarbeitet, doch von der christlichen Ethik nicht unbeeinflußt geblieben ist, und daß sie wohl im stande ist, das vertrocknende Gemüt des modernen Menschen zu befruchten und wie eine echte Poesie über den Alltag zu erheben. Diese Sagen faßt man zusammen mit dem Namen „*Mythische Sagen*“. Wir wissen, daß diesen Sagengebilden keine Wirklichkeit zukommt, und was eine mythische Sage erzählt, kann (vom Standpunkt des bewußten Christen) nie geschehen sein.

Eine andere große Zahl von Sagen gehört der *Ortsgeschichte* an. Sie beschäftigen sich mit Dingen, die ihrer Natur nach wohl geschehen sein könnten, aber die historische

Forſchung weiſt ſie entweder als Märchen ab, oder kann nicht ins Reine kommen, ob ſie Wahrheiten enthalten oder nicht. Solange nämlich hat eine Überlieferung als Sage zu gelten, bis ihre Wahrheit nachgewieſen iſt. Dieſe Sagen bilden die „Geſchichtlichen Sagen“. Auf den erſten Blick ſcheint die Bezeichnung einen inneren Widerſpruch zu enthalten, denn was Sage iſt, kann nicht Geſchichte ſein, und Geſchichte iſt nicht Sage. Aber der Ausdruck iſt im Gegenſatz zur mythiſchen Sage gebildet, die niemals geſchehen ſein kann. Die geſchichtliche Sage dagegen behandelt etwas Geſchehbares, ohne daß eine Wirklichkeit damit behauptet werden ſoll.

Ein Wort noch über die ſogenannten Legenden. Unter Legende verſteht man eine Sage, die einen Gegenſtand oder eine Perſon des chriſtlichen Kultus behandelt. Da der chriſtliche Glaube Wunder nicht ausſchließt oder als geſchehbar ſich denkt, ſo müſſen die Legenden unter den geſchichtlichen Sagen ihren Platz finden.

Volksſage und Kunſtſage.

Das vorliegende Sagenbuch iſt der Volksſage gewidmet. Sie allein verdient die Bezeichnung „Sage“. Was von Mund zu Mund geht, was ſich fortpflanzt und forterbt, das allein iſt ſagenhaft. Der Volksſage ſteht gegenüber die Kunſtſage, eine Erzählung, die ein einzelner Schriftſteller erfunden hat, manchmal mit Benutzung einer oder mehrerer Volksſagen, aber in neuen Zuſammenhang gerückt, erweitert und vertieft durch Darſtellung von Seelenvorgängen, die der Volksſage fern liegen. Es iſt nötig, ihr gegenüber den Begriff der Volksſage genauer feſtzuſtellen und die Merkmale zu ihrer Erkennung darzulegen. Die Volksſage liebt die ſchlichte Tatſache und hält ſich nicht mit ihrer ſeeliſchen Begründung auf, ſie iſt immer einfach und verſchmäht langausgeſponnene Gedankengänge. Namen und Daten ſind ihr nebenſächlich,

wo eine Häufung von Namen oder genaue Zeitangaben vorhanden sind, liegt immer ein künstlicher (in der Regel gelehrter) Eingriff vor. So findet man die Sage, wenn man sie geradenwegs aus dem Volksmunde vernimmt. Man findet sie *häufig bruchstückartig*, das Gedächtnis des Volkes hält oft nur irgend ein hervorstechendes Merkmal fest und vergißt das Übrige. Es ist daher bisweilen nötig, aus verschiedenen Bruchstücken die ursprüngliche Sage wiederherzustellen, soweit das überhaupt möglich ist. Ein anderer Umstand scheidet noch deutlicher die Volkssage von der Kunstsage. Diese ist meist ein umfängliches Gefüge und deshalb in der Regel zum Lesen bestimmt, dadurch bleibt ihr die ursprüngliche Gestalt bewahrt. Die Volkssage dagegen wird weitererzählt, sie geht von Mund zu Mund, und jeder neue Mund ändert etwas an ihr, läßt weg, setzt hinzu oder gestaltet um. Daher wandelt sie sich und schafft *Varianten*. Wo diese vorhanden sind, da hat man ein sicheres Kennzeichen echter Volkssage.

Aber damit ist eine reinliche Scheidung zwischen Volkssage und Kunstsage noch nicht gewonnen. Kunstsage kann selbst wieder zur Volkssage werden. Das Volk nimmt an, was ihm zusagt, und wenn es eine künstlich erfundene Erzählung, die ihm gefällt, oft genug gehört hat, so fängt es an, sie weiter zu erzählen, hie und da zu verändern und macht aus ihr eine Volkssage. So ist es mit den Hosemann schen Fabeln, die er in seinen verschiedenen Städtechroniken am Anfang des 17. Jahrhunderts fast immer gleichlautend verbreitet hat, gegangen, manches ist im Volke hängen geblieben und bis in die neueste Zeit immer wiedererzählt und niedergeschrieben worden. Eine so entstandene Volkssage festzustellen, ist nicht immer leicht, es gelingt am sichersten, wenn sie beim Erzählen, gleichsam im Fluge, erhascht wird. Ist sie aber schriftlich überliefert, mag das auch noch so oft geschehen — ein Schriftsteller schreibt vom andern ab, die wenigsten, ohne

ihre Quelle zu nennen*) — so haben die oben angegebenen Merkmale zu entscheiden. In diesem Falle ist die mythische Volkssage sicherer zu erkennen als die geschichtliche; denn der Aberglaube ist auf eine gewisse Zahl bekannter Vorstellungen beschränkt, das Geschehbare aber ist unbeschränkt. Es bleiben aber immerhin noch gewisse Sagen übrig, die zwar künstliche Form, aber so viel volkstümlichen Inhalt haben, daß sie nicht ganz zu übergehen sind. Ich habe sie im Sagenbuche durch Kleindruck gekennzeichnet, wie überhaupt alles das im Kleindruck erscheint, was nicht unmittelbar zum Körper der Volkssage gehört.

Quellen.

Eine besondere Zusammenstellung erübrigt sich, da am Schluß des Werkes zu jeder Sage ein genauer Quellennachweis gegeben ist. Darunter befinden sich eine ganze Anzahl einzelner Fundstellen in Werken, die einem ganz andern Zwecke dienen. Diese nochmals hier aufzuzählen, liegt kein Bedürfnis vor.

Eine schätzenswerte Uebersicht über die Glatzer Sagenliteratur hat Professor Dr. Paul Klemenz, der verdiente Literaturforscher, in seiner Literatur der Landes- und Volkskunde der Grafschaft Glatz veröffentlicht. Sie ist enthalten in den Blättern für Geschichte und Heimatkunde der Grafschaft Glatz (herausgegeben vom Hauptvorstande des Glatzer Gebirgs-Vereins) im 2. Bande (1911—1920) S. 435 in Abschnitt IV, der die Volkskunde und zwar unter 1, Sage, Märchen, Volksglaube behandelt. Es ist nur nötig, die hier begonnene Wertung der literarischen Quellen fortzusetzen, die neuerschlossenen einzuordnen und auf einer allgemeinen Grundlage zu beurteilen.

*) Dieser Unfug des Abschreibens ohne Quellenangabe ist bis in die neueste Zeit unausrottbar geblieben.

Für den Wert einer Quelle ist nichts anderes entscheidend als ihre nähere oder entferntere Stellung zum Volke. In dieser Beziehung hat die Romantik, die sonst so große Verdienste besitzt hinsichtlich der Erweckung des Interesses für das Volkstümliche, doch wieder ihre großen Schattenseiten. Ihr galt die Volkssage lediglich als Rohstoff, den sie zu kunstvollen Gebilden ausarbeitete, so daß das Volkstümliche oft unlöslich mit dem Kunstwerke verschmolz. Wir haben die Romantik als große Verfälscherin zu betrachten und in Rücksicht auf sie unsere Quellen zu gruppieren.

Die Quellen der vorromantischen Zeit.

Bis in das letzte Viertel des 18. Jahrhunderts, wo die romantische Bewegung in unserer Literatur einsetzte, erwähnte man die Volkssage nur als „Curiosität", als Merkwürdigkeit, und sie hatte nur so weit Ansehen, als man in ihr eine gewisse geschichtliche Wahrheit zu erkennen glaubte. Daraus ergab sich die gänzliche Ablehnung der mythischen Sage. Es ist nur Zufall, wenn Spuren von ihr in diesem Zeitraum auftauchen. Für die geschichtliche Sage dagegen ist diese Zeit wertvoll, da sie gegeben wird, wie das Volk sie erzählt. Noch hat die Romantik nicht verdunkelnd eingegriffen.

An erster Stelle steht des Aelurius Glaciographia vom Jahre 1625. Er schöpft zwar auch aus älteren Quellen wie des Hagecius Böhmischer Chronica von 1596 oder aus Hosemanns handschriftlicher Chronik von Glatz, aber er hat auch fleißig auf die Volksüberlieferung gehört. Er ist die Hauptquelle für die alte Zeit. Auf ihn gehen Kahlos Denkwürdigkeiten der Grafschaft Glatz 1757 in der Hauptsache zurück, und Wedekind, der in seiner Geschichte der Grafschaft Glatz 1857 oft auch die Sagen erwähnt, sowie Gräsle, Sagenbuch des Preußischen Staates 2. Bd. 1871, zehren von ihm.

Für die örtliche Legende sind folgende Quellen die wichtigsten: Für die Glatzer Pfarrkirche Johannes Miller, Historia beat. virginis Glacensis 1690, Balbinus, Vita Ernesti und dessen Uebersetzung in dem Büchlein über das Leben des Prager Erzbischofs Ernestus 1753; für Albendorf Marianischer Gnadenthron Unserer lieben Frauen zu Albendorf 1695 und Lindenbaum oder Marianischer Albendorfer Ehren- und Gnadenthron 1731. Auf ersteren geht Tiede, Merkwürdigkeiten Schlesiens 1804, zurück.

Quellen der romantischen Zeit.

Die Zeit reicht vom Ende des 18. bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Das Interesse für die Volkssage erwacht mächtig, vor allem für die mythische Sage. Aber es ist nur ein stoffliches, und der Stoff wird nicht um seiner selbst willen geschätzt, sondern als Anregung und Grundlage für den dichterischen Ausbau der Volkssage zur Kunstsage. Einen bestimmenden Einfluß für Schlesien übte der „Breslauische Erzähler" 1800—1809 aus, besonders unter Fülleborns († 1803) Leitung, des äußerst geschickten Schriftstellers, der die Ursache wurde, daß manche Sage in seiner Fassung eine weite Verbreitung fand und nahezu wieder Volkssage wurde. Für die Grafschaft Glatz schuf er jene viel nachgeschriebenen Sagen von der heidnischen Jungfrau auf dem Glatzer Schlosse und stattete die Teufelssage von Neurode mit besonderen Zügen aus. In seinen Bahnen bewegt sich das Glätzische Wochenblatt 1822. Weiterhin ist August Kastner, ein Glatzer Kind, durch seine Glätzischen Sagen 1838 unter dem Namen Kypselos bekannt geworden. Diese Sagen sind noch ganz im Sinne der Romantik ausgeführt. Das gilt auch von seinem Gedicht „Mutterliebe" im Boten aus der Grafschaft Glatz I. 1831 Nr. 12 und seinem Drama „Valiska" im Volksblatt für die Grafschaft Glatz 1840. Und doch hat

Kaſtner in ſeinem Neiſſer Gymnaſialprogramm 1845 ſchon ganz vernünftige Geſichtspunkte über den Wert und die Sammlung von Volksſagen aufgeſtellt, die geradezu die Zeit der künftigen vorurteilsloſen Sagenforſchung einleiten. Als gute Stoffſammlung mit treffenden kritiſchen Bemerkungen iſt ſein handſchriftliches Schleſiſches Sagenbuch, das auch Glatzer Sagen enthält, zu werten. Es befindet ſich im Archiv der Schleſiſchen Geſellſchaft für Volkskunde auf der Breslauer Stadtbibliothek. Noch ganz Romantiker iſt auch A. Linke in ſeinen Sagen der Grafſchaft, 4 Bändchen, 1849, die daher nur in beſchränktem Sinne, wie alle bisherigen aus der romantiſchen Zeit, für unſer Sagenbuch zu gebrauchen ſind. Gar nicht verwendbar iſt Hallmanns Epos „Die Glaciade“ in den Schleſ. Prov. Blätt. Bd. 39. 1804. S. 301.

Hie und da liefern in dieſem Zeitraume brauchbare Glatzer Sagen diejenigen Schriften, die ihrer Natur nach auf lang ausgeſponnene romantiſche Sagen verzichten müſſen. Sie ſchöpfen entweder aus vorromantiſchen Quellen oder aus der Volksüberlieferung. Die Ausbeute iſt aber gering.

Die ganze Zeit iſt überhaupt für die echte Volksſage wenig ergiebig. Bezeichnend dafür iſt, daß die Schleſ. Prov. Blätter, die doch in ihrer Neuen Folge Hervorragendes zur Sagenkunde leiſten, in dem ganzen Zeitraum von 1785 bis 1849 nur eine einzige Glatzer Sage und zwar rein zufällig bieten: es iſt die vom Goldenen Stollen (1801).

Die Zeit der bewußten Sagenforſchung.

Aus der romantiſchen Bewegung, die das Intereſſe für die Volksſage erweckt, wurde auch die Sagenforſchung ſelbſt geboren. Die Deutſchen Sagen der Brüder Grimm 1816 geben den Ton an. Für die Grafſchaft enthalten ſie wenigſtens eine Sage, die von der heidniſchen Jungfrau zu Glatz nach Aelurius. In Schleſien wirkt in ihrem Sinne Guſtav

Büsching. Er gibt in seinen Volkssagen, Märchen und Legenden 1820 zwei Glatzer Sagen (heidnische Jungfrau und Linde von Eisersdorf). Aber sein Aufruf in den Prov. Blättern zur Sammlung von Sagen und anderen volkstümlichen Ueberlieferungen verhallte völlig ungehört. Was war es, was diese Gleichgiltigkeit hervorbrachte? Die Romantik selbst hat es verschuldet, indem sie die Volkssage zur dienenden Magd erniedrigte. Man wollte den Roman mit seiner prunkenden Ausstattung, aber das bescheidene Landmädchen, das doch ihrer stolzen Herrin, dem Roman, das Kleid webte, verachtete man. Es mußten erst Männer auftreten, die es zu Ehren brachten. Für Schlesien bemühte sich Gustav Freytag ohne Erfolg. Erst Karl Weinhold ist der große, erfolgreiche Anreger, dem bald ein Stab von gleichstrebenden Männern zur Seite trat. Unter ihnen hat praktisch für Schlesien am meisten geleistet Theodor Oelsner, der Herausgeber der Neuen Folge der Prov. Blätter (1862—1875).

Man kann als den Beginn der neuen Zeit das Jahr 1850 ansetzen, in dem Weinholds handschriftliche Sammlung schlesischer Sagen in Krakau verbrannte. Der leitende Gesichtspunkt ist der, daß die Volkssage selbständig zu bewerten ist, daß in ihr ein kostbares Ahnenerbe niedergelegt ist, daß auch in der einfachsten, lückenhaftesten Form, wenn sie nur aus dem Volksmunde stammt, ein Dichtwerk von unvergleichlichem Werte enthalten ist, genau so, wie das Volkslied seit Herders Zeiten die ewige Lehrmeisterin der Kunstdichtung geworden ist. Nach Weinhold ist dieser Gesichtspunkt am kraftvollsten vertreten worden durch die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde, die 1895 gegründet wurde.

In der Grafschaft wurden von allen schlesischen Landschaften die wertvollsten Vorarbeiten geleistet. Die ganze Sagenkunde der Grafschaft Glatz ruht auf den Schultern von zwei Männern, Wilhelm Hohaus und Max Klose. Die Vierteljahrsschrift für Geschichte und Heimat-

kunde der Grafschaft Glatz 1881—1891 hat das Verdienst, durch eine umfangreiche Sammlung Glatzer Sagen, die Hohaus in fast allen Bänden fortsetzte, das erste Sagenwerk der Grafschaft geschaffen zu haben: Sagen aus dem Volksmunde, denen nur ein noch engerer Anschluß an die Ausdrucksweise des Volkes zu wünschen wäre. In geschlossenem Bändchen gab dann Max Klose einen Führer durch die Sagen- und Märchenwelt der Grafschaft Glatz 1888 heraus, der auch die geschichtliche Sage in größerem Umfange heranzog, ohne indes überall genau den Trennungsstrich zwischen Geschichte und geschichtlicher Sage einzuhalten. Sein Werk ist bisher die einzige geschlossene Sagensammlung der Grafschaft Glatz, in der er auch den einfachen Volksausdruck gut gewahrt hat. Auf Hohaus und Klose gehen die weitaus meisten Sagen des vorliegenden Sagenbuches als auf ihre Quelle zurück. Die meisten sind inhaltlich übereinstimmend, bisweilen geben sie Varianten. Unter den Beiträgen, die außerdem noch geliefert worden sind, finden sich verhältnismäßig die meisten in der Zeitschrift des Glatzer Gebirgsvereins „Die Grafschaft Glatz“ seit 1906 und in dem Glatzer Volkskalender „Guda Obend“ seit 1912.

Eine wertvolle Bereicherung erhält das neue Sagenbuch durch unmittelbar aus dem Volksmunde geschöpfte Sagen, die noch den Erdgeruch ihrer Abstammung an sich tragen. Vor allem verdanke ich sie der rührigen und sachverständigen Arbeit von Friedrich Graebisch, der in der Umgegend von Kudowa bis über die Grenze hinaus mit dem Volke Verbindungen angeknüpft und zahlreiche Sagen, namentlich aus Brzesowie (Birkhagen), in getreuer mundartlicher Fassung gesammelt hat. Auch aus Wölfelsgrund liegen mir eine Anzahl Sagen vor, die zu den Sammlungen der Schles. Ges. f. Volkskunde von einer dortigen Dame beigesteuert sind. Auch aus Habelschwerdt, Altheide, Nieder-Schwedeldorf, Grunwald, Weißbach Bez. Freiwaldau habe ich durch Mittelspersonen oder

auch selbst solche Volkssagen aus dem Volksmunde gesammelt. Ich könnte nur wünschen, daß sie noch zahlreicher wären. Sie bilden die sicherste Grundlage eines Sagenbuches. Man muß sich nicht einbilden, daß die am frühesten niedergeschriebenen Sagen, etwa die des Aelurius, auch das älteste und reinste Sagengut darstellten. Eine erst gestern von einem alten Mann oder Mütterchen gehörte Sage kann dem Inhalte nach viel älter sein als die älteste literarisch aufgezeichnete. Und der Form nach sind solche mündlich erhaschten Sagen die naturgetreuesten Abbilder des Volksdenkens.

Auszuscheiden sind alle gemachten Sagen, wie die Märchen aus der Grafschaft Glatz von C. Langsch, die in der Altheider Gegend spielen, aber nichts Volkstümliches enthalten. Auszuscheiden sind auch die Erzählungen von Paul Jutter, Paul Reinelt und Bertha Elisabeth Zweigel in der „Grafschaft Glatz" und dem „Guda Obend". Ihr Wert liegt auf dem Gebiete der Dichtung, nicht der Volkssage.

Darstellung der Sagen.

Bei der Darstellung der Sagen ist der Grundsatz befolgt worden, die Sprache der Quelle möglichst zu wahren. So klingen die Sagen des Älurius in ihrem altertümlichen Tone anders als Sagen der romantischen Zeit und anders als diese die aus dem heutigen Volksmunde geschöpften. Nur ist überall die neuzeitliche Schreibweise durchgeführt, um die Lesbarkeit nicht unnötig zu erschweren, außer wo besondere Gründe die Schreibweise der Quelle erforderten. Urkundlich getreue Wiedergabe ist durch Anführungszeichen gekennzeichnet. Ist die Darstellung der Quelle durch romantische Ausspinnung ungebührlich in die Länge gezogen, so mußte Kürzung eintreten. Diese Kürzungen sind so vorgenommen, daß damit zugleich eine Annäherung an den einfachen Volkston erreicht wurde. Die nur mundartlich überlieferten Sagen

sind ins Hochdeutsche umgesetzt, außer gewissen bezeichnenden Ausdrücken, die nur der Mundart eigen sind, und wie alte kostbare Erbstücke wirken. Die Umsetzung ins Hochdeutsche ergab sich aus der Erwägung, daß der mundartliche Erzähler in der Regel für seinesgleichen erzählt, örtliche und zeitliche Umstände seines Sondergebiets als bekannt voraussetzt und dadurch für den weiteren Kreis der Hörer schwer verständlich wird. Dazu kommt, daß nicht jedermann aus dem Volke gut erzählt — gute Erzähler sind auch im Volke selten. Die Umsetzung ins Hochdeutsche bietet also den Vorteil, die Lücken für den Fernerstehenden auszufüllen, ohne den Text mit Anmerkungen zu belasten. Außerdem wird auch der der Mundart Unkundige in die Lage versetzt, den Sageninhalt kennen zu lernen. Der eigentümliche Volkston ist dabei gewissenhaft gewahrt.

Wo Sagen gleichen Inhalts vorliegen, ist immer eine ausgewählt, die in Form und Inhalt die Volksvorstellung am sinnvollsten ausdrückt. Wichtige Varianten sind besonders erwähnt. Für den Sagenforscher bieten die Quellennachweise am Schluß die Möglichkeit, auch die Varianten an ihrem Orte aufzusuchen.

Anordnung der Sagen.

Das Sagenbuch gliedert sich in zwei Teile: in Mythische und Geschichtliche Sagen (worüber am Anfange gehandelt ist). Innerhalb dieser beiden Teile sind einzelne Gruppen nach bestimmten Gesichtspunkten zusammengefaßt.

Für die Mythischen Sagen habe ich dieselbe Anordnung zu Grunde gelegt, die in meinen „Schlesischen Sagen“*) angewandt ist. Der geringere Umfang des Sagen-

*) Schlesiens volkstümliche Ueberlieferungen (Leipzig, Teubner 1910—13) Band 3, 4, 5. Band 3: Spuk- und Gespensterſagen, Band 4: Elben-, Dämonen- und Teufelsſagen, Band 5: Zauber-, Wunder- und Schatzſagen.

stoffes erforderte eine Zusammenlegung mehrerer Unterteile in eine Gesamtgruppe. Wie das geschehen ist, geht aus dem Verzeichnis der Sagen deutlich hervor.

Für die Geschichtlichen Sagen mußte die Anordnung neu geschaffen werden. Mit Rücksicht auf die sachlichen Gruppen des ersten Teiles wurden auch hier sachliche Gruppen gebildet. Die größere Hälfte umfaßt die Sagen von Entstehung (Ursprung), vereinzelt auch Untergang von Siedelungen, Bauwerken und künstlichen Gebilden. Sie gliedern sich in Siedelungs-, Bau- und Gebildsagen. Ein verhältnismäßig kleiner Teil bezieht sich auf Naturgebilde und natürliche Örtlichkeiten, besonders Felsgebilde und Gewässer (namentlich Quellen). Hierher gehören auch die Sagen von den Heilquellen der Grafschaft Glatz. Ein größerer letzter Teil ist merkwürdigen Persönlichkeiten und Geschehnissen gewidmet, die in der Ortsgeschichte eine eindruckvolle Rolle gespielt haben. Oft wirft die allgemeine Landesgeschichte ihre Schlagschatten in die Geschichte des Ortes hinein. Auch die Reihenfolge der Sagen innerhalb der einzelnen Gruppen ist nicht ganz willkürlich. Es ist der Gedanke einer Wanderung zu Grunde gelegt, die von der Paßhöhe bei Friedrichswartha ausgehend über Glatz die Neisse aufwärts führt bis Mittelwalde, dabei alles mit ergreifend, was rechts und links das Flußtal beherbergt. Dann wendet sich der Wanderer links ab und sucht durch den Wölfelsgrund den Schneeberg zu erreichen, wendet sich durch den Kleffengrund abwärts nach Landeck und an der Landecker Biele hin zur Neisse, wo der durchmessene Raum übersprungen wird. Dann geht es an der Glatzer Steine aufwärts bis Neurode, von da über die Heuscheuer nach Kudowa, Lewin, Reinerz und durch den Nesselgrunder Forst nach Grunwald. Hier endet die Wanderung, die man sich natürlich mit breiten Armen zu beiden Seiten ausgreifend denken muß.

I. Mythische Sagen.

a) Spuk- und Gespenstersagen.

Grab- und Kirchhofspuk

1. Das verteidigte Grab.

In einem Dorfe bei Glatz lebte einst ein Bauer, dem niemals Glück beschieden war. Was er angriff, mißglückte ihm, und wenn er etwas fürchtete, so traf es sicher ein. Schließlich starb er auch noch eines jähen Todes.

Kaum aber war er begraben, da hieß es, er habe sich das Leben genommen. Das üble Gerede wurde immer allgemeiner, und wie auch die arme Witwe sich dagegen wehrte, es wurde geglaubt. Schließlich beantragte die Gemeindevertretung und der Pfarrer stimmte zu, daß die Leiche aus dem geweihten Acker herausgenommen werde und dort begraben werden sollte, wo die Selbstmörder liegen. Der Totengräber begann mit der Ausführung, aber bald ließ er ab, weil ihn eine unerklärliche Angst befiel; er faßte von neuem Mut und stieß den Spaten nochmals in die Erde — aber nie wieder, denn eine unsichtbare Gewalt schleuderte ihn so heftig von der Stelle, daß er mit seinem Werkzeuge ein großes Stück fortflog. Lange Zeit hatte jetzt der Begrabene Ruhe. Erst nach Jahren, als jener alte Totengräber längst die letzte Ruhestatt erhalten hatte und ein neuer an seine Stelle getreten war, da versuchte es dieser, das unheimliche Grab zu öffnen. Indessen kam auch er nicht tief hinein. Denn kaum hatte er einige Schaufeln vom Hügel abgestochen, da erhielt er von unten einen Stoß, daß er betäubt niedersank und mehrere Stunden ohne Besinnung liegen blieb. Seitdem hat niemand den Schlummer des verleumdeten Schläfers zu stören gewagt.

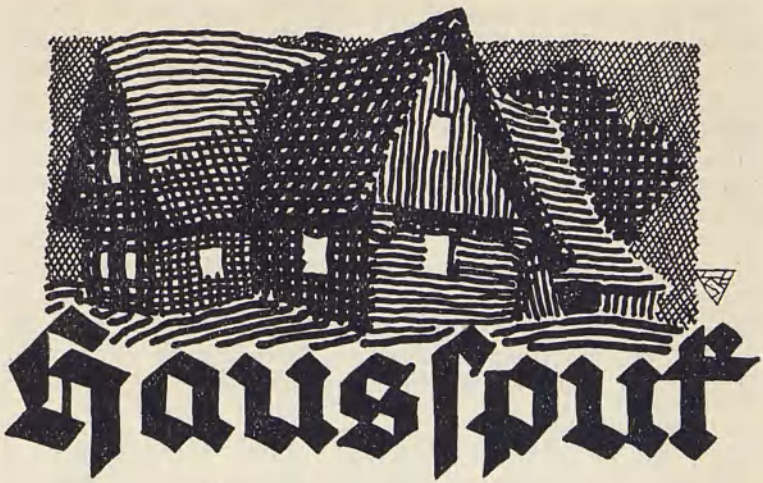
2. Der aus dem Jenseits berichtende Freund.

In Lewin lebten einst zwei gute Freunde, die Tag für Tag miteinander in das Grenzdörfchen Kuttel zum Biere gingen. Abends kehrten sie dann plaudernd miteinander heim zu ihren Lieben. Einmal war dies Gespräch besonders ernst und herzlich geworden, sie redeten von ihrem Tode und wie es dem Überlebenden sein würde, wenn er den anderen nicht mehr hätte. Und sie machten unter einander als einen untrüglichen Beweis ihrer Freundschaft aus, daß derjenige von ihnen, der zuerst in die Ewigkeit eingehen werde, dem Zurückgebliebenen berichten solle, wie es ihm in jener Welt ergehe. Plötzlich starb der eine. Der andere setzte die ihm lieb gewordenen Wanderungen fort. Als er von einer solchen zur Zeit der Abenddämmerung zurückkam, erschrak er auf einmal, denn er sah seinen verstorbenen Freund auf der Mauer des Lewiner Kirchhofes sitzen. Mit hohler Stimme rief ihm der aus dem Grabe Gestiegene zu: „Ich bin nicht verdammt, leide aber unsägliche Qualen. Lebe für mich!“ Hierauf verschwand die Gestalt. Blaß und zitternd vollendete der Bürger die kurze Strecke des Weges bis an sein Haus. Hier legte er sich zur Ruhe. Am nächsten Tage offenbarte er den Seinen das Geschehene, brachte seine Rechnung mit Gott und der Welt in Ordnung und starb.

3. Die Stimme im Grabe auf dem Deschneyer Kirchhofe.

Allgemein erzählt sich das Volk, daß es auf dem Deschneyer Kirchhofe ein Grab gebe, das nicht geöffnet werden solle. Der alte Pfarrer Erichleb hat jedoch dem Totengräber aufgetragen, er solle einmal probieren und das Grab aufmachen. Erst hat sich der einen gekauft, daß er rechten Mut bekäme, und dann hat er sich halt darüber hergemacht und angefangen zu graben. Wie er ein paarmal hineingehackt hat, da ist es ihm, als wenn jemand redete. Da läßt er das Graben sein und denkt bei sich: Vielleicht wird's noch einmal reden. Er wollte doch wissen, was das denn für ein Gerede

wäre. Er wartet und wartet und hört nichts mehr. Da fängt er wieder an zu graben. Auf einmal ist's ihm so, wie wenn eine Stimme sagte: „Laß mich ruhn! Laß mich ruhn!" Nun hört er auf zu graben, geht zum Pfarrer und erzählt ihm die Geschichte. Und seit der Zeit hat's der Pfarrer verboten, es darf niemand mehr das Grab aufmachen.



4. Bilder, die nicht entfernt werden dürfen.

In einem alten Schlosse zu Schwedeldorf gelangte man auf einer engen, dunklen Treppe zu einem Gemache, das dereinst als Gefängnis diente. Über dem ersten Absatze der Treppe hing an der Wand ein Bild, das niemand entfernen durfte. Denn derjenige, der es etwa herabnehmen wollte, erhielt von einer unsichtbaren Hand einen gewaltigen Schlag, und zugleich rollte ein schrecklicher Donner durch das Gebäude.

Ähnliches soll im Dominium zu Albendorf geschehen sein. Auch in diesem befand sich ein Bild, das nicht herabgenommen werden durfte. Geschah es frevelhafter Weise dennoch, dann sprengte während der Nacht ein mit Ketten schwirrender Reiter ohne Kopf durch den Hof.

5. Der Spuk im Gasthaus zu Nieder-Schwedeldorf.

In Nieder-Schwedeldorf steht über dem Komturweg ein Torbogen. An diesen stieß ehemals ein Klostergebäude,

das jetzt ein Gasthaus ist. Die Insassen des Klosters sollen ein lockeres Leben geführt haben, und noch immer wirkt dies nach in Spukereien, die man im Gasthause beobachtet hat.

Auf der Stiege des Gasthauses, die zum Tanzsaale führt, hängt ein Kruzifix. Hier hat einmal abends Anna Olbrich, als sie zum Tanzsaale emporstieg, einen grauen Mönch knien sehen, der mit gefalteten und hocherhobenen Händen vor dem Kruzifixe betete.

Wenn abends von den Einwohnern des Gasthauses nicht gebetet wurde, gab es immer in der Nacht ein lautes Gepolter. Ein gewisser Hirschfeld, der jüdisch war und trotz seines Versprechens an seine verstorbene katholische Frau die Kinder nicht katholisch erziehen ließ, ist einmal die Stiege von unsichtbarer Hand hinuntergeworfen worden.

6. Der büßende Vater zu Habelschwerdt.

Frau Böttchermeister Wagner erzählt: Ihr Schwager in Habelschwerdt, ein Bäcker, habe immer auf dem Boden in einer Kammer geschlafen. Er habe oft erzählt, daß er dort nicht in Ruhe gelassen werde. Sein Vater, der schon lange tot war, sei über ihn gekommen als „Schwarzkrähe“ und habe ihn aus dem Bette werfen wollen. Ihrem Manne aber, dem Bruder des Bäckers, wenn er zu Besuch war und in derselben Kammer schlief, habe es nichts getan. Nur einmal, als ihr Mann aus der Bodenkammer herausging und die Tür offen ließ, habe es die Tür hinter ihm mit aller Gewalt zugeschlagen. Das sei ebenfalls der Vater gewesen. Er fand keine Ruhe, weil er alle Sachen dem Bäcker, ihrem Manne aber nichts vermacht habe. So mußte er sein Unrecht durch sein Umgehen büßen, und der Tumult sei manchmal ganz fürchterlich gewesen.

7. Das feurige Schwein vor der Kellertür.

In Wölfelsdorf war einmal Musik beim Spittel-Scholze. Und wie's in der zwölften Stunde war, wurde die Magd

in den Keller nach Branntwein geschickt. Die war nicht schlecht erschrocken, als sie zur Kellertür kommt und sieht, daß ein feuriges Schwein davorliegt. Es war nicht das erste Mal, daß es an dieser Stelle die Leute fürchtig gemacht hat. Jetzt aber wollte man den Spuk los sein, und der Pfarrer wurde noch in dieser Nacht geholt. Und der hat das Schwein auch gleich fortgeschafft, hinaus in den Wölfelsgrund, und am Mittelberge soll er's verbannt haben.

8. Die Frau mit dem Schweinskopfe.

Es war einmal eine geizige Bäuerin, die niemandem ein Almosen reichte, mochte er auch noch so bedürftig sein. Eines Tages waren von ihrem Mittagsmahle Knödel übrig geblieben. Da kam ein Bettler und bat um eine Gabe, seinen Hunger zu stillen. Die Magd reichte ihm schon die Schüssel mit den Knödeln hin, da riß ihr die Frau die Schüssel aus den Händen und gab ihr eine Maulschelle. Dann befahl sie der Magd. „Geh, trag die Schüssel den Schweinen!" Die Magd tat, wie ihr geheißen, aber merkwürdig! Die Schweine verschmähten dies Futter und traten es in den Kot.

Am Abend war die Frau weg, und niemand wußte, wohin sie gekommen war. Aber jedesmal, wenn die Mägde den Schweinen ihr Futter gaben, erschraken sie zu Tode; denn sie sahen die Frau mit den Schweinen fressen. Sie hatte zwar sonst Menschengestalt, aber einen Schweinskopf, den sie mit den Schweinen in den Trog steckte und mit ihnen fraß.

Später ist sie auf die Heuscheuer bei Albendorf verbannt worden.

9. Der umgehende Graf von Wölfelsdorf.

Als er in türkischer Gefangenschaft war, hatte der Graf von Wölfelsdorf für den Fall, daß er die Freiheit wiedererlange, den Bau einer Kirche in einer der ihm gehörigen Gemeinden gelobt. Er vergaß jedoch des Gelöbnisses, als er in die Heimat zurückgekehrt war, und verwendete die

Überschüsse seiner Güter zur Ausschmückung und Erweiterung seines Parkes und Schlosses. Noch jetzt stehen auf den Torpfeilern der Parkmauer die steinernen Türkenköpfe, die bei dieser Gelegenheit ihren Platz erhielten. Auf das starke Untergeschoß des Schlosses ließ er ein Stockwerk aufsetzen, die Stallungen vergrößerte und verschönerte er. Mit Stolz wies er die Standesgenossen, die ihn besuchten, auf sein Werk hin, und hohe Freude bereitete es ihm, wenn sie mit Lob seiner Tätigkeit gedachten. Da starb er. Weil er aber sein Gott gegebenes Versprechen gebrochen, nicht Gottes, sondern allein seine Ehre gefördert hatte, fand er im Grabe keine Ruhe, sondern trieb zur Nachtzeit bald im Schlosse, bald im Stalle sein Unwesen.

Einmal war das Gepolter in der Mitternachtsstunde ganz besonders arg. Am frühen Morgen sahen die Bewohner des alten Grafenhauses die beiden oberen steinernen Treppen in Trümmern liegen. Die Herrschaft ließ nochmals und später ein drittes Mal dieselben Treppen massiv errichten, indessen ohne dauernden Nutzen; kaum waren sie erbaut, da stürzten sie um Mitternacht zusammen. Schließlich legte man an die Stelle der steinernen Stufen hölzerne, und diese blieben jahrhundertelang fest.

Geriet der Graf in den Stall, dann trieb er die Kühe, die sich brüllend von ihren Ketten losrissen, wild untereinander, und die Mägde fanden beim Morgengrauen die Rinder, schweißtriefend und zitternd eng aneinandergedrängt, in einem Winkel stehend vor.

Um Menschen wie Tieren Ruhe zu verschaffen, stifteten die Nachfolger im Besitze des Gutes eine Lampe vor der Johannisstatue, die oberhalb der Brauerei der Brücke gegenübersteht, und geboten, daß in der Lampe allnächtlich ein Lichtlein angezündet werde; die Rinder aber ließen sie beim Dunkelwerden mit Weihwasser besprengen. Dadurch sicherten sie sich und das Ihrige vor Beschädigung durch den geisterhaften Unhold. Vergaßen aber die Leute einmal ihre Pflicht, dann mahnte sie sicherlich unheimliches Getöse an das Versäumte.

10. Das Ungerhaus und die Höhlenkapelle.

Ungefähr in der Mitte des Weges zwischen Heinzendorf und Kunzendorf stehen mehrere Häuser. Eins von ihnen, das ziemlich entfernt von den übrigen liegt, hieß im Munde des Volkes das Ungerhaus, eigentlich das Ungarnhaus. Heute hört man den Namen nur noch selten. Alten Leuten in der Umgegend aber ist er gut bekannt. Die Sage berichtet darüber folgendes:

Ein ehemaliger Besitzer der Güter Kunzendorf und Heinzendorf, der kaiserliche Feldmarschall von Wallis, brachte einst bei seiner Heimkehr zwei Ungarn, die Brüder waren, mit und wies ihnen das erwähnte Haus als Wohnung an. Was die beiden Fremden für ihren Herrn getan hatten, ist nie an den Tag gekommen. Die einen erzählten, die Ungarn hätten als Soldaten ihren Befehlshaber durch ein kühnes Reiterstücklein aus einer Gefahr gerettet, die andern, sie hätten ihn von einem lästigen Feinde befreit. So viel steht fest, der Graf mußte sich in der Schuld der Brüder fühlen und versorgte sie deswegen. Diese verkehrten mit niemandem, sondern zogen sich scheu von jeder Gesellschaft zurück.

Als die Ungarn schon mehrere Jahre in ihrem Asyle gelebt hatten, erhängte sich der eine von ihnen, „weil ihm zu bange war", an einem der großen Kirschbäume, die heute noch das Haus überragen. Der Überlebende stieg auf den Baum, um den Bruder herabzunehmen, fiel dabei herunter und brach das Genick. Seitdem trieben die Geister lange Zeit im Ungerhause ihr Unwesen.

Einst kam ein Raiersdorfer, dessen Sohn jetzt noch lebt, in dunkler Nacht am Ungerhause vorüber. Da gerade ein Gewitter mit Heftigkeit losbrach, trat er in das Haus, in dem ein Licht brannte, ein, um sich gegen den ärgsten Sturm in Sicherheit zu bringen. Grüßend überschritt er die Schwelle der Stubentür, erhielt aber keinen Bescheid von dem Manne, der in der Stube auf einem Stuhle am Tische saß. Er sah sich ihn näher an und versuchte ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Er trug einen breitkrempigen Hut auf seinem Kopfe und war in eine Decke gehüllt, aus der

er durch Schlitzlöcher die Arme gesteckt hatte, rührte sich nicht und gab auf alle Anreden nicht die geringste Antwort. Plötzlich wurde das Licht ausgelöscht. Der Landmann schlug Feuer und zündete einige Schwefelhölzer an, die er bei sich trug, sah aber bei deren Aufflammen weder den noch soeben Dasitzenden, noch auch den Tisch, worauf er sich gestützt, noch den Stuhl, dessen er sich bedient hatte. Nur ein zerbrochener Schemel lag in einer Ecke der Stube, die sonst unbewohnt und leer war. Darob wurde unserem Raiersdorfer unheimlich zumute. Er eilte sogleich ins Freie und lief, auf den niederströmenden Regen nicht achtend, als ob er gejagt würde, dem Heimatsdorfe zu.

Ein anderer Mann hatte sich bei einem Geschäfte in Kunzendorf verspätet und ging in der Nacht nach Raiersdorf zurück. In der Nähe des Ungerhauses sah er einen Wanderer vor sich, der dieselbe Richtung verfolgte. Hoffend, einen Gefährten zu finden, beschleunigte er seine Schritte und erreichte denn auch bald den Vorgänger, zumal dieser eine schwere Last trug. Der Versuch des Herankommenden, ein Gespräch anzuknüpfen, das den Weg verkürzen könnte, mißlang vollständig, weil der Eingeholte keine Gegenrede gab. Nachdem die beiden lautlos über eine Stunde nebeneinander hergegangen waren, merkte auf einmal der Raiersdorfer, daß sie, statt bei seinem Dorfe, bei der Kunzendorfer Höhlenkapelle angelangt waren. Erschrak er hierüber schon sehr, so mehrte sich sein Schrecken noch, als unversehens der unheimliche Genosse seine Last abwarf, aus einem Sack einen Haufen Gebeine ausschüttete und verschwand. Zu Tode erschrocken sprang er zurück und lief dann, wie von Hunden gehetzt, davon, aber den richtigen Weg verfehlte er wiederum, kam nochmals an das Ungerhaus, und erst am frühen Morgen fand er sich nach Hause.

Ein dritter Nachtwanderer sah, als er gegen Heinzendorf ging, ganz deutlich in der Nähe der Kunzendorfer Höhlenkapelle einen Leichenwagen, der mit vier schwarzen Pferden bespannt war und in dem Augenblicke, wo er bei der Kapelle vorbeifahren wollte, plötzlich verschwunden war.

Seit 50 Jahren hat man aber von solchen Spukgeschichten nichts mehr gesehen und gehört.

11. Gott helf!

Vor vielen Jahren waren einmal am heiligen Weihnachtsabende sämtliche Bewohner eines Bauerngehöftes in Raiersdorf in die Christnacht gegangen, mit Ausnahme der Mutter des Besitzers. Ihr war der Weg zu glatt und die Luft zu kalt; sie blieb lieber daheim und hütete das Haus. Da die Großmutter, wie sie von jung und alt gewöhnlich genannt wurde, vollständig gesund war, als die Angehörigen sie verließen, so war die Bestürzung nicht gering, als sie bei der Rückkehr aus der Kirche jene todkrank antrafen. Hier mußte etwas Besonderes geschehen sein. Doch nur langsam und mit Mühe und Anstrengung konnte die Alte erzählen, was sie so plötzlich dem längst erhofften Ruhestündlein nahe gebracht hatte. Sie berichtete: „Als ihr fortgegangen waret, verriegelte ich die Vorder- und Hintertür und ging dann in die Stube, um an meinem gewohnten Platze, auf der Ofenbank, den Rosenkranz zu beten. Neben mich stellte ich den Leuchter mit der brennenden Schleiße. Kaum hatte ich mein Gebet begonnen, da hörte ich im Hausflur deutlich eine Person niesen. Natürlich erschreckte mich das sehr. Ehe ich mich aber recht besann, was ich tun sollte, ertönte das Niesen aufs neue. „Gott helf!“ rief ich da unwillkürlich. Darauf erwiderte mir eine Stimme: „Gott bezahl's! Du hast mich erlöst. Komm nur bald nach.“ Jetzt war alle meine Furcht weg. Ich öffnete die Stubentür und bemerkte eine wunderschöne, in einem lichten Nebel verschwindende Gestalt, die mir zuwinkte. — Und nun, ihr Kinder, will ich folgen. Ich sterbe gern.“

Nach dieser Erzählung redete die Großmutter kein Wort mehr. Sie wurde zu Bett gebracht und verschied nach drei Tagen.

12. Die geheimnisvolle Lade.

In der Nachbarschaft von Neustift oder Lerchenfeld wohnte ein Ehepaar, dem eben ein Mädchen geboren war.

Das Kind wurde in die Wiege gelegt, und dicht dabei stand eine eben gekaufte Lade in der Wohnstube. Um 12 Uhr nachts fing die Wiege plötzlich an, sich zu bewegen, ohne daß sie jemand berührt hatte, die Bewegung wurde immer heftiger und nahm endlich eine so rasende Schnelligkeit an, daß das Kind in Gefahr kam, herausgeschleudert zu werden. Durch das Geräusch des Schaukelns erwachte die Wöchnerin und erschrak nicht wenig, als sie die seltsame Erscheinung bemerkte. Besorgt nahm sie den Säugling von seinem Lager und legte ihn neben sich ins Bett. Sogleich ließ die Bewegung der Wiege nach und hörte allmählich ganz auf. In der Meinung, daß ihr die Phantasie etwas vorgemacht habe, erzählte die Frau dem Manne nichts von dem, was ihr nachts widerfahren war. Als aber in der folgenden Mitternachtsstunde sich dieselbe Erscheinung wiederholte, da rief die Wöchnerin ihren Ehegatten. Dieser zündete ein Licht an, um nachzusehen, was denn die Wiege bewege, augenblicklich aber stand sie still; er löschte das Licht aus, und sofort begann das Schaukeln aufs neue, ja, es kam noch schlimmer. Auch am nächsten Mittage und abermals in der Nacht, obwohl in dieser das Kindlein an der Mutter Seite und gar nicht in seiner unruhigen Wiege lag, neigte sich diese in rasendem Schwunge nach rechts und links. Die Nachbarn, die herbeigerufen wurden, wußten keine Erklärung für diese Hexerei und auch kein Mittel dagegen. Dem Manne schien es das Beste zu sein, dies unheimliche Gerät zu verbrennen, doch stand er auf Bitten der Frau einstweilen noch davon ab.

Im Laufe des folgenden Tages machte der Ehegatte seinem Weibe ein Lager in der Kammer neben der Stube zurecht, trug aus dieser den Tisch, die Schemel und Bänke, endlich auch die kürzlich gekaufte Lade hinaus und begann, damit die Gevattern am nächsten Sonntage seine Wohnung rein und sauber fänden, Wände und Decke zu weißen. Am Abende waren die getünchten Flächen noch nicht trocken, auch sollte der Fußboden erst geschauert werden. Darum wurde nur der Tisch und einige Schemel des Essens wegen

in den Hausflur gesetzt, das übrige Mobiliar blieb im Freien stehen. In der anbrechenden Nacht bewegte sich die Wiege nicht. Daraus entnahmen die Leute, daß nicht diese, sondern ein anderer Gegenstand in der Stube die Veranlassung des Spukes gewesen sei, und nach mannigfachen Proben merkten sie auch, daß er von der Lade herrühre. Jetzt forschten sie nach ihrem früheren Besitzer und ermittelten dabei, daß eine Frauensperson in Neustift oder — nach anderer Angabe — in Lerchenfeld die Lade besessen habe. Diese hatte ihr Kind dadurch umgebracht, daß sie es in die Lade legte und diese dann fest zuschloß, so daß es ersticken mußte. Dann vergrub sie die kleine Leiche, und manche wollen auch den Ort wissen, wo das geschehen war.

Als ihnen das bekannt geworden war, da litt der Mann die Lade nicht länger in seinem Hause, sondern übergab sie einem Raiersdorfer Fischer, damit er sie zerschlage und in einzelnen kleinen Stücken ins Wasser werfe. Einige sagen, er habe dies getan, andere, er habe sie auf dem Felde verbrannt.

13. Die armen Seelen bedanken sich für die Fürbitte.

„Meine Großmutter", erzählt Marie Hillmann aus Brzesowie, „war eine sehr fromme Frau. Sie hat manchmal hinter dem Ofen bis zu einer Stunde gekniet und gebetet.

Einmal war's in der Nacht von Allerheiligen zu Allerseelen, so um Zwei herum, da machte sich auf einmal die Stubentür auf, und die Großmutter wollte gerade sagen: „Nu, Marinke, du kommst schon runter? Du denkst wohl, es ist schon Morgen!" und wie sie das sagen will, da hört sie, wie es mitten in der Stube geht und wie es zu singen anfängt, vier oder fünf Wörter, und die Wörter waren so, wie wenn sie vom Himmel kämen und die Stimmen waren so himmlisch, und es ist wieder zur Tür hinausgegangen. — Und der Großvater und die Großmutter lagen in ihren Betten wie gelähmt vor Schreck und konnten zuerst nicht reden. Aber nach einer Weile haben sie sich

gegenseitig gefragt, was das denn möchte gewesen sein. Und ein paar Tage darauf haben sie halt den Pfarrer gefragt, und der hat gemeint, ob sie denn viel für die armen Seelen gebetet hätten. Da hat die Großmutter gesagt: „Ja, ich habe auch noch eine Messe gezahlt.“ Da spricht der Pfarrer: „Da werden es wohl die armen Seelen gewesen sein, die haben sich bedankt.“

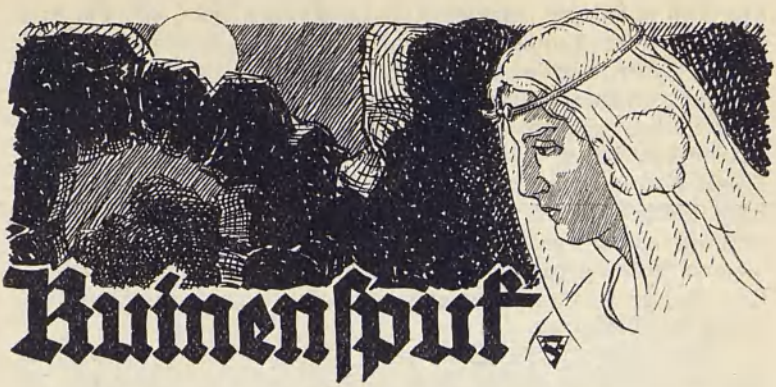
Und ein Jahr darauf ist die Großmutter gestorben.

14. Gespenstischer Priester in der Kirche.

Es ist in der Gegend von Gießhübel an der Mense gewesen. Dort ist einmal ein Junge nach der Maiandacht in der Kirche zurückgeblieben und hat geschlafen. Und als es in der Nacht um Zwölfe ist, da wacht er auf und sieht einen Geist kommen. Der hat alle Lichter in der Kirche angezündet und sich dann als Priester angezogen zum Zelebrieren. Dann ist er an den Altar getreten und hat dreimal hintereinander gerufen: „Ist nicht jemand da, der mich bedienen kann?“ Und weil sich niemand meldete, so stand er noch so eine Viertelstunde am Altare und ging dann wieder weg, zog sich aus und löschte die Lichter aus. Den Jungen hatte die Erscheinung so aufgeregt, daß er ohnmächtig wurde.

Frühmorgens, als die Kirche aufgeschlossen wurde, da hat der Junge den Leuten erzählt, was in der Nacht vorgegangen war. Da haben sie den Jungen mit aller Mühe dahin gebracht, daß er sich die zweite Nacht wieder einschließen ließ, und haben ihm auf jede Weise zugeredet, er solle doch „ja“ sagen, wenn der Geist wieder fragt. Es ist nun genau so geschehn, wie in der ersten Nacht, und wie der Geist gefragt hat: „Ist nicht einer da, der mich bedienen könnte?“ Da hat sich der Junge angestrengt, hat's aber doch nicht herausgebracht, das Wort „ja“.

Da haben sie ihn noch eine dritte Nacht einsperren wollen, aber der Junge ging nicht mehr.



15. Das Burgfräulein von Schnallenstein.

Einst pflügte ein Bauer aus Rosenthal am Nachmittage vor Allerheiligen auf seinen Hinterfeldern in der Nähe der Burg Schnallenstein. Als schon die Dämmerung anbrach, hörte er hinter sich ein eigentümliches Knistern und Knallen, ähnlich so, wie wenn man trockenes Holz in einem Backofen verbrennt. Er mußte an das Brotbacken seiner Frau denken, und er rief wie im Scherze, ohne sich groß umzusehen, ins Blaue hinein: „Na da backt mir doch ein Stückel Kuchen mit!“ Es dauerte einen Augenblick, da erschien eine schöne Jungfrau vor ihm, angetan mit einem langen wallenden Gewande, reichte ihm das gewünschte Backwerk und sprach mit wohltönender Stimme: „Jetzt höre auf zu ackern, es ist Allerheiligenabend.“ Der Bauer war, wenn er auch sonst ein beherzter Mann war, doch durch das Plötzliche und Ungewöhnliche der Erscheinung einigermaßen erschreckt worden und vermochte nicht gleich eine Gegenrede zu finden. Darum fuhr die Jungfrau fort: „Ich habe Dir Deinen Wunsch erfüllt, erfülle mir nun auch den meinen. Ich bin die Tochter des bösen Grafen Jann, der einst auf dem Schnallenstein gehaust hat, seine Untertanen hat er hart bedrückt, einzelne sogar aus ihrem Besitztum vertrieben. Was er ihnen raubte, verpraßte er, und ich putzte mich von dem ungerechten Gut.

Nun muß ich für meines Vaters Schuld und meine eigene seit mehreren hundert Jahren büßen. Verzaubert bin ich hier im Berge und muß warten, bis mich ein Mann erlöst, der noch niemals seine Hand nach ungerechtem Gute ausstreckte. Du bist ein solcher Mann, Du kannst mich erlösen. Wallfahre daher morgen nach Grulich, bete dort in der Klosterkirche für meine arme Seele 7 mal 7 Vaterunser und kehre hierher zurück. Hüte Dich aber, auch nur das Geringste anzutasten, worauf Du kein Recht hast. Vollbringst Du meinen Auftrag glücklich, so will ich Dich reichlich belohnen." Der Bauer versprach ihr alles zu erfüllen, und die Jungfrau schritt der Ruine zu.

Am nächsten Morgen machte sich der Bauer schon frühe auf den Weg zu der heiligen Stätte, betete mit Andacht die Zahl der Vaterunser, wie ihm aufgetragen war, und eilte wieder heimwärts. Noch war ihm keine Versuchung in den Weg getreten, als er aber diesseits von Mittelwalde war, sah er auf gräflich Althannschen Gebiete mehrere Erdbeersträuchlein am Wegrande stehen mit prächtig roten Früchten. „Diese will ich meinen Kindern mitnehmen", sagte er bei sich; „wie werden die sich freuen, so spät im Herbste noch so schöne Erdbeeren zu bekommen!" und damit pflückte er die Früchte von den Sträuchlein ab. Er hatte damit Zeit verloren und beschleunigte seine Schritte, um nach Hause zu kommen. Er eilte durchs Dorf geradenwegs aufs wüste Schloß zu. Da kam ihm schon die Jungfrau entgegen. Aber auf ihrem Gesicht war Trauer und Vorwurf. Mit einem tiefen Seufzer klagte sie ihn an, daß er von fremdem Grund und Boden Früchte gepflückt, die ihm nicht gehörten. Nun müsse sie wieder auf hundert Jahre verzaubert sein. Mit jammervollem Weinen, das er sein Leben lang nicht vergaß, verschwand die Jungfrau und ward seitdem nicht mehr gesehen.

16. Die Kobelsburg.

Am Ende des Dorfes Krotenpfuhl bei Habelschwerdt liegt ein Hügel, welcher der Kobels oder Koblitz genannt wird. Auf diesem soll einst eine feste Burg, die Kobelsburg

oder Koblitzburg, gestanden haben und in den Hussitenkriegen zerstört worden sein.

In vergangener Zeit soll oft des Abends an dem nahen Neißeufer ein Graumann gesessen und nach dem Burgplatze hingeschaut haben. Sobald ihm jemand nahe kam, verschwand er im Flusse, und eine große Kröte kroch langsam davon. Das hat so lange gewährt, bis kein Stein von der Kobelsburg mehr zu sehen war. Dann war der Geist erlöst von seiner Strafe für eine schwarze Tat, die er einst als Mensch auf der Burg begangen hatte.

17. Das Fräulein vom Karpenstein.

Sie erstach aus Eifersucht ihren unschuldigen Geliebten und kann deshalb nach dem Tode keine Ruhe finden. Alle hundert Jahre einmal erscheint sie seitdem einer Braut, und das bedeutet für diese entweder Glück oder Unglück. Jedesmal ist das Fräulein höchst abenteuerlich und fremdländisch gekleidet. Wenn sie mit schönen, glänzenden und blumenreichen Gewanden angetan ist und Brot und Früchte darbietet, so bedeutet die Erscheinung Glück für die Zukunft der Braut; wenn sie aber ärmlich gekleidet auftritt, geht die Braut einer kummervollen und tränenreichen Ehe entgegen.

18. Der Spuk im Wagnerstein.

Zu unvordenklichen Zeiten stand auf dem Wagnerstein zwischen Schönau und Voigtsdorf ein Schloß, das aber längst zerfallen ist, jetzt kündet keine Spur sein dereinstiges Dasein. Die Bewohner jenes Schlosses sind jedoch noch nicht gestorben, sondern leben im Innern des Berges fort. Beweise dafür sind genügend vorhanden. Jeden Mittag um 12 Uhr wird Frauenwäsche herausgehangen. Neugierige, die dies oft genug vom Fuße des Berges aus beobachtet hatten, wagten sich zu wiederholten Malen hinauf und überzeugten sich, daß ihre Augen ihnen kein Blendwerk vorgemacht hatten. Die Hemden usw. hingen wirklich an unsichtbaren Schnüren. Aber heranzugehen wagten die Leute nicht, weil ein schwarzer

Pudel von ungewöhnlicher Größe, dessen Augen wie Feuerkugeln im Kopfe rollten, Wache hielt. Viehhirten mieden zu der genannten Zeit mit Ängstlichkeit den Wäschetrockenplatz, weil sie die Erfahrung gemacht hatten, daß in ihrer Herde sicherlich ein Unglück sich ereignete, so oft sie zu nahe herantrieben.

Ab und zu muß Konzert in den Felsensälen sein, denn man hört ein eigentümliches Singen aus ihnen. Die Stimmen klingen so weich, die Harmonien so rein, die Melodien so seltsam, daß gar mancher, vom Zauber verlockt, dem Ursprung der Musik nachging. Doch wehe ihm! sicherlich geriet er in die Irre, und er mag froh sein, wenn er nur mit einem Verdrusse über sich selbst davon kam.

Glaubwürdige Personen behaupten, aus dem Berge heraus öfters Hämmern und Klopfen vernommen zu haben. Wahrscheinlich wurde ein Teil der Schätze, die dort drinnen liegen, umgeräumt und an anderer Stelle aufgestapelt.

Jeden Karfreitag, während in den benachbarten Kirchen die Zeremonien gehalten werden — andere sagen in der Christnacht oder am Karfreitag nachmittag 3 Uhr — sind Felsspalten offen, durch die es möglich ist, zu den Schätzen zu gelangen und sich von diesen so viel zu nehmen, als man forttragen kann. Doch nur solche Arme, denen ein gänzlich neidloses Herz in der Brust schlägt, deren Hände niemals nach einem ungerechten Gute, es mochte noch so klein sein, sich ausstreckten, dringen bis zu den Reichtümern vor und mögen davontragen, soviel sie imstande sind.

Einst gingen zwei Männer aus Rosenkranz am Karfreitage zum Wagnerstein hin. Sie waren beide, nicht ohne eigene Schuld, in Not geraten und wollten sehen, ob sie nicht etwas von den Bergkleinodien erhaschen könnten, dann wäre ihnen geholfen. Hell und warm leuchtete die Sonne und schien ihrem Vorhaben günstig, so daß sie sich schon wie Millionäre vorkamen. Als sie aber in den Wald kamen, der am Fuße der Höhe lag, brach mit einemmale ein furchtbares Wetter los, aus allen Richtungen blies der Sturm mit vollen Backen, und ein Schneewehen entstand, daß die

beiden Schatzgräber kaum die Augen öffnen konnten. Natürlich konnten sie auch die Felsen nicht erklettern, ja nicht einmal den Eingang in diese finden. Da blieb ihnen nichts anderes übrig, als umzukehren. Kaum aber traten sie aus dem Pusche heraus, da ergoß sich wieder dasselbe ruhige und klare Sommerwetter über sie wie vorher. Der Bergwald hatte sie zurückgestoßen, sie waren der Schätze nicht würdig.

So erging es auch einem Kutscher, der seinen Herrn bestohlen hatte, und einem Stellmacher, der seinen Holzbedarf aus dem herrschaftlichen Pusche zu stehlen pflegte. Sie gedachten einst die Schätze zu heben und wanderten der Höhe zu. Kaum aber waren sie dem Burgbezirke nahe gekommen, da platzte ein solches Unwetter los, daß sie keuchend umkehren mußten. In der ganzen Umgegend aber herrschte zu derselben Zeit heiteres, ungetrübtes Wetter.

19. Die verzauberte Burgfrau vom Otternstein bei Hausdorf.

Da man das Jahr 1100 nach Christus schrieb, stand auf dem Höhenzuge oberhalb Hausdorf ein einfaches, schlichtes Blockhaus, das ein tapferer Ritter bewohnte und sein Schloß nannte. Bei ihm wohnte sein hold Gemahl, Liebe und Friede herrschte in dem bescheidenen Anwesen, das sein starker Arm und sein scharfes Schwert besser schützte als Gräben und Mauern.

Aber plötzlich sollte alles Glück und aller Frieden dort oben in der Einsamkeit des Waldes zu Ende sein. Der Ritter hatte von der Bedrängnis des heiligen Grabes zu Jerusalem erfahren, und er ertrug es nicht, dem Zuge fern zu bleiben, der von den Rittern des Abendlandes zur Befreiung der heiligen Stätte aus der Hand der Sarazenen gerüstet ward. Wie auch die jugendliche Gattin ihn bitten und beschwören mochte, sie nicht zu verlassen, er riß sich blutenden Herzens aus ihren Armen und schloß sich den Kreuzfahrern an. Den Gram des jungen Weibes vermag niemand zu schildern. Selbst als sie eines Knäbleins genas und Mutter-

sorgen sie hätten ablenken sollen, konnte sie ihre Gedanken von dem geliebten Gatten nicht losreißen und bis in den Traum verfolgte sie sein unvergeßliches Bild. So kam es, daß sie ihres Kindes einst gänzlich vergaß, und als sie sich endlich seiner erinnerte, fand sie es — tot. Eine der Ottern, die auf dem Berge nicht selten waren, hatte sich an dem Bettlein hinaufgeringelt, sich dem Knäblein um den Hals gewunden und es erstickt. Nicht lange darauf starb auch die Mutter, die Gewissensqualen wegen ihrer versäumten Pflicht gegen das Kind hatten sie dem Grabe zugeführt. Aber sie fand auch hier keine Ruhe. Zur Sühne ihrer Unachtsamkeit wurde sie in die Tiefe des Berges gebannt. Und immer erst nach hundert Jahren darf sie an zwei aufeinanderfolgenden Tagen an die Oberfläche der Erde steigen, am ersten in ihrer natürlichen Weibsgestalt, am zweiten als Schlange oder Otter. Erst dann, wenn sie in ihrer zweiten Gestalt einen gewaltsamen Tod findet, darf sie in den ewigen Frieden eingehen, ihre irdische Schuld ist getilgt.

Wiederholt schon war diese Gnadenfrist gekommen, ängstlich hatte sie in dem ihr zugewiesenen Reviere Umschau gehalten, ob nicht der ersehnte Retter sich fände, der ihr den tödlichen, erlösenden Schlag versetzte, aber bisher noch stets vergebens. Wiederum schlug die Freiheitsstunde und in sehnsüchtiger Hoffnung sich verzehrend, stieg sie aus der dunklen Tiefe ans Tageslicht. Diesmal hörte sie den Schlag einer Axt und schloß daraus, daß ein Mensch in der Nähe sein müsse. Es war der Reisichhacker David Spitzer aus Hausdorf, der hier im Walde arbeitete. Vorsichtig näherte sie sich ihm, um ihn nicht zu erschrecken, und grüßte ihn. Spitzer sah hoch erstaunt die überaus holdselige Gestalt vor sich stehen. Da sie so schön war, fürchtete er sich nicht. Sie teilte ihm mit, wer sie sei und was sie von ihm begehre: „Morgen", sagte sie, „werde ich wieder vor Dir erscheinen, aber nicht als Weib wie heute, sondern als Schlange. Aber fürchte Dich nicht, wenn ich auch noch so wütend auf Dich losfahre und Dich umkreise; denn ich habe keine Gewalt Dir zu schaden. Ich bitte Dich flehentlich, halte stand, nimm

Deine Art und schlage mich tot; denn dadurch wirst Du mich erlösen von meiner unerträglichen Verzauberung. Die Schlüssel aber, die ich im Maule trage, entreiße mir, dann wirst Du mit ihnen den Eingang zu den Schätzen des Berges öffnen können, die sollst Du besitzen als Lohn für Deine mannhafte Tat." Der Holzhacker versprach zu tun, was die Schloßfrau ihm auftrug, denn tiefes Mitleid hatte ihn ergriffen. Darauf verschwand die Erscheinung zwischen den Bäumen.

Am nächsten Tage war Spitzer noch nicht lange bei der Arbeit, da erhob sich ein unheimliches Zischen, das näher und näher kam. Bald kam die Schlange in Sicht, von der das Zischen ausging. Das war für den armen Holzhacker ein entsetzlicher Anblick, ihre Augen rollten wie Feuerkugeln, Feuerflammen schossen aus ihrem Maule, und ihre Bewegungen zeugten von einer furchtbaren Gewalt und Schnelligkeit. Wie fest er sich auch vorgenommen hatte, das Abenteuer zu bestehen, angesichts der überwältigenden Erscheinung verlor er den Mut, alle seine Entschlüsse sanken hin und er war nur darauf bedacht, sich zu retten. Eine Strecke weit war er gelaufen, da versagten ihm die Füße den Dienst, und er brach kraftlos zusammen. In diesem Augenblicke verstummte das Zischen, die Schlange verschwand, und nur ein unsagbar wehmütiger Klageton ließ sich vernehmen, der dem zu Boden gesunkenen Holzhacker durch Mark und Bein ging. Dann formten sich Worte, die so lauteten: „Jetzt muß erst wieder das Körnlein gesteckt werden, aus dem der Baum wächst, von dem die Klötzer geschnitten werden können zu dem Brette, aus dem die Wiege gemacht wird, in der das Kind gewiegt werden kann, das mich, wenn's groß sein wird, erlösen wird". Er wollte sich erheben, vermochte es aber nicht, er war gelähmt und blieb es bis an sein Lebensende.

20. Die Hummelfrau.

Auf der Hummelburg bei Reinerz ist nicht selten eine „verwunschene Prinzessin" erschienen. Wenn jemand in der

Mitternachtsstunde von Reinerz nach Lewin fuhr, dann kam oft am Fuße des Hummelschlosses der Wagen nicht weiter, die Pferde schwitzten und standen, bis die weiße Hummelfrau dreimal in die Hände geklatscht hatte, dann gingen sie wieder.

Sie hat sich oft den Menschen als Helfer in der Not, aber auch als Rächer erwiesen. Einst traf sie ein Kuhmädchen weinend am Berge mit ihren Kühen und fragte sie, was ihr fehle. Da klagte ihr das Kind all sein Leid, wie arg sie der Gutspächter von Friedersdorf behandele. Das war ein roher, rücksichtsloser Mensch, der sie schlug und hungern ließ, weil nach seiner Meinung die Kühe nicht genug Milch gaben. Die Hummeljungfer tröstete sie und hieß sie morgen wieder an dieser Stelle ihre Kühe zu hüten. Und als sie richtig da war, gab sie ihr ein schweres Bündel und sagte ihr, sie solle es niemandem geben und zeigen, und selbst solle sie erst zu Hause hineingucken, der Inhalt solle ihr und ihren Eltern gehören. Als aber die Magd am Abend heimtrieb, stand schon der Herr unter dem Torweg, stürzte auf sie los und entriß ihr das Paket. Er fand einen Klumpen Gold darin und dachte nun, er sei ein gemachter Mann. Am dritten Tage war das Mädchen wieder mit den Kühen zur Stelle, aber noch trauriger als zuvor. Als die Hummeljungfer auch diesmal erschien, klagte sie ihr den neuen Fall, und daß sie das Hundeleben schon gar nicht ertragen könne. Die Hummeljungfer aber versprach ihr, daß von heute an all ihre Not zu Ende sein solle, daran werde die letzte Gewalttat ihres Herrn nichts ändern. Ihm aber werde sie keinen Segen bringen; denn verwünscht sei er von heute an mit seinem ganzen Gute. Und so war es auch. Bis auf den heutigen Tag hat sich kein Besitzer mehr auf dem Hofe halten können, dieser ist von Hand zu Hand gegangen, hat bereits 23 Inhaber gehabt, jeder ist darauf zugrunde gegangen.

Wer die Hummeljungfer oder Hummelfrau eigentlich ist, darüber gibt die Sage folgende Auskunft: Sie war die Gemahlin des Hummelfürsten, und ihr Gatte vergötterte sie. Sie aber war ihm untreu und liebte heimlich den jungen Raubritter, ihres Gatten Feind, auf dem nahen Hradisch.

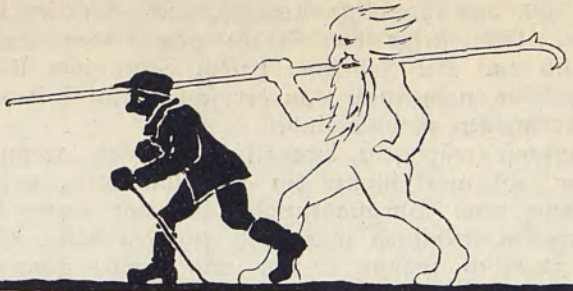
Mit dem verabredete sie, daß sie ihren Gemahl ermorden wolle. Als dieser einst im Waffensaale eingeschlafen war, stieß sie ihm den Dolch ins Herz und reichte ihrem Buhlen die Hand zum Ehebunde. Als der aber die Frau und ihre Reichtümer sicher hatte, ward er ihrer überdrüssig und wollte sie los sein. So tat er ihr, wie sie ihrem ersten Gemahl getan hatte, und tötete sie mit dem gleichen Dolche. Sie fand keine Ruhe im Grabe und irrte mitternächtlich in der Burgwaldung umher, angetan mit weißem schleppenden Gewande, den Dolch und einen Schlüsselbund in der Hand tragend. Alle hundert Jahre ist es ihr gestattet, sich einen Erlöser zu suchen, und das hat sie mehr als einmal vergeblich getan. Zuletzt aber soll es ihr geglückt sein.

In Nerbotin, einem Dörfchen nicht weit vom Hummel, lebte ein armer, aber braver Holzmacher. Trotz allen Fleißes konnte er für sein Weib und seine Familie nicht so viel erübrigen, daß er ohne Kummer leben konnte. Einmal war es wieder Mitternacht geworden, als er noch hackend und sägend in der Nähe des Hummelschlosses weilte. Da horch! was ist das? Es knistert so eigentümlich und raschelt, es kommt näher und näher! Jetzt kann er's erkennen — eine bleiche Frau ist es mit aufgelöstem, rabenschwarzem Haare, auf ihrem langen, weißen Gewande zeigen sich frische Blutspuren, in ihrer Hand trägt sie einen Dolch und einen Bund Schlüssel. „Fürchte Dich nicht", ruft sie ihm zu, „erbarme Dich meiner. Ich bin die Gattin des Hummelfürsten. Du kennst sein trauriges Geschick, des Unschuldigen, und auch meines. Ach könnte ich durch Dich Erlösung finden von der entsetzlichen Strafe, die mich, die Schuldige, seit Jahrhunderten an den Ort meiner Tat gebannt hält." Der Holzmacher war tief ergriffen und sagte ihr seine Hilfe zu, wenn er dazu imstande sei. „Du kannst es!" erwidert sie; „denn Du bist brav und furchtlos. Sei morgen zu dieser Stunde hier an derselben Stelle. Ich werde Dir wieder erscheinen, aber nicht wie heute, sondern in der Gestalt einer furchtbaren feuerspeienden Schlange. Ich werde Dich umschnauben und umtoben, aber Dir zu schaden — das bedenke

stets — dazu habe ich keine Macht. Dann entreiße meinem Rachen diesen Schlüsselbund und töte mich mit diesem Dolche. Tust Du das, dann bin ich erlöst, sonst muß ich weitere hundert Jahre leiden." Hierauf ließ sie den Dolch fallen und entschwand.

In der nächsten Nacht um die zwölfte Stunde war der Holzmacher zur Stelle. Arbeiten konnte er nicht, denn die Erwartung dessen, was geschehen sollte, spannte seine Nerven fast im Übermaß. Den Dolch hielt er in der Hand. Da braust's und zischt's und tobt's heran, eine Schlange, riesengroß, feuersprühend, rollt sich in gewaltigen Windungen herbei. Wohl will ihm ein eisiger Schrecken die erhobene Hand lähmen, aber da denkt er an die Qual der büßenden Seele und sein Versprechen, entschlossen wirft er sich dem Ungeheuer entgegen und stößt ihm mit Todesverachtung den Dolch in den Schlund. Hoch auf bäumt es sich, als wollte es ihn unter sich begraben. Da faßt er mit starker Hand den aus dem Rachen hängenden Schlüsselbund und reißt ihn an sich. Kraftlos zu Boden sinkt das Tier, eine Flamme bricht aus dem Körper und hat im Augenblick das Ungeheuer verzehrt. Ein weißes Täubchen schwingt sich aus Rauch und Glut empor, steigt höher und höher über den Trümmern des Hummelschlosses dem Himmel entgegen. Die Seele der Hummelfrau hatte endlich ihre Erlösung und ewige Ruhe gefunden.

Aber im Innern des Berges rollt und kracht es, ein weiter Spalt öffnet sich und läßt einen Raum sehen, der voll ist von Kisten und Kasten. Der Holzhacker wagt es hineinzugehen, öffnet mit dem Schlüsselbund die verschiedenen Behälter und findet von Edelsteinen und kostbarem Metall einen unerhörten Reichtum. Das alles war sein unbestrittenes Eigentum. Nun war alle Not für ihn zu Ende, und eine glänzende Zukunft tat sich vor ihm auf. So lohnte ihn die Hummelfrau für seine wackere Tat.



Weg- u. Wanderspuk

21. Der geheimnisvolle Vorspann am Burgstadel bei Friedrichswartha.

Wenn der Wanderer auf der von Glatz nach Wartha führenden Straße an die schlesische Grenze kommt, so trifft er dort eine Marienſäule, die ſogenannte „Paßmuttergottes". Von hier aus konnte er noch vor 200 Jahren auf einem Hügel, der ſich in nicht allzu großer Entfernung ſüdweſtlich von jener Säule erhebt, eine Burg wahrnehmen, die mit ihren trotzigen Türmen und Mauern die ganze Gegend beherrſchte. Der Name der Burg iſt uns nicht erhalten geblieben, wohl aber bezeugen gefundene Überreſte ihr ehemaliges Beſtehen. Der Volksmund hat den Hügel ſowie die ſich daran anſchließenden Täler „Burgſtadel", auch „Burgſtädtel" genannt. Jene Burg, die wohl ſchon in früheſter Zeit zerſtört worden ſein mag, war gewiß eine aus dem 11. Jahrhundert ſtammende böhmiſche Grenzbefeſtigung und liegt zwiſchen Friedrichswartha im Glatzer Kreiſe und Eichau im Kreiſe Frankenſtein. Sie hatte den Warthapaß zu ſchützen und lag wahrlich an keinem ungünſtigen Flecke. Jener Hügel nämlich bildet mit der Straße eine Ebene, während ſeine drei andern Seiten ſteil abfallen. Durch den Paß von Wartha führte ein alter Handelsweg, auf dem Waren aus dem „Böhmiſchen"

über Glatz, das ehemalige Kladsko, nach Schlesien befördert wurden. Nun steigt die Straße von beiden Seiten her bedeutend an. Die Fuhrleute hatten daher ihre liebe Not, diese Anhöhe, namentlich von der schlesischen Seite her, mit ihren Lastwagen zu überwinden.

Umsonst wäre alle ihre Mühe gewesen, wenn in der höchsten Not nicht immer ein geheimnisvoller, unbekannter Fuhrmann vom Burgstadelwalde her mit einem kräftigen Zweigespann erschienen wäre und geholfen hätte. Ohne ein Wort zu reden, spannte er vor, und munter ging es dann den Berg hinauf. Sobald aber die Höhe erreicht war, verschwand auch schon der Fremde mit seinem Gespann, ehe noch der beglückte Wagenführer Worte des Dankes sprechen konnte. Wohl versuchte es mancher Fuhrmann, auf eigene Faust über jenen Anstieg hinaufzukommen. Aber mochten auch die Peitschenhiebe noch so dicht auf die armen Pferde niederhageln, mochte er noch so fluchen und wettern, er mußte schließlich doch nutzlos von seinem Tun ablassen. Auch solchen Fuhrleuten erschien jener geheimnisvolle Fremde, diesmal jedoch ohne Gespann. Ruhig trat er dem aufgeregten Manne entgegen, verwies ihm eindringlich seine Roheit und kündigte ihm an, daß er nun müßig am Fuße des Berges warten müsse, bis vielleicht nach Tagen, ja sogar Wochen ein nachfolgender Fuhrmann ihm aus der Not half.

Seit die Eisenbahn hier vorüber geht, hat jener Spuk aufgehört.

22. Der Spuk auf dem Ringe zu Glatz.

An der Muttergottes-Statue auf dem Oberringe zu Glatz soll in früherer Zeit in der Mitternachtsstunde oftmals eine Geistergestalt erblickt worden sein, die aber den Menschen aus dem Wege ging. Der Geist wurde der Hans genannt und soll schon lange Zeit auf jener Stelle erschienen sein, ehe die Statue errichtet war. Wer dieser Hans gewesen ist, weiß eigentlich niemand, wohl aber munkelt man, daß der ehemalige Landeshauptmann von Glatz, ein gewisser Hans (von Warnsdorf), keine Ruhe finden könne, weil er einen schlesischen

Ritter (Hans von Wiesenburg) unschuldig als Königsmörder (zu Glatz am 2. März 1464) hat vierteilen lassen.

23. Der durch Selbstmord gestorbene Pfarrer von Habelschwerdt als Gespenst.

Ein Pfarrer von Habelschwerdt hatte sich selbst erschossen.*) Der ist nach seinem Tode von verschiedenen Personen gesehen worden. Ein Junge hat ihn auf dem Kirchhofe getroffen. Der Schwager der Berichterstatterin Frau Wagner, ein Habelschwerdter, hat ihn ebenfalls gesehn: Eines Abends ist er in der Garküche zum Schafkopfspiel, und wie er nach Hause geht, da kommt etwas hinter ihm hergeplatscht, er dreht sich um und sieht eine Gestalt, die sich fest in einen großen Pelz gehüllt hat, und als er ihr ins Gesicht sieht, da ist es der erschossene Pfarrer. Da hat er schnell seine Frau rufen wollen, um ihr die Erscheinung zu zeigen, aber wie sie kommt, ist das Gespenst weg. Auch der Wachtmeister hat ihn gesehen. Der reitet einmal auf seinem Pferde nach Hause, es war in der Nacht, da merkt er, daß jemand hinter ihm geht, er dreht sich um und sieht den Pfarrer, wie er sich an den Schwanz seines Pferdes hält, und so ist er ihm nachgefolgt bis in den Stall, da ist er erst verschwunden.

24. Das Irrlicht bei Habelschwerdt.

Der Glaube, daß Irrlichter die Seelen ruheloser Selbstmörder sind, ist in der Grafschaft ziemlich allgemein.

Am Kreuzwege in der Nähe des Kronenberges bei Habelschwerdt haben Leute, die des Nachts aus Spätenwalde kamen, oft ein Irrlicht wahrgenommen und sind, wenn sie diesem folgten, von dem rechten Wege abgekommen oder gar in den kaum verlassenen Ort zurückgelangt. Dieses verführerische Irrlicht soll der Geist eines Selbst-

*) Gemeint ist wohl der Pfarrer Joseph Ardelt, 1885—1888 Pfarrer von Habelschwerdt, der wegen zerrütteter Vermögensumstände am 28. November 1888 durch Selbstmord endete.

mörders sein, der dort am Scheidewege begraben liegt, im Grabe keine Ruhe findet und den späten Wanderer neckt.

Diese Sage findet eine geschichtliche Stütze in einem Falle, der sich im Jahre 1617 mit einem gewissen Mader zugetragen hat. Dieser hatte sich an einer Birke erhängt. Die Leiche wurde auf Verordnung des Grafen zu Annaburg auf Arnsdorf (Grafenort) von dem Henker abgenommen und, nachdem ihr der Kopf abgeschlagen worden war, an einem Scheidewege begraben. Die Urkunde darüber ist von Volkmer in der Glatzer Vierteljahrsschrift I. 1882/83 S. 95 mitgeteilt.

25. Der Feuermann bei Altwaltersdorf.

Ein Kutscher ist einmal ohne Laterne fortgefahren, und die Nacht hat ihn überrascht, ehe er nach Hause kommen konnte. Da hat er ein Licht gesehen, das ging von einem Feuermann aus. Ohne sich lange zu bedenken, ruft er: „Feiermannla, komm on lecht mer!“ Und da hat sich's vorn auf die Deichsel gesetzt und hat ihm geleuchtet bis nach Hause. Dann hat der Feuermann „Bezahls Gott“ gesagt, und weg ist das Licht gewesen.

26. Das Lichtmännlein auf Ueberschar bei Verlorenwasser.

Die früheren Bewohner von Verlorenwasser haben es gar sehr bedauert, daß die Lichtmännlein allmählich seltener wurden und zuletzt ganz weg waren. Ging in der guten alten Zeit ein Dorfangehöriger aus, dann kam pfeilschnell von der Überschar her ein Männlein. Sein Wams war rot, und statt der Mütze trug es eine Laterne mit brennendem Lichte, mit der es fortwährend den einzuschlagenden Weg erhellte. Nicht eher fühlte sich das Männlein seines Dienstes enthoben, als bis es diejenige Person, der es einmal zu leuchten übernommen, wieder nach Hause geleitet hatte. Hier brauchte der Zurückkehrende nur „Ich danke“ zu sagen, und der kleine Geist verschwand. Unterließ er es aber, dieser Pflicht nach-

zukommen, dann setzte sich der Laternenträger außen auf den Fensterkopf und wartete, bis er seinen Dank empfing.

27. Der Feuermann bei Rosenthal.

In der Nähe der Kalköfen bei Rosenthal ist schon oft in der Mitternachtsstunde ein großer Feuermann gesehen worden, der einen langen Feuerhaken auf der Schulter trägt. Er begleitet die nächtlichen Wanderer eine große Strecke Weges und verschwindet, ohne sie zu belästigen. Schimpft aber jemand über seine Gefährtschaft, so schüttelt er Funken um sich und langt mit dem Haken nach ihm.

Wer dieser Feuermann ist, weiß man nicht. Es heißt wohl aber, daß er bei Lebzeiten ein alter Mordbrenner, ein Knecht des Schnallensteiner Raubritters, gewesen sei.

28. Das Lichtmännlein in Wölfelsgrund.*)

Diese Jahre sind wohl auch Lichtmännlein in der Heetzelei hinaufgegangen. Und wenn ein Mann gekommen ist und hat gesagt: „Lichtmannla, lecht mer!“, da ist es mit ihm gegangen bis unter die Haustür.

29. Die Hofereiter und der Lindenreiter.

In früherer Zeit hielten Nacht um Nacht unter der großen Linde eines Bauern in Ober-Langenau und auch bei der Hofelinde am Eingange der Kirschbaumallee vor Wölfelsdorf schwarze Reiter auf weißen Pferden Wache, die nach dem Abendläuten niemanden in die genannten Dörfer hineinließen. Wollte jemand sich dadurch in den Ort schleichen, daß er etwa einen Seitenpfad einschlug, so konnte er sicher sein, daß er sein Ziel nicht erreichte, sondern in der Irre herumging und sich unnütz müde lief. Man nannte die unheimlichen Reiter die Hofereiter.

Von der Wölfelsdorfer Kirschenallee, die früher eine Lindenallee war, wurde auch erzählt, daß zur Mitternachts-

*) Vgl. Schles. Sagen I S. 424 (Nr. 443).

zeit gar oft ein wilder Reiter sich zeigte, der allgemein unter dem Namen „Der Lindenreiter" bekannt war. Er kam auf schwarzem Rosse herangejagt, und Funken sprühten unter seinen Hufen, aber auch aus seinen Augen. Wenn man sich den sonderbaren Reiter genauer ansah, so bemerkte man zu seinem Schrecken, daß er den Kopf nicht auf dem Rumpfe, sondern unter dem linken Arme trug.

30. Lachnit hockt bei Urnitz dem Spötter auf.

Am „Lachnitköppla" — so heißt der Berg linkerhand, wenn man auf den Urnitzberg geht — da hat es früher immer die Leute „fürchtnig" gemacht. Hier hat sich ein Mann erhängt, der hat Lachnit geheißen.

Es sind einmal zwei Männer nach Ebersdorf „ei de Exame" gegangen — vor der Hochzeit nimmt sie doch der Pfarrer noch einmal ins Examen — und, als sie an dem „Lachnitköppla" vorbeigehen, da hat's immer so gelacht. Da hat der eine Mann dem Lachen nachgetan, der andre aber hat geschimpft und gesagt, das solle er bleiben lassen, und ist ruhig fort gegangen. Aber der erste ist ihm nicht mehr nachgekommen. Wie der andere nun eine Strecke hinein (nach Ebersdorf) kommt, wundert er sich doch, wo denn der zweite bleibt, und er hat auf ihn gewartet. Dann ist er wieder ein paar Schritte zurückgegangen, und jetzt ist der andere gekommen, aber über und über in Schweiß gebadet und bloß so gekrochen. Und er hat kaum sprechen können und bloß gesagt: „Ich ertrage mich nicht mehr, mir war's aufgehuckt. Ich werde ja Lachniten nie mehr „anoch tun."

Von der Zeit an hat man von dem Dinge nichts mehr gehört.

31. Vom Aufhocken.

Dem, der um Mitternacht durch die Jüschke, eine Waldschlucht zwischen Hollenau und Birgwitz, geht, springt ein feuriges Füllen auf den Rücken, das sich eine Strecke weit tragen läßt und dann plötzlich verschwindet. Von dem Ort, wo es erscheint, heißt es das Jüschkefüllen.

Ein Fohlen ſpringt auch denen auf den Hals, die nachts die Welzelhofwieſen bei Rengersdorf überſchreiten. Der verſtorbene Lehrer Seidelmann könnte dafür Zeuge ſein.

Als einſt zwei Mägde ſpät abends von Konradswalde nach Landeck gingen, ſah die eine von ihnen einen Pudel am Wege ſitzen, während die andere nichts bemerkte. Plötzlich ſchrie jene laut auf: der Pudel war ihr auf den Nacken geſprungen und ließ ſich von dem Mädchen bis zur Kapelle am Hutberge tragen, wobei er immer ſchwerer und ſchwerer wurde. Dort ſprang er ab und verſchwand.

Ein alter Mann erzählte: „Als ich einmal in meiner Jugend von Neugersdorf nach Altgersdorf gehen mußte, mahnte mich eine Frau, ich möchte doch an einer Stelle beſonders auf meiner Hut ſein, denn dort ſei es nicht ganz richtig. An dem bezeichneten Orte lag ein kleiner Pudel im Geleiſe. Da er nicht aufſtand, ſchlug ich nach ihm. Im ſelben Augenblicke ſprang mir das Tier auf die linke Schulter und legte ſich von da aus auf die rechte Schulter, meinen Kopf beugte es dabei mit Gewalt herunter. Alle Mühe, die Laſt abzuſchürteln, war vergeblich, keuchend und ſtöhnend und von Angſtſchweiß gebadet, mußte ich ſie bis zum nächſten Kreuzwege tragen. Dort wurde ich endlich frei.“

32. Das vergrabene Teſtament oder der Pfarrer von Thalheim.

In dem Schoß der Erde liegen vielerlei Schätze von gemünztem Golde und geſchliffenen Edelſteinen verborgen, doch ſelten gelingt es jemandem, trotz der Anzeichen, durch die ihr Ruheplätzchen verraten wird, ſie zu heben. Einem aber iſt's einmal geglückt, eines ſolchen Schatzes Herr zu werden, dem Pfarrer von Thalheim.

An der linken Seite des Weges, der von der Johannisbrücke in Landeck hinausführt nach der Überſchar, ſteht ein Kreuz. Auf dieſem Platze bemerkten einſt diejenigen, die des Mittags zwiſchen 12 und 1 Uhr vorübergingen, eine blaſſe, weißgekleidete Frau, die etwas zu ſuchen ſchien. Sie bewegte

sich im Kreise herum, aber niemand sah, daß sie ausschritt oder die Füße vorwärts setzte, auch hörte niemand das geringste Geräusch, wie es etwa das Auftreten auf Laub oder ein Ästchen verursacht, und niemand erhielt auf seine Fragen an die Person Antwort. Schließlich fürchteten sich die Leute, an dieser Stelle vorbeizugehen und machten, um ihr auszuweichen, weite Umwege.

Als der Pfarrer von Thalheim davon Kenntnis erhielt, beschloß er, in ziemender Weise sich zu überzeugen, ob der Spuk wirklich vorhanden sei oder nicht und, falls jene geisterhafte Person auch ihm erschiene, sie Kraft seines Amtes aufzufordern, daß sie ihm Rede stehe. Eines Tages also ging er, angetan mit dem Chorrock und einer violetten Stola und begleitet von einem Knaben, der Weihwasser trug, kurz vor dem Mittagläuten hinaus. Bald sah er, daß seine Berichterstatter sich nicht getäuscht hatten, denn die blasse Frau war da. Ohne Bangigkeit trat der Priester bis an den Kreis heran, den die geheimnisvolle Wandlerin innehielt, und fragte sie im Namen des dreieinigen Gottes, wer sie sei. Mit hohler, jedoch deutlicher Stimme entgegnete sie: „Ich bin das Weib eines reichen Kaufmannes aus hiesiger Gegend. Mein Gatte bestimmte kurz vor seinem Tode, da uns Kindersegen nicht beschieden war, all sein Hab und Gut mit Ausnahme dessen, was ich bis an mein Ende verbrauchen würde, zur Erbauung von Kirchen. Ich aber war damit nicht einverstanden und trug, nachdem mein Mann gestorben war, das Geld und die Kostbarkeiten samt der Pergamentrolle, die seine Verfügungen enthielt, hierher und vergrub sie. Zur Strafe dafür darf ich, obwohl mich Gott schon längst von der Erde abgerufen hat, nicht in die ewige Ruhe eingehen, sondern muß den Schatz hüten, bis diesen jemand gehoben und zu seinem Zwecke verwendet haben wird.“ Der Geistliche versprach, der armen Seele bald zum Frieden zu verhelfen und schied mit einem Segenswunsche.

Da der begleitende Knabe aus Furcht ziemlich fern gestanden hatte, so erfuhr zunächst niemand etwas von dem, was die Frau gesprochen hatte, und darum gelang es dem

Pfarrer in der folgenden Nacht, ohne von Neugierigen belästigt zu sein, den Schatz zu heben. Er bestand aus goldenen Münzen, Geschmeiden, funkelnden Edelsteinen, die mit der Pergamentrolle in einer Urne lagen. Damit war aber nur die eine Hälfte des freiwillig übernommenen Werkes ausgeführt. Indessen verflossen nur wenige Jahre, bis auch die andere getan war. In rascher Folge errichtete der Pfarrer sieben Kirchen, darunter die zu Landeck und die zu Krautenwalde. Als die siebente fertig und das Geld zu Ende war, ging der Erbauer noch einmal hin zu dem Orte, an dem die bedauernswerte Pilgerin zu wandeln pflegte und den sie noch immer nicht verlassen durfte. Er besprengte sie mit Weihwasser und betete für sie um Gottes Gerechtigkeit. Seitdem ist sie nicht mehr gesehen worden.

Die Pergamentrolle hielt der Pfarrer bei seinen Lebzeiten so versteckt, daß sie niemandem zu Gesicht gekommen ist. Er verpflichtete aber eine treue Person, daß sie das Schriftstück nach seinem Tode ihm mit in den Sarg legte. Ein Nachfolger im Amte hätte gern den Inhalt der geheimnisvollen Rolle kennen gelernt und wollte das Grab öffnen lassen. Als aber die Werkleute in seiner Gegenwart die Aufgrabung begannen, überkam ihn eine solche Angst und ein solches Grauen, daß er von seinem Vorhaben abstand. Längst ist seitdem der Name und die Grabstätte des mutigen Geisterbanners und reichen Kirchenerbauers vergessen worden.

33. Der Schimmelreiter im Schreckendorfer und Mohratale.

Im Schwedenkriege ist's gewesen, da hat einmal ein Geistlicher mit einem Schweden gezecht und sich völlig betrunken. In diesem Augenblicke wurde er zu einem Kranken gerufen, dem sollte er die heilige Wegzehrung bringen. Es war eine Vermessenheit, in solchem Zustande sich auf den Weg zu machen, aber er tat es. Er nahm das heilige Brot, bestieg seinen Schimmel und kam glücklich bis dahin, wo der Weg nach Mühlbach abbiegt. Hier scheute das

Tier, bäumte sich und schleuderte seinen Reiter zur Erde, daß er das Genick brach. Der Kranke starb, ohne das heilige Mahl empfangen zu haben.

Seit der Zeit ist die Seele des unwürdigen Priesters verdammt gewesen, in der Abenddämmerung bis spät in die Nacht vom Dürren Berge bis zur Onuphruskapelle bei Seitenberg und am Neustädter Steige zu reiten. Man nannte ihn den Schimmelreiter, und wer ihm begegnete, der entsetzte sich. Ein junger Geistlicher, Gregor Seipelt, traf ihn einmal in der Mitternachtsstunde beim Neustädter Steige und beschwor ihn. Was ihm der irrende Reiter eigentlich geoffenbart hat und was dem jungen Priester geschehen ist, weiß man nicht, aber er kam krank nach Hause und starb in kurzem. Man erzählt jedoch, daß ihm der Reiter gesagt habe, es könne ihn noch niemand erlösen, ein Bauernjunge würde das einst tun, der eine noch viel schlimmere Sünde getan habe. Der werde einst, wenn er bis zum Schreckendorfer Kirchtore gekommen sei, zu ihm sagen: „Laß mich reiten!“ Dann werde er vom Schimmel steigen, jener aber werde von da an bis zum jüngsten Tage reiten, nicht auf der Erde, sondern unter der Erde. Der Zeitpunkt mag wohl eingetreten sein, denn seit 60 Jahren hat man den Schimmelreiter nicht mehr gesehen.

34. Die Hofe-Verone zu Volpersdorf, ihr Umgehen und ihre Bannung.

Zu den Zeiten, da die Barone v. Hemm*) noch auf Volpersdorf saßen, diente im Schloß eine Köchin mit Namen Veronika. Sie verstand es, zumal sie von auserlesener Schönheit war, sich in die Gunst des damaligen Schloßherrn einzuschmeicheln. Die Folge davon waren eheliche Zwiste in der Familie des Barons, die dazu führten, daß die Frau Baronin mit den Kindern nach dem im Niederdorfe gelegenen Dittrich-Hofe zog. Nun hatte Veronika frei Tanzen.

*) Die Barone von Hemm saßen in vier Generationen von 1665 bis 1795 auf Volpersdorf.

Erſt einmal ſoweit gekommen, benützte ſie ihre Macht, um das ihr unterſtellte Geſinde und die erbuntertänigen Bauern in jeder Weiſe zu ſchikanieren und zu betrügen. Sie gab dem Geſinde nicht das ihm zuſtehende Deputat, nicht das verdiente Lohn, ließ die Bauern mehr Hand- und Spanndienſte leiſten, als ſie zu leiſten ſchuldig waren, ſchlug wie eine Furie bei den geringſten Anläſſen unbarmherzig auf die Leute ein und wirtſchaftete vor allem viel in ihre eigene Taſche. Lange jedoch währte dies tolle Treiben nicht, ein früher Tod machte ihr den Garaus.

Ihre Seele konnte zur Strafe für die verübten Schändlichkeiten keine Ruhe finden, ſie mußte „umgehen“. In den Ställen machte ſie das Vieh wilde, ſo daß es ſich von den Ketten losriß, wild durcheinander lief und ſchlug. In die Feueressen kroch ſie und blies den Leuten das Feuer aus.

Ein Schaffer, der auf dem Hofe diente, nahm ſich ein Herz und beſchloß, dieſem Unweſen ein Ende zu bereiten. Als er einmal merkte, daß der Geiſt wieder in der Eſſe war, ſtieg er ſchnell auf das Dach und zog einen ledernen Sack über die Schornſteinöffnung. Nachdem die Verone das Feuer ausgelöſcht hatte, wollte ſie nun wieder auf demſelben Wege, auf dem ſie gekommen war, verſchwinden und geriet in den Sack, den der Schaffer ſchnell zuband und hinabwarf. Auf einen Wagen geladen, machte ſie ſich ſo ſchwer, daß ſechs ſtarke Ochſen davorgeſpannt werden mußten, die den Geiſt nach dem Roombübel fuhren, wo er in einem tiefen Loche verſcharrt wurde.

35. Wie die Hofe-Verone zu Volpersdorf zwei Knechte verfolgte.

Im Dachgeſchoſſe des Schloſſes zu Volpersdorf wohnten zwei Knechte, die manchmal recht ſpät heimkamen. Als ſie einſt gerade zur Geiſterſtunde nach Hauſe kamen, bemerkten ſie in ihrer Kammer Licht. Neugierig, wer zu dieſer Zeit in ihrer Stube ſein könne, öffneten ſie die Tür ein klein wenig und ſahen darin vor dem Spiegel ſtehend die Veronika,

ihr langes blondes Haar kämmend. Einen der beiden, dem bei jeder Gelegenheit der Schalk im Nacken saß, gelüstete es, die Verone zu necken und er rief: „Veroone, Du koanst mr aach amool de Looda kämma!“ Kaum ist das Wort heraus, da dreht sich die Verone herum und will die beiden fassen. Sie rennen entsetzt die Treppe hinunter, und es beginnt eine wilde Jagd durch das Schloß, die Verone immer hinter her. In ihrer Angst rennen die beiden Knechte in den Pferdestall und verstecken sich unter die Futterkrippen. Hier hat die Verone keine Macht mehr über sie. Sie bleibt an der Schwelle stehen und ruft höhnisch hinein: „Wärt ihr nicht hinter Stahl und Eisen, ich wollt's euch beweisen.“ Mit diesen Worten verschwand sie, wohin weiß niemand.

36. Die Feuermännchen auf den „Leeden“ bei Kunzendorf, Kreis Neurode.

Dem Wanderer, der des Nachts von Neurode auf dem sogenannten „Leedenwege“*) nach Köpprich ging, begegneten bisweilen die Feuermännchen, kleine häßlich aussehende, helleuchtende Gestalten, die schon gar manchen fürchtig machten. Nur durch ganz beherztes Entgegentreten konnte ihre Macht gebrochen werden; wer sich aber vor ihnen fürchtete, dem spielten sie übel mit.

Einst kam ein Bergmann, der in Neurode Geld geholt hatte, diesen Weg und verlor seine Börse. Um sie zu suchen, ging er wieder zurück, konnte sie aber in der stockfinsteren Nacht nicht finden. Ärgerlich darüber rief er: „Ihr Feuermannlan, fuste seid'r zu nischte nutze, kummt oan halft mr mei Geld sucha.“ Kaum gesagt, erschien eins dieser Feuermännchen und führte ihn zu der Stelle, wo das Geld lag. Er nahm es auf, bedankte sich bei dem Lichtgeist und wollte seines Weges gehen. Da bat ihn das Feuermännchen, er möge doch für seine ruhelose Seele beten und einen Bild-

*) Die „Leeden“ oder „Leedenhäuser“ sind eine Kolonie der Gemeinde Kunzendorf, Kreis Neurode.

stock setzen. Der dankbare Mann erfüllte die Bitte und setzte einen Bildstock, der heut noch steht.

Eines Nachts ging ein Mann in angezechtem Zustande denselben Weg nach seinem auf den „Leeden" gelegenen Hause. Schon öfter, wenn er so spät diesen Weg gegangen war, hatte es ihn genarrt, und auch heute konnte er sich nicht zurechtfinden und irrte planlos umher. Er schimpfte und fluchte auf die Feuermännchen, die sonst überall, wo man sie nicht brauche, ihre Nase hätten, jetzt sich aber nicht sehen ließen. Sie sollten doch kommen — zum Donnerwetter — und ihm den Weg zeigen. Sogleich erschien ein Männchen und leuchtete ihm mit seinem Lichtscheine voran, bis er zu seinem Hause kam, ja, bis in die Stube hinein. Aber zum Dank gab ihm der boshafte Mann einen Fußtritt und brüllte, es solle sich eiligst fortpacken. Dabei fiel das Männlein an das Bett, das sofort Feuer fing. Im Nu stand das ganze Haus in Flammen.

37. Der böse Graf von Albendorf.

An der Harte ist früher von den Bewohnern der Straßenhäuser in der Mitternachtsstunde gar oft ein schwarzer Reiter gesehen worden, der eilig vorüberjagte. Die Leute, die ihn näher betrachteten, sahen mit Entsetzen, daß ihm der Kopf fehlte oder auf den Rücken herunterhing. Der schwarze Reiter war kein anderer als der böse Graf von Albendorf, der einst heimtückisch durch Kerzen, die er mit Pulver gefüllt hatte, die Albendorfer Kirche in die Luft sprengen wollte. Er hat im Grabe keine Ruhe gefunden. Wenn er jetzt lange Zeit nicht mehr gesehen worden ist, so mag wohl seine Seele durch die frommen Gebete der Wallfahrer endlich erlöst worden sein.

38. Die nach Albendorf wallfahrende Kröte.*)

Die Leute meinen, die Kröte, oder wie sie in der Grafschaft heißt „Hêtsche", ist ein verbannter Mensch.

*) Parallele zu der österreichischen Sage in Schles. Sagen I S. 303.

Ein Mädchen ist einmal in eine schwere Krankheit gefallen, und da hat sie sich vorgenommen, wenn sie noch einmal gesund würde, wolle sie wie eine Hêtsche nach Albendorf kriechen. Und sie ist wieder gesund geworden, aber auch in eine Hêtsche verwandelt worden. Und nun ist sie 31 Jahre lang gekrochen, bis sie nach dem Wallfahrtsorte gekommen ist. Dann ist sie wieder in einen Menschen zurückverwandelt worden, und jetzt konnte sie es sagen, daß es ihr am allerbängsten getan hat, wenn die Leute sie immer mit den Füßen aus dem Wege geschleudert haben. Und immer noch herrscht die Sage, man solle keine Hêtsche tot machen, denn sie ist ein verbannter Mensch.

39. Der wiederkommende Holzhändler.

Nicht weit von dem Bade Kudowa steht auf einem Berge eine Hussitenkapelle, die von einem kleinen Friedhofe umgeben ist. Hier werden die Toten aus der evangelischen Bevölkerung der Umgegend bestattet. Auf diesem Friedhofe wurde bis in die neueste Zeit ein Geist beobachtet, der schon seit langer Zeit hier sein Unwesen trieb und gegen gewisse Personen besonders zudringlich war. Über diesen Geist gibt die folgende Erzählung Aufschluß:

Vor vielen Jahren lebte in Tscherbeney ein alleinstehender Mann, der einen kleinen Holzhandel betrieb und sich davon schlecht und recht nährte. Ans Heiraten aber dachte er nie, obschon er mit einem reichen Mädchen, einer Waise, ein zärtliches Verhältnis unterhielt. Plötzlich starb dieses Mädchen, und kurze Zeit darauf war der Holzhändler ein reicher Mann. Ob dies mit natürlichen Dingen zugegangen war, wußte niemand zu sagen, aber es waren in dem Leben des Holzhändlers und in den Umständen, die seinen Reichtum und den plötzlichen Tod des genannten Mädchens begleitet hatten, so viel Verdachtsgründe enthalten, daß das Volk, besonders aber die alten Weiber, über den Mann die wunderlichsten Geschichten erzählten.

Als er nun ein Jahr darauf selber starb, ward das Gerede noch ärger, man erzählte sich die grauenhaftesten

Dinge von ihm, die einige gehört, andere wieder gesehen haben wollten. Ging einer der Bewohner von Tscherbeney an seinem Hause vorüber, so tat er es mit Furcht und Zittern, er bekreuzte sich oftmals und rief alle guten Geister um Beistand an. Der Holzhändler wurde auf dem Begräbnisplatze bei der Hussitenkapelle begraben. Kaum aber war die irdische Hülle der lieben Erde übergeben, als auch schon einzelne Personen aus Tscherbeney den Geist des Mannes bei Tage wie bei Nacht gesehen zu haben behaupteten.

Da er keine rechtmäßigen Erben hinterlassen hatte, erbten das hinterbliebene Vermögen mehrere Dorfbewohner, die zu dem Verstorbenen in irgendeiner Beziehung gestanden hatten. Diese Erben fühlten sich von dem Geiste besonders stark beunruhigt und erzählten, der tote Holzhändler verfolge sie überall und verlange das Geld von ihnen zurück. Diese Belästigungen dauerten so lange, bis die Erben das erhaltene Vermögen bis zum letzten Pfennige zurückgezahlt hatten. Sie taten das dadurch, daß sie es auf Messen verwendeten und unter die Armen verteilten.

Seitdem läßt sie der Geist in Ruhe. Aber er selbst kann die ersehnte Ruhe nicht finden, und ist immer noch dem einen oder andern Menschen erschienen.

40. Der erlöste Feuermann in Sackisch.

Da drüben auf Veits Wirtschaft hat's eine alte Weide stehn gehabt, und bei der hat sich in der Adventzeit immer ein Lichtmann sehen lassen, der immer schrie: „Übel — übel — übel!" Da meinten die Leute, wenn einer spreche: „Amen", so könnte er erlöst sein. Und da hat sich ein altes Weib, die alte Hausken, vorgenommen, sie wollte die arme Seele erlösen. Zuvor ist sie zur Beicht und zur Kommunion gegangen, und dann ist sie einmal abends, wie der Feuermann wieder dastand, auf ihn zugegangen und wollte: „Amen! Amen!" sagen. Sie hat's aber nicht so weit gebracht und ist vor Angst wieder umgedreht. Und von der Zeit an ist der Feuermann weg.

41. Der Määrta (Martin) auf der Steinrücke bei Brzesowie.

„Meine Großmutter hat einmal erzählt, daß sich in der Langerwirtschaft einer im Stübel gehangen hatte. Und da haben sie ihn zum Fenster hinausgetragen und nicht durch die Türe, daß er nicht wiederkommen und die Leute fürchtnich machen sollte. Wenn sich einer das Leben genommen hatte, da haben sie ihn früher immer auf drei Grenzen begraben. Und da haben sie halt auch den Gehangenen auf den Berg begraben, wo drei Pauern gegrenzt haben. Wie ich noch klein war, haben sie halt immer erzählt: wenn man auf den Berg geht, was sie die Steinrücke heißen — und wenn man dort schreit: „Määrta, breng mer enn Gefährta!" da soll es dem Schreier nicht gut gehn. Einer hat sich einen Spaß gemacht, ist hingegangen und hat geschrien: „Määrta, breng mer enn Gefährta!", dreimal hintereinander. Da ist etwas auf ihn gehuppt und ist immer schwerer geworden, daß er es kaum noch ertragen konnte. Und wie er heimgekommen ist bis vor die Türe, da ist es von ihm gefallen. Seitdem hat er sich nicht mehr so einen Spaß gemacht. Der Mann ist nachher im Kriege gestorben."

42. Das Hundel als gespenstischer Begleiter zwischen Schlaney und der Sackischer Grenze.

„Als der Meyer-Guste vor etwa dreißig Jahren nach Schlaney kam zum Großvater, seine Braut abzuholen, da war's schon spät in der Nacht, als die Brautleute den Heimweg nach Brzesowie antraten. Und da ging meine Mutter ein Stückchen mit ihnen. Und wie sie zu der Bräuerei kamen, da hat sich auf einmal so ein kleines Hundel zu den Dreien gefunden. Sie gingen alle Dreie in einer Reihe, und das Hundel ist vor ihnen immer von einer Seite auf die andere querüber gelaufen, daß sie gar nicht ordentlich treten konnten. Und so ist es ein großes Stück vor ihnen hergegangen bis auf die Sackischer Grenze. Dort ist dann die Mutter stehen geblieben und hat von ihnen Abschied ge-

nommen, und da hat sich auf einmal das Hundel verloren. Und das ist auf dem Flecke gewesen, wo sich vor ein paar Jahren einer erschossen hat.

Das ist der Mutter erst eingefallen, als sie wieder zurückging. Denn sie war zwei Schritte gegangen, da hat sich das Hundel auf einmal wieder zu ihr gefunden. Sie wollte laufen, konnte aber nicht, weil ihr das Hundel immerfort im Wege war. Da hat sie eine große Angst überfallen, denn sie hat immer daran gedacht, daß sich einer hier erschossen hat.

Das Hundel ist mit ihr gegangen bis zu Bräuers Teiche, und dort ist es ins Wasser gesprungen. Da ist die Angst noch größer über sie gekommen, und der Schweiß ist von ihr gelaufen und sie ist zum Haber gelaufen, der dort wohnt. Bei Habers war's noch offen, und sie haben gerade Karten gespielt. Da hat sie nun geschwinde aufs Fenster geschlagen, sie sollten ihr aufmachen. Da kam der Haber heraus, dem hat sie die Geschichte erzählt und hat ihn gebeten, mit ihr zu gehen, sie ginge nicht allein heim. Und unterwegs hat ihr der Haber erzählt, daß schon oft Leute zu ihm gekommen sind, ebenso durchschwitzt, und haben ihm gesagt, daß sie immer den Hund gesehen hätten, und sie seien bei ihm über Nacht geblieben, weil sie sich gefürchtet hätten wegzugehen."

43. Grenzsteinträger.

1. Der Grenzsteinträger im Walde zwischen Schlaney und Klein-Tscherbeney.

„Die alte Seppelten hat meiner Mutter erzählt, daß die Leute in dem großen Pusche, der auf dem Wege von Schlaney nach Klein-Tscherbeney liegt, sich immer gefürchtet haben allein durchzugehen. Denn dort hat's immer so jämmerlich geschrien: „Wohin damit? Wohin damit?" Da ist einmal in der Nacht ein besoffener Handwerksbursche durchgegangen und hat immerfort die Worte gehört: „Wohin damit? Wohin damit?" Da ist er stehen geblieben und hat in seiner Duselei gesagt: „Na da gib's doch dorthin, wo de's hergenommen hast!" Auf einmal ist ein so heller Schein um

ihn geworden, und eine weiße Gestalt hat vor ihm gestanden. Jetzt wurde er erst nüchtern und er überlegte sich, was er eigentlich gesagt hatte. Die weiße Gestalt hat aber immerfort gedankt und zu ihm gesagt: „Über 2000 Jahre plage ich mich schon im Fegefeuer, und keiner hat mir noch geholfen. Jetzt aber bin ich erlöst durch Dich. Und jetzt will ich auch für Dich Fürsprache einlegen beim lieben Gott, daß Du auch in den Himmel kommst. Wie ich auf der Welt gelebt habe, da habe ich schwere Sünde getan und die Grenzsteine versetzt. Und nach dem Tode haben mich die Grenzsteine gedrückt und ich habe sie in diesem Pusche hier auf dem Rücken herumtragen müssen, bis Du gekommen bist und mich durch Deine Antwort befreit hast."

2. Der Grenzsteinträger von Thanndorf.

In Thanndorf hat einmal ein geiziger Mann gewohnt, der hat immer die Grenzsteine auf die Seite gerückt und hat so mit der Zeit viel mehr Acker zu seinem Grundstück hinzugebracht. Sein Nachbar hatte auf diese Weise schon viel Furchen breit eingebüßt. Dann ist der Mann gestorben. Da hat man's bei dem Rainsteine immerfort reden hören: „Wu tu ech a hä? Wu tu ech a hä?" Aber niemand hat antworten mögen. Da ist einmal ein besoffener Kerl gekommen, der hat die Worte auch gehört, und da hat er gleich zur Antwort gegeben: „Verflommter Hund! Tu a hä, wu a weggenumma host!" Und da hat der Geist gesagt: „Habe vielmals Dank, jetzt bin ich erlöst." Und seit der Zeit hat man dort nichts mehr gesehen und gehört.

44. Das aufhockende Füllen zwischen Lewin und Gellenau.

Bei der Brücke zwischen Lewin und Gellenau ist immer ein Füllen umgegangen, das ist den Leuten aufgehockt, und sie haben's ein ganzes Stück schleppen müssen, daß sie ganz durchschwitzt waren. Wenn sie nun vor Angst zu beten anfingen, da war es auf einmal weg.

45. Der Hummelritter.

In der Nähe der Ruinen des Hummels werden in der Mitternachtsstunde oft unheimliche Laute gehört, die wie Streit- und Hilferufe klingen. Sieht man zufällig auf den Waldweg, so gewahrt man einen schwarzen Ritter, der auf schnaubendem Rosse zur Burg hinaufsprengt, und die Trümmer oben sind von hellem Glutschein umsäumt. Deutlich vernimmt man die Hufschläge des Panzerrosses und sieht das blutrote Schwert in der Hand des Ritters. Geistergewimmer tönt hinter ihm drein.

Der schwarze Ritter war einst Burgherr auf dem Hummel, aber er beschützte nicht das Land seiner Ahnen, sondern war zum argen Wegelagerer und Landbeschädiger herabgesunken, den jedermann haßte und fürchtete. In einem Anfalle von Wut ermordete er seine fromme Gemahlin, und für diese Schandtat muß er bis zum heutigen Tage büßen. Er findet keine Ruhe in der Burggruft und tobt mitternächtlich auf schwarzem Rosse durch das Hummelgehege.

46. Der erlöste Lichtmann bei Tassau.

Bei Tassau ist einmal ein Mann über die Felder gegangen, und es war schon sehr finster. Da sah er einen Lichtmann, zu dem sagte er: „Lichtmon, lecht mr!“ Und da ist der Lichtmann mitgegangen bis nach Hause. Hier aber lehnte er sich an der Tür hinauf und ging nicht mehr fort und brannte wie eine Schütte Stroh. Da nahm der Mann den Besen und haute ihm ein paar herunter. „Bezahls Gott“, meinte der Lichtmann, „jetzt hast Du mich erlöst. Wie ich auf der Welt war, habe ich einmal einem Bettelmann ein paar mit dem Besen übergehaun und mußte jetzt als Lichtmann herumgehn.“

47. Der Pfarrer von Frummrich.*)

Ein Weib aus Brzesowie erzählte, sie habe einen Traum von dem alten Frummricher Pfarrer gehabt, als er ein halbes

*) Frummrich-Neuhradek bei Gießhübel a. d. Mense.

Jahr tot war. Es träumte ihr, daß sie auf einem Wege ginge und bei einer Art Höhle vorbeikäme. In dieser stand ein Bett, und der alte Pfarrer lag darin auf dem Gesicht und weinte. Von den Wänden lief das Wasser, und von der Decke tropfte es auf ihn herab. Und so traurig habe er ausgesehen. Als sie nun vorbeigegangen war und sich ein Stückchen entfernt hatte, stand er wieder vor ihr, war ganz schwarz angezogen und sagte: „Mädel, wenn Du mich doch erlösen könntest!“ Sie fragte: „Was soll ich denn machen?“ „Geh zu meiner Schwester und sage ihr, achtzig Priester sind notwendig, dann bin ich wohl erlöst.“ Als sie aus dem Traum erwachte, dachte sie nicht weiter daran. Aber auch die zweite Nacht träumte ihr dasselbe, und die dritte wieder. Darauf sagte sie zu ihrem Manne: „Heute muß ich aber nach Frummrich gehen!“ Und wie sie ging, begegnete sie im Walde der Schwester des Pfarrers, der erzählte sie den Traum. Da hat diese alsbald 80 Messen lesen lassen. Und bei der achtzigsten war die Frau dabei. Wie sie nun aus der Kirche kam, flog ihr eine weiße Schwalbe ein paarmal um den Kopf herum, und dann war sie weg. Da hat sie sich gesagt: „Der Geistliche ist wohl erlöst, und er hat sich bedankt bei mir.“

48. Der Feuermann in Gießhübel a. d. Mense.

„Das hat meine Mutter immer erzählt und die Großmutter auch. Unten am Ringe (in Gießhübel) war ein Bauer, der hatte einmal Einquartierung im Kriege. Da lag auch ein Dragoner bei ihm, der hatte viel Geld. Das hat ihm der Bauer in der Nacht weggenommen und hat's auf seinem Felde in einer Steinrücke eingegraben. —

Später ist immer der Feuermann zu dem Bauer gekommen bis in den Hof. Und das hat nicht eher aufgehört, bis sie ein Kreuz aufgestellt haben, dann war Ruhe. In späterer Zeit haben die Nachkommen des Bauers auch das Geld in der Steinrücke gefunden.“

49. Das Gespenst am schwarzen Kreuze bei Gießhübel a. d. Mense.

Einmal ist ein Mann am Sonnabend-Abend von Reinerz nach Gießhübel gefahren. Als er zu dem „Schwarzen Kreuze" kommt, da hat ein Weibsbild dort gekniet und gebetet. Da hat der Mann gefragt: „Da könnte ich wohl einen Gefährten kriegen?" Und als sie ihm keine Antwort gibt, hat er noch einmal gefragt, hat aber wieder keine Antwort bekommen. Wie er nun das dritte Mal fragt, da hat sie die Hände zusammengeschlagen und ist am Kreuze hinaufgefahren und verschwunden. Als er darauf weiter gefahren ist, da ist ein Aufruhr in der Luft entstanden, der ist gewesen, wie wenn die Wipfel von den Bäumen hätten herunterkommen sollen.

Naturspuk und gebannte und Schabernack treibende Geister des Bergwaldes

50. Die Siegritzziege.

Ein Bürgermeister von Hahelschwerdt, der durch seine Ungerechtigkeit bei seinen Mitbürgern verhaßt geworden war, kam zum Sterben und wurde begraben. Aber die Leute sagten, es sei jetzt auf dem Kirchhofe nicht mehr geheuer, und mancher, der die Gräber seiner Lieben besuchte, wurde durch allerlei sonderbare Erscheinungen während der Abenddämmerung oder während des Morgengrauens geängstigt. Das wurde um so ärger, je mehr man sich dem Grabe des Bürgermeisters näherte. Da bestellte man einen Geisterbanner, der den Unhold, von dem dieser Spuk herrührte, in einen Sack aus Ziegenfell hineinbesorgte, ihn dann auf den Siegritz trug und dort vergrub. Nun aber spukte es auf dem Siegritz. Das ist das kleine Büschel zwischen Krotenpfuhl und der alten Westerz.

Einmal ging ein Mann aus Hahelschwerdt, der in Grafenort etwas besorgt hatte, in der späten Abendstunde nach Hause. Der Mond schien taghell. Als er in die Nähe kam, bemerkte er zwei Hasen, die miteinander spielten. Er sah ihnen ein Weilchen zu und achtete dabei wenig seines Weges. Nach und nach kam ihm aber dieser doch zu lang vor. Auf einmal schlug die Uhr einer Kirche zwölf. Die Hasen verschwanden, und er war wieder in Grafenort. Natürlich kehrte er um und begab sich von neuem auf den Heimweg. Wenn er sich auch nicht fürchtete, so war er doch recht froh,

daß er nach einiger Zeit einen andern Fußgänger vor sich herschreiten sah. Bald holte er ihn ein und suchte mit ihm ein Gespräch anzufangen, doch erhielt er weder einen Dank auf seinen Gruß, noch eine Antwort auf seine Fragen und vermutete daher, daß sein Gefährte taub oder stumm sei. Das hinderte ihn indes nicht, gleichen Schritt mit ihm zu halten. Sie gingen und gingen, und am Morgen war unser Mann wieder in Grafenort angelangt.

Wie er, so schrieben auch viele andere, die ein gleiches Schicksal hatten, diese Irreführung dem Gespenste in dem Ziegenfelle zu, das sie kurzweg Siegritzziege nannten.

Gar manchem ist es auch aufgehockt. Aber wie es aussieht, weiß kein Mensch, weil es erst dem Menschen einen großen Nebel vormacht, daß er sich verläuft und stundenlang aus dem kleinen Büschel nicht herausfindet. Dabei sind ihm die Füße wie Blei, weil das Gespenst ihm im Nacken sitzt. Und wem das widerfährt, der stirbt noch dasselbige Jahr.

51. Die Himmelsziege am Turmsteinfelsen im Wölfelsgrunde.

Oberhalb des Wasserfalles im Wölfelsgrunde befindet sich der Turmsteinfels. Dort soll die Himmelsziege gewesen sein. Das ist so ein schwarzes Gespenst in Gestalt einer Ziege, die „pläkt asu häßlich“. Da sind wir, wie wir Kinder waren, nur hurtig nach Hause geeilt, wenn wir am Turmsteinfelsen vorbeikamen.

52. Verbannung böser Seelen in die Quarklöcher am Glatzer Schneeberge.

Wenn früher Leute starben, die im Leben Böses getan hatten, und sie kamen wieder, so hieß es immer, der Pfarrer oder der Pater müßte sie auf den Schneeberg in die Quarklöcher verbannen. Dort müßten sie bleiben, und die Leute hätten Ruhe vor ihnen. Dort, so sagte man, befände sich ein Türchen, durch das man in den Fels hineingehen könnte.

In diese Felsentiefe wurden die bösen Seelen auf 100 Jahre oder so ähnlich verbannt.

53. Der Feierabend bei Seitendorf.

Vom Dreitannenberge aus zieht sich links an Seitendorf herab ein Bergrücken, der allmählich niedriger wird. Derselbe heißt der Feierabend. Diesen Namen hat er von folgender Begebenheit. Ein Mann aus dem ebengenannten Orte arbeitete, obwohl er es nicht nötig hatte, auch nachdem die Abendglocke geläutet worden war, noch auf seinem, an jenem Hügelzuge liegenden Felde. Er schoberte Brachenheu. Da rief auf einmal eine, wie eine Riesin anzuschauende Jungfrau von der Burgruine Schnallenstein mit so starker Stimme, daß es alle Dorfbewohner vernahmen, herüber: „Feierabend". Der Mann gehorchte, legte den Rechen weg und ging heim. Am nächsten Morgen fand er alles nach dem Abendläuten Zusammengebrachte zerstreut. Als er es nochmals versuchte, sein Tagewerk über das übliche Zeichen auszudehnen, da geschah dasselbe. Von da ab unterließ er es. Der Ort aber heißt seitdem der Feierabend.

54. Das Annastübel auf dem Jauersberge.

Auf dem zum Zisterzienser-Kloster Camenz gehörigen Gutshofe lebte zur Zeit der Mönche eine Wirtschafterin namens Anna. Sie war hartherzig gegen Vieh und Menschen. Gegen die ihr untergeordneten Dienstboten war sie besonders grob. Nach ihrem Tode ging es auf dem Gutshofe um. Im Hofe warf es die Leute mit Steinen, in den Ställen schlug es die Menschen mit Stöcken. Man unterrichtete die Mönche von dem Spuke, die dem Treiben ein Ende zu machen beschlossen. In Prozession zogen sie auf den Hof, dort beschwor der Prior den Geist und bannte ihn auf einen großen Brettwagen. Von acht großen Ochsen wurde dann der Geist bis auf den Jauersberg gezogen. Hier beschwor der Prior den Geist wieder vom Wagen und bannte ihn auf einen einsamen Platz. Dieser heißt seit der Zeit das „Annastübel", weil die Seele der Wirtschafterin Anna hier wohnt. Sie geht

aber am Jauersberge noch immer um. Holzhauer aus Reichenstein erzählen, daß es noch heute am Jauersberge mittags und abends mit Steinen werfe.

55. Die Schönwälderin von Schlottendorf.

In Schlottendorf bei Camenz lebte einmal eine böse Bäuerin. Sie bezichtigte die Dienstboten der Unehrlichkeit und schalt sie tagtäglich, daß sie es im Dienst nicht aushielten und davonliefen. Koffer und Körbe ließen sie in der Eile zurück, so fürchteten sie sich vor dem bösen Weibe. Nun lag sie krank danieder. Es war Sonntag, und die Leute waren in die Kirche gegangen. Da kommt ein Wagen mit vier Rappen bespannt vor das Gehöft gefahren, heraus springt ein feiner, schwarz gekleideter Herr und geht hinein in das Haus, wo die Frau krank liegt. Nach einiger Zeit kommt er wieder heraus, steigt ein und fährt mit Donnern und Sausen davon. Als nun die Leute aus der Kirche kommen, finden sie die Frau tot im Bette liegen. Was war geschehen? Der Teufel hatte sie geholt. Nun kommt das Begräbnis. Die Leiche mußte über die Grenze gefahren werden. Dort erhebt sich ein furchtbarer Sturm, ganze Scharen von Krähen fliegen laut schreiend über den Sarg herüber und hinüber, und die Pferde sind kaum imstande, den Sarg fortzuziehen, so schwer ist er. Endlich bringen sie es fertig, der Wagen kommt auf dem Kirchhofe an, mit aller Kraftanstrengung wird die Leiche vom Wagen gehoben, aber in dem Augenblicke, wo sie ins Grab gelassen wird, erscheint sie ganz leicht. Der Priester spricht das Gebet, aber als er das Weihrauchfaß schwingt, flammt das helle Feuer aus dem Gefäß, faßt das Rochett und setzt es in Brand. Die Nächststehenden müssen herbeispringen, um durch Schlagen den Brand zu löschen. Die Leute kehren vom Grabe zurück, da ist die Tote schon wieder in ihrem Hause, rumort in Küche und Keller, und niemand getraut sich, im Hause zu bleiben. Nun wird ein Geistlicher geholt, der soll den Spuk bannen. Doch dem gelingt es nicht, er hat selber früher eine schwere Sünde begangen. Einem andern aber gelingt es, den Geist in eine

Flasche zu bannen. Diese Flasche wird auf einen Wagen geladen, denn sie ist furchtbar schwer. Vier Pferde ziehen mit großer Anstrengung die Flasche nach dem Jauersberge. Dort wird eine Grube gegraben und darin die Flasche versenkt. Die Stelle wird mit einem Zaun umgeben und mit einem Merkzeichen versehen.

Seit der Zeit hatte der Spuk auf dem Gehöfte unten ein Ende, aber am Jauersberge ist es nicht geheuer. Dort hat es mehr als einen irre geführt, daß er erst nach Stunden schweißgebadet sich zurecht gefunden hat. Man sagt, das tue die Schönwälderin aus Schlottendorf, so nennt man das Gespenst.

56. Der Spuk auf dem Jauersberge.

Der Jauersberg bei Schönau ist ein rechter Grenzberg, drei Grenzen stoßen dort zusammen, die Grafschaft auf der einen Seite, Schlesien auf der andern, und auch das alte Österreichisch-Schlesien zipfelt hier heran. An solchen Orten ist es niemals geheuer. Zwei böse Weiber sind hier gebannt und machen den Berg mit ihrem Spuk gefürchtet. Die Pilz- und Beerenfrauen wissen mancherlei zu erzählen. Da hat einmal ein Weib Blaubeeren gepflückt, und wie es um den Mittag gekommen ist, da hat die Glocke unten in Schönau geläutet. Auf einmal sitzt ein großer Hund vor ihr und sieht sie in einer Starre an, und wie unten das Glöcklein aufhört zu läuten, da ist er verschwunden, aber die Blaubeeren waren auch weg. — Ein Mann hat sich einmal auf eine Klafter Holz gesetzt, und wie er wieder herunter will, da kann er nicht. Er war wie festgebunden. — Ein Mann aus Maifritzdorf war, um eine Ziege zu kaufen, in Ober-Schönau gewesen und ging über den Jauersberg nach Hause. Er war oft schon oben gewesen und glaubte, er kenne jedes Fleckchen. Aber er verirrte sich so, daß er nicht mehr wußte, wo er war. Verdrießlich setzte er sich unter einen Baum. Kaum saß er aber, da war es, als ob er mit Steinen geworfen und mit Ruten gepeitscht würde, aber er sah weder Steine noch Ruten, nur den Schmerz fühlte er. War das nicht sonderbar? — Eine Frau

aus Rosenkranz verlief sich einmal auf dem Jauersberge. Da fing sie an zu schimpfen und zu fluchen. Klatsch! hatte sie eine tüchtige Ohrfeige von unsichtbarer Hand im Gesichte sitzen. — Kinder pflückten einmal am Jauersberge Beeren. Sie hatten etwa die Hälfte des Gefäßes gefüllt, da wurden sie müde und setzten sich. Da sahen sie nicht weit vom Berggipfel ein altes Mütterchen ebenfalls mit Beerenpflücken beschäftigt. Sie pflückte so emsig, daß die Kinder wohl annehmen mußten, dort sei ein wahres Beerenparadies. Sie schlichen näher heran, aber auf einmal war die alte Frau verschwunden. Da bekamen sie es mit der Angst und rannten, was sie konnten, nach Hause. Am vierten Tage läutete man über ihr Grab. — Eine Frau graste einmal an der schwarzen Lehne. Als es Mittag wurde, setzte sie sich, packte ein Stücklein Brot aus, das sie in einem Tuche eingebunden trug, und begann zu essen. Aber bald wäre ihr vor Schreck der Bissen im Halse stecken geblieben. Ein plötzliches Rauschen kam heran, und in rasendem Fluge kreiste eine weiße Gans fortwährend um sie herum. Nach einer Stunde hörte der Spuk auf. — Ein Bauer wollte sich Holz ansehen, das auf dem Jauersberge zum Verkauf stand. Da erblickte er einen ganz eigentümlichen Pilz. Er wollte sich seine untere Seite besehen und stieß ihn um. Da wuchs plötzlich eine Riesengestalt aus dem Pilze empor und drohte ihm. Aber ebenso schnell verging die Gestalt auch wieder. Der Bauer war so erschrocken, daß er langsam nach Hause wankte. Nach drei Tagen war er tot.

57. Die Böhmische Liese im Königshainer Busche.

„Meine Nachbarin, genannt „die Böhmische Liese", ist eine Hexe gewesen, ist aber jetzt in den Königshainer Busch verbannt. Wer mit ihr dort zusammentrifft, den verwirrt sie so sehr, daß er nicht mehr den Weg nach Hause findet."

58. Die Pfarrwirtin vom Siebersberge.

Bei Wiltsch hat sich immer eine Hexe herumgetrieben, die gern die Leute zum Besten gehabt und gefoppt hat. Sie hieß

überall „die Pfarrwirtin vom Siebersberge“, denn sie hatte in ihren früheren Tagen bei einem Bauer Sieber als Magd und später sogar bei einem Pfarrer als Köchin gedient. Jetzt aber ist sie durch den Geistlichen in den Busch verbannt und auch dort begraben. Öfters warf sie sich vor die vorüberfahrenden Fuhrwerke, so daß diese nicht mehr von der Stelle kamen, und rief: „Sieberpauer, sponn mer für!“

Sie hat gar oft auf einem Baumstumpf gesessen und ihr langes Haar gekämmt.

59. Die Heuscheuerfrau.

An dem Bache, der von der Heuscheuer in Kaskaden herunterstürzt, soll bisweilen zur Mittagszeit die Heuscheuerfrau stehen, in wehende Schleier gehüllt, und Kräuter und Bäume segnen. Sie ist die Besitzerin großer Schätze, die im Innern der Heuscheuer aufgestapelt liegen. Nur wer besonders begnadigt ist, findet den Berg offen und kann sie sehen und raffen.

Das ist einst einem etwas einfältigen Menschen widerfahren, dem Bauch-Bene (Benedikt Bauch). Er war ein Sonntagskind und fand den Berg offen, ging hinein und sah die große Halle, geschmückt mit Rubinen und Perlen. Aber er war nicht habgierig, mit offenem Munde stand er nur und vergaß auf den Augenblick zu achten, wo der Berg sich wieder schließen mußte. Da hat ihm die Heuscheuerfrau ein Warnungszeichen gegeben, daß er aus seinem Entzücken erwachte und gerade noch zu rechter Zeit hinausstürzte. Mit gesträubtem Haar rannte er hinunter bis in sein Dorf und erzählte, was ihm begegnet war.

60. Des Heuscheuerwirts Bannung.

In einem nahe an der Heuscheuer gelegenen Dorfe starb der Gastwirt, der nicht in bestem Rufe stand, und kam nach seinem Tode wieder. Jeden Tag, wenn die Sonne ihren höchsten Punkt erreicht hatte, tummelte er sich auf dem Dachfirsten seines vormaligen Hauses herum. Und wie häßlich sah er aus! Er hatte den Kopf eines alten Mannes, den

Körper aber eines kleinen Knaben. Er war angetan mit einem feuerroten Wamse. Der neue Besitzer der Wirtschaft betete und fluchte und verwünschte den unheimlichen Kobold, denn scheu schlichen die Leute an dem Gasthause vorüber und kamen nicht herein.

Einst kehrte ein Ordensmann, der zur Erholung die Täler und Höhen der Grafschaft besuchte, in der elften Morgenstunde in dem verrufenen Wirtshause ein, um zu rasten und sich ein wenig durch Speise und Trank zu stärken. Im Laufe des Gespräches mit dem Gastwirt erfuhr er von dessen Mißgeschick, und da er die Kraft und die Wissenschaft dazu besaß, versprach er dem gespenstigen Treiben Abhilfe zu schaffen. Als es 12 Uhr schlug, erschien das rote Männchen an seinem gewohnten Platze. Der Mönch nahm ein Buch aus seiner Tasche und las daraus einige Worte, flugs kam der Geist in die Stube herein. Da fragte ihn der Fremde, warum er keine Ruhe finden könne. „Ich habe den Branntwein immer erst mit vielem Wasser verdünnt, ehe ich ihn meinen Gästen reichte", sagte der Kobold, „dadurch habe ich großen Gewinn erzielt, aber am meisten brachte es mir ein, als ich einen Reisenden, der bei mir übernachtete, umbrachte, ihm das Geld abnahm und die Leiche im Misthaufen verscharrte." Zornig über so verruchte Tat sprang der Ordensmann von seinem Sitze, da wurde das Männchen von entsetzlicher Angst ergriffen, es wollte dem drohenden Rächer entrinnen, wurde klein und grau wie eine Maus und huschte davon, aber es fand nirgends einen Ausweg. Sofort rief es der Geisterbanner heran, und es mußte gehorchen. Dann zitierte er es in einen leinenen Beutel, den er kreuzweise verschnürte. Weiter ließ sich der Mönch zwei Ziegel bringen, die nicht im Feuer gebrannt, sondern nur an der Sonne getrocknet waren, machte je auf einer Seite von ihnen eine Höhlung, so daß gerade der Beutel mit seinem Inhalt hineinpaßte, legte die Ziegel mit ihrem Einschluß zusammen und band sie wiederum kreuzweise zusammen. Er nahm Bast dazu, der erst von einem Baum auf dem nächsten Friedhofe geholt werden mußte. Hierauf fragte der Banner den Geist,

wohin er gebracht sein wolle. Dieser erwiderte: „Bring mich an eine Stelle neben einem vielbegangenen Waldwege, daß ich dort die Vorübergehenden necken kann; wenn ich keine Ruhe finden kann, sollen andere auch keine haben.“ Über solche Bosheit wurde der Mönch sehr aufgebracht, nahm die Backsteine und trug sie ein Stück auf dem Heuscheuerkamm hin, bis er an einen öden, unwegsamen Ort kam. Dort warf er sie in den Sumpf und ließ die Stelle mit einem Zaun umgeben.

Inzwischen ist jener Sumpf ausgetrocknet, und Heidelbeeren wachsen auf dem Plane. Steigt einer über den Zaun, um die Beeren zu pflücken, die dort besonders reich und schön wachsen, dann wird er von einer unsichtbaren Gewalt empor und über die Einfriedung hinausgeworfen.

61. Der Heuscheuerwirt und das Beerenweib.

Eine Frau aus einem benachbarten Dorfe war einst auf die Heuscheuer gekommen, um Beeren zu suchen. Sie kam auch an die eingezäunte Stelle auf dem Kamm und bemerkte darin eine Unmenge Beeren von seltener Größe. Da besann sie sich nicht lange, sondern stieg über das Gehege hinweg und begann zu ernten. Kaum aber berührte ihre Hand ein schönes Beerlein, da verwandelte sich dieses in einen Kobold, der sie im Kreise herumdrehte und aus seinem Bereiche hinausschleuderte. Als das Weib ihr Heim glücklich erreicht hatte, gelobte sie, nie wieder von umzäuntem Lande sich etwas anzueignen.

62. Der Heuscheuerwirt und der Lehrbursche.

Ein Lehrbursche hatte sich einst auf der Heuscheuer verlaufen. Er sollte einen neugefertigten Leibrock an den Besteller, einen reichen Bauer, abliefern. Als er einige Stunden umhergeirrt war, sah er prächtige Beeren hinter einer Hecke stehen, kroch über das Hindernis hinweg, legte seine Bürde ab und begann sich an den Beeren zu laben. Er hörte aber gar wunderliche Töne und eilte erschreckt fort. Als er den richtigen Weg wiedergefunden hatte und bei dem Bauer

eingetreten war, bemerkte er zu seiner großen Verwunderung, daß der blaue Leibrock sich in einen gelben Rock umgewandelt hatte. Den blauen Rock trägt seit jener Zeit der Heuscheuerwirt, dem er besser gefallen hat als sein altes gelbes Kleid.

63. Der Heuscheuerwirt und der Handwerksbursche.

Einst geriet ein Handwerksbursche von Karlsberg aus auf den Heuscheuerkamm und verirrte sich so, daß er nicht mehr wußte, wohin er seine Schritte lenken sollte. Da winkte ihm von weitem ein eingezäuntes Gärtlein, in dem ein Männlein im blauen Rocke und rotem Wamse stand. „Halt", dachte er, „hier findest du Auskunft." Er ging um die Einfriedigung herum, fand aber keinen Zugang zu dem Gärtchen und sprang schließlich über den Zaun hinein. Kaum war dies geschehen, so fühlte er sich zu Boden gerissen und von derben Fäusten bearbeitet. Bald darauf aber flog er über den Zaun zurück hinaus, er stürzte hart zur Erde und hörte hinter sich ein teuflisches Gelächter. Als er sich einigermaßen erholt hatte, suchte er eiligst das Weite und kam glücklich in ein Dorf, wo er erfuhr, daß er die üble Behandlung dem Heuscheuerwirte zu danken habe.

64. Der Heuscheuerwirt und der Wilddieb.

Ein bekannter Wilddieb war einst auf den Heuscheuerkamm geraten und dem Bannorte des Heuscheuerwirtes nahe gekommen. Als er über die Einfriedigung hineinsah, bemerkte er zu seiner großen Freude einen frisch aufgebrochenen Rehbock. Da sagte er zu sich: „Wie schlau doch die Jäger sind! Hat einer den Rehbock geschossen und nicht heimtragen mögen. Da hat er sich gedacht: Hier ist der beste Versteck, weil sich die Leute vor dem Heuscheuerwirt fürchten. Na, mir recht! Ich glaube an solche Faxen nicht." Sofort kletterte er über die Einfriedigung hinweg, begierig, die unverhoffte Beute an sich zu reißen. Doch kaum berührte

seine Hand das Wild, da verwandelte sich der tote Rehbock in einen mächtigen Adler, der ergriff den Wilddieb, stieg mit ihm in die Luft und überschlug sich hundertmal mit ihm in der schwindelnden Höhe. Der Mann wurde vor Entsetzen bewußtlos, und als er zu sich kam, lag er neben einem großen Felsen weitab vom Kamme. Seitdem glaubte er an den Heuscheuerwirt und hielt sich ängstlich von seinem Reviere fern.

65. Der Heuscheuerwirt und der fromme Pfarrer.

Ein frommer Pfarrer war einst auf die Heuscheuer gegangen, um sich an den großartigen Schöpfungen Gottes zu erfreuen. Er kam auf seinem Marsche auch zu einem kleinen Gärtchen, das eine starke Hecke umgab. Hinter dieser stand ein riesengroßer Mann in buntem Kleide, der mit seinen Augen den frommen Herrn zu verschlingen drohte. Der aber trat furchtlos näher, und siehe da! Der bunte Riese wurde immer kleiner und verschwand zuletzt in einem Mauseloche. Gegen gute Menschen ist eben der böse Geist machtlos, und ihre Nähe flößt ihnen Schrecken ein.

66. Vogelhannes wird in den Nesselgrunder Forst gebannt.

Einst hatte die städtische Taberne in Glatz ein Brauer gepachtet, der greulich fluchte und furchtbar betrog. Wenn ein Lehrling aus Unvorsichtigkeit ein Glas zerschlug, dann begann der Meister ein Gotteslästern und Sakramentieren, daß man fürchtete, wie die Leute sagen, der Rathausturm werde sich aus Angst biegen. Und wenn ein Mütterlein, ohne bezahlen zu können, am Freitagsmorgen für einen Heller Hefen holte, dann konnte sie darauf wetten, daß bis zum Sonntage zwei Heller als Schuld auf der Tafel angeschrieben standen. Der gerechte Gott, der solches Treiben auf die Dauer nicht dulden konnte, ließ den Tabernenpächter, den das Volk kurzweg Hannes nannte, in jungen Jahren sterben.

Mit dem Tode war nun wohl für Hannes die Zeit des Sündigens vorüber, aber nicht die Zeit des Büßens. Diese begann erst, und die Buße bestand für ihn darin, daß er keinen Frieden im Grabe fand. Die ersten drei Nächte nach seinem Heimgange rumorte es furchtbar in den Gläsern herum. Dann kam das Begräbnis. Während des Aussingens saß Hannes in leicht erkennlicher Figur auf der Dachrinne, und als die letzten Akkorde verklangen, begann er ein so unmäßiges Lachen, daß alle hinaufsehen mußten. Natürlich erkannten sie ihn und ahnten, daß die Strafe des Höchsten ihn nicht ruhen lasse. Sie öffneten auch den Sarg und fanden in diesem Steine statt der Leiche. Was die Leidtragenden geahnt hatten, das erwies sich als wahr; denn der Brauer kehrte allnächtlich in sein ehemaliges Quartier zurück und tobte dort in erschrecklicher Weise.

Der Nachfolger in der Pacht wollte natürlich Ruhe haben, und da er solche auf andere Weise nicht erhalten konnte, so ließ er den Glatzer Scharfrichter kommen. Dieser hatte bald, weil er die Kunst des Geisterbannens gründlich verstand, die Brauerseele in einen Sack hinein praktiziert und trug sie darin auf den Vogelberg im Nesselgrunder Forstreviere. Solchen auf Schabernack sinnenden Geistern müssen um ihren Bannort, damit sie nicht zu weit ausschweifen und die Leute necken und belästigen, bestimmte Grenzen gezogen werden. Das geschah auch dem Hannes auf dem Vogelberge oder kurzweg dem Vogelhannes, indem der Scharfrichter dreizehn alte Klatschweiber ein weites Revier umlaufen ließ, in dem er bleiben mußte. Er durfte und konnte nicht mehr in die Stadt hineinkommen, aber innerhalb der Grenzen seines Bereiches hatte er volle Freiheit. Diese benutzte er, um in jeder möglichen Form seine Allotria zu treiben.

67. Vogelhannes läßt sich nicht verspotten und beschimpfen.

Die Nachbarsleute meiner Eltern — so erzählt ein Berichterstatter — hatten lange Jahre eine alte Magd, die wir

Kinder nur die Thereſe nannten. Sie ſtammte aus Falkenhain und wußte mehrere Geſchichten vom Vogelhannes. Zwei davon habe ich mir gemerkt. Eines Tages war Thereſe in ihrer Jugendzeit mit andern Kindern in den Beeren in der Nähe des Vogelberges. Da fing ein Knabe über den Vogelhannes zu ſpotten an und unterließ das trotz der Bitten ſeiner Gefährten nicht. Auf einmal ſtürzte ein Stein, ſo groß wie manches Falkenhainer Häuſel, mit donnerndem Gepolter den Berg herab und hätte beinahe ſämtliche Kinder erſchlagen.

Ein andermal trug Thereſe ihrem Vater, einem Holzhauer, das Eſſen in den Wald und fand ihn mit ſeinen Arbeitsgenoſſen an einem Feuer ſitzend. Einer der Arbeiter erzählte mehrere Streiche des Vogelhannes und konnte es ſich nicht verſagen, ihn recht tüchtig zu beſchimpfen. Als er damit gerade im beſten Zuge war, packte ihn eine unſichtbare Kraft und zerrte ihn mitten durch das Feuer, ſo daß er arge Brandwunden davontrug.

So ſtrafte Vogelhannes diejenigen, die ihn neckten oder kränkten.

68. Der Vogelhannes und die Dorfknaben.

Einſt trabten eine Schar Dorfknaben im Walde umher. Sie waren nach Beeren und Pilzen ausgegangen, hatten aber das Einſammeln faſt vergeſſen und beluſtigten ſich. Dabei wurden ſie recht übermütig. Die Schlimmſten waren drei Brüder, die Kinder einer leichtfertigen Weberin. Einer von dieſen fing im Buſche an, den kleinen Bäumchen die Kronen abzubrechen und den Vogelhannes zu rufen. Obwohl ſeine Kameraden dagegen wehrten, trieb der Burſche das ungebührliche Betragen weiter, bis plötzlich der Vogelhannes unter der kleinen Schar ſtand und dem ungeratenen Jungen die Ohren ſchüttelte, daß ſie feuerrot wurden. Der böſe Knabe änderte ſich von der Stunde ab und wurde ein brauchbarer, wohlgeſitteter Menſch. Seine feuerroten Ohren aber ſind ihm bis zum Tode geblieben, denn kein Mittel konnte ihnen eine andere Farbe geben.

69. Vogelhannes und der Schusterjunge.

Ein Schusterjunge ging mit einigen Freunden in den Wald und schimpfte dort recht wacker auf den bösen Vogelhannes. Das sollte ihm aber übel bekommen. Als er bei einem Felsblocke vorüberging, stürzte ihm der Fels mit Donnergepolter vor die Füße, ein unausstehlicher Schwefelgeruch erfüllte die Luft und ein höllisches Hohngelächter erscholl aus dem Walde. Als der Schusterjunge sich von dem Schreck erholt hatte, wollte er zu seinen Freunden sprechen, das ging aber nicht, denn er war stumm geworden und hat bis zu seinem Lebensende die Sprache nicht wiedererlangt.

In seinem Dorfe erzählen die Leute noch heute die Geschichte von dem stummen Schuster.

70. Vogelhannes und der Förster.

Ein Revierförster ging einst von Kaiserswalde nach Nesselgrund, um seinem Oberförster eine Meldung über Forstdiebstähle zu machen. Als er den Kreuzweg vor dem „Toten Mann" erreicht hatte, sah er einen Kerl vor sich gehen, der in allen Farben prangte. Er hatte eine gelbe Mütze, einen blauen Rock, eine grüne Hose und einen roten Beutel auf dem Rücken. Der Förster eilte dem wunderlichen Manne nach und wollte ihn anreden. Das war ihm aber unmöglich, denn der Fremde ging ebenso schnell wie der Förster. Da schnitt dieser den Weg ab, indem er einen Waldpfad verfolgte, der einen Bogen des Hauptweges umging. Als er aber wieder den Weg erreicht hatte, war der bunte Mann verschwunden, und von dem Wege flog ein mächtiger Aar auf, der ein teuflisches Gelächter ausstieß. Der Förster ging bis zu der Aufflugstelle hin, sah dort die menschlichen Fußtapfen enden und erkannte, daß er von dem Vogelhannes geneckt worden war.

71. Vogelhannes und die Greisin.

Eine arme, alte Frau hatte sich ein Bündel Reisig in der Nähe der Dinterwiese gesammelt und trug es mit Anstrengung aller Kräfte gegen Weesenhain. Plötzlich sprang etwas auf

ihre Last, und wenig fehlte, daß sie durch die Erschütterung rückwärts hingerissen wurde. Sobald sich der Schrecken, der natürlich die Greisin befiel, etwas gelegt hatte, versuchte sie ihren Kopf zu wenden, um zu sehen, was sie denn außer ihrem Holze noch schleppen müsse. Dabei bemerkte sie auf ihren Schultern ein Paar Kinderhände, an deren Fingern garstige, lange Nägel gewachsen waren; die Arme steckten in einer karrierten Jacke. Jetzt wußte das Weib genug, Vogelhannes saß auf ihrem Reisigbündel. Mit Mühe und Not und in Angstschweiß gebadet, erreichte sie die Grenze seines Reviers. Dort sprang er herab, lief an der Grenze auf und ab und wurde immer größer, bis er als lange Wegefichte stehen blieb. Die arme Greisin ist infolge der ausgestandenen Angst am selben Abende noch gestorben.

72. Vogelhannes und der Leiermann.

Vogelhannes ist ein Musikfreund. Das hat er einst gezeigt, als ein Leiermann durch sein Revier fuhr. Dieser war bis an die Kressenbrücke gekommen und blieb dort mit seinem Karren stehen. Als er weiter ziehen wollte, war das Gefährt wie festgebannt. Nun stand er ratlos dabei und schimpfte. Da kam ein Mann aus dem Walde und versprach ihm seine Hilfe, wenn er ihm was vorspiele. Der Leiermann ging darauf ein und leierte ein Stück nach dem andern ab. Als er aber aufhören wollte, konnte seine Hand nicht von der Kurbel los, er mußte weiter leiern bis zum Sonnenuntergang. Der fremde Mann aber tanzte wie rasend um die Leier herum. Den armen Leiermann erfaßte natürlich eine entsetzliche Furcht, aber er konnte sich nicht bewegen. Trotzdem rührte eine unsichtbare Gewalt seine Hand an der Leierkurbel. Als die Sonne hinter der hohen Mense verschwand, sank ihm plötzlich die Hand von dem Leiergriff herab, und der tolle Tänzer war verschwunden. Der Geängstigte achtete gar nicht seiner Müdigkeit, sondern ergriff die Deichsel der Karre, die wieder beweglich geworden war, und eilte fort. Er hat natürlich gewußt, daß der Vogelhannes der wilde Tänzer war, und wagte sich nie mehr in den Nesselgrunder Wald.

73. Der Vogelhannes und der Müller.

Ein Müller hatte Gras im Walde gepachtet und war mit der Heuernte daselbst beschäftigt. Als er sich mit seinem Gehilfen zum Frühstück in einen Heuhaufen gesetzt hatte, kam ein großer Vogel geflogen, der nach den Bissen haschte, die der Müller in den Mund stecken wollte. Darüber ergrimmte dieser, holte einen Rechen herbei und wollte den Vogel verscheuchen. Als er aber den ersten Schlag nach dem Tiere führte, wurde der Vogel immer größer, packte den Müller und zog ihn auf der Wiese im Kreise umher, bis der Müllerknecht zu Hilfe kam und den Vogel mit einer Heugabel niederschlug. Als aber der Müller das tote Tier in Augenschein nehmen wollte, verwandelte sich dieses rasch in einen nackten Jungen, der davonsprang.

Der Müller hat das Heu abgefahren, aber niemals wieder eine Wiese im Walde gepachtet.

74. Vogelhannes neckt Weiber.

Ein Weib aus Pohlsdorf war einst im Walde und suchte Pilze. An der Kapuzinerplatte fand sie einen Herrenpilz, der vor ihren Augen wuchs und so groß wurde, daß er über sie hinwegragte. Sie wollte gerne fortlaufen, aber sie konnte nicht, sie war an die Stelle wie festgebannt. Plötzlich war der Pilz wieder verschwunden, und aus dem nächsten Baume erscholl ein solches Hohngelächter, daß die Frau ohnmächtig wurde. Als sie wieder zu sich kam, stand ein weinender, hübscher Knabe in dünnem Hemdchen vor ihr. Sie wollte nach ihm greifen, da lief er fort und sie ihm nach. Plötzlich saß der lose Junge auf einer Buche und rief von den Ästen herab: „Kennst du den Vogelhannes nicht?“

Ein ähnliches Abenteuer hatte die Witwe M. aus Kaiserswalde. Sie graste einmal südlich vom Vogelberge. Da sah sie in ihrer Nähe einen pausbäckigen, hübschen Jungen, der im Hemdchen einherstrabelte und schrecklich weinte. Sie stand rasch auf, eilte zu ihm hin und hätte ihn gerne, ehe sie noch die Ursache seiner Traurigkeit erfahren hatte, geküßt, weil

er gar so herzig war. Doch wich der Knabe scheu aus und ließ sich nicht ergreifen. Als sie fragte, warum er weine, stieß ihn fortwährend das Weinböcklein, und endlich brachte er mühsam heraus: „Ich habe das Kopfseil, mit dem ich meine kleine Radwer führe, verloren.“ „Na, wenn sonst nichts ist“, tröstete die Frau, „da wird es schon noch einmal gehen; wir wollen miteinander suchen.“ Während sie so suchten, verlor sich auf einmal der Knabe hinter den Sträuchern. Von einer Fichte herab aber erklang helles Gelächter. Dort oben saß der kleine Hemdefietz. Es war der Vogelhannes.

75. Vogelhannes und der Liebhaber.

Ein Mann aus Stubengrund war eines Abends in den Nesselgrunder Forst geraten. Hell beleuchtete der Mond die alten Bäume, und dem Manne wurde plötzlich eiskalt auf dem Rücken; er hatte das Gruseln, denn er dachte an Vogelhannes. Er förderte seine Schritte, um so rasch als möglich aus dem verrufenen Walde zu kommen. Bald bemerkte er aber, daß das unmöglich sei, denn er lief immer im Kreise um eine Baumgruppe herum, ohne von der Stelle zu kommen. Wendete er sich in seiner Angst um, so legte er nur den Weg in entgegengesetzter Richtung zurück, gelangte aber aus dem Kreise nicht heraus.

Da fiel ihm endlich ein, daß er den Vogelhannes leicht versöhnen könne. Der war nämlich ein großer Frauenliebhaber. Nun hatte ihm aber seine Liebste eine Locke von sich geschenkt, die hatte er bei sich. Er warf also die Locke auf die Erde, spuckte dreimal darauf und stieß dreimal mit dem Fuße daran. Sofort öffnete sich der Kreisweg zu einer langen, ebenen Straße. Die schlug der Mann ein und kam glücklich heim nach Stubengrund. Seiner Liebsten erklärte er sein langes Ausbleiben damit, daß er ihre Locke verloren und viele Stunden danach gesucht habe. Dadurch geschmeichelt, gab ihm das Mädchen eine andere Locke, und die hebt er jetzt auf für alle Fälle, wenn er wieder in des Vogelhannes Zauberkreis geraten sollte.

76. Der Vogelhannes und die Soldatendirne.

Vom „Großen Vogelberge“ bis zur „Kapuzinerplatte“ im Neſſelgrunder Reviere ſind des Nachts die Wanderer ſehr oft von dem Vogelhannes geneckt und verführt worden. Einſt hat er ein Weib, das in Kaiſerswalde durch ſeine Klatſchereien Ärgernis gegeben hatte, drei Tage lang von dem Vogelberge bis zur Kapuzinerplatte hinüber und herüber laufen laſſen, ohne daß ſie den richtigen Weg nach ihrem Heimatsorte fand, den ſie ſchon hundertmal gegangen war.

Anderen Klatſchweibern, die in Vogelhannes' Nachtbezirk kamen, iſt es noch ſchlechter gegangen. Einer Soldatendirne aus Glatz hat er aber ganz übel mitgeſpielt.

Dieſe kam in den Neſſelgrunder Forſt, um hier einen Liebhaber zu erwarten. Da kam ein dicker Braumeiſter des Weges und ſetzte ſich zu der Harrenden. Kaum hatte ſie aber begonnen, den Vogelhannes einen häßlichen Wilderer zu nennen, da war auch der dicke Braumeiſter von ihrer Seite verſchwunden und ſaß auf der äußerſten Spitze einer Tanne, die unter ſeinem Gewicht bis zur Erde niederwogte und ſie zu erdrücken drohte, aber ſogleich wieder hinaufſchnellte. Als die Dirne ſich von dem erſten Entſetzen erholt hatte, eilte ſie auf Rinneberg zu, verfehlte aber den Weg und kam auf den Vogelberg. Dort wollte ſie ausruhen. Kaum ſetzte ſie ſich aber, da war der Braumeiſter wieder neben ihr, und ſie lief in ihrer Angſt weiter, geriet auf den Taubenberg, in den Tannich, zum toten Mann und auf den Hüttenberg, wo ſie nach drei Tagen ohnmächtig von einem Mann aus Kaiſerswalde gefunden wurde.

77. Vogelhannes und die Holzſchläger.

Ich war ein Burſche von 14 Jahren — ſo erzählt ein alter Mann — da ſollte ein großes Stück Wald geſchlagen werden, und mein Vater, der Holzſchläger war, nahm mich mit, damit ich dabei behilflich wäre. Im Walde bauten die Männer eine Hütte aus Stämmen, dort ſollte in der Nacht geſchlafen werden. Wir mochten ſo drei Tage dort ſein, da ſchickte mich der Vater wieder einmal mit einem kleinen

Fäßlein nach Waſſer zu der Quelle unten an der Lichtung. Ich ſtieg pfeifend hinab, füllte das Fäßchen und ſtieg pfeifend hinan. Da hörte ich plötzlich neben mir im niedrigen Holze ein Geräuſch. Neugierig bog ich die Sträucher zur Seite, und vor mir ſtand ein Männlein mit einer Lederkappe und gelber Jacke, einem blauen und einem roten Strumpf, das mich grimmig anfuhr: „täck-täck . . .“ Ich ließ vor Schreck das Fäßlein fallen und ſprang wie beſeſſen zu der Hütte. Die Männer lachten über mich, und einer rief in den Wald hinein: „Vogelhannes, komm und ſchlag das Holz klein!“ Dann kam der Abend, und wir legten uns in der Hütte auf unſere Decken. Da begann es plötzlich draußen zu poltern und zu hageln, daß wir kein Auge ſchließen konnten. Wir hörten die ſchweren Scheite durcheinander fliegen und gegen die Bäume ſauſen und wagten nicht hinauszugehen. So ging es die ganze Nacht. Am andern Morgen fanden wir die Kloben wirr um die Hütte liegen, aber geſpalten waren ſie nicht.

78. Vogelhannes bekehrt einen Ungläubigen.

Wenige Tage ſpäter — ſo erzählt derſelbe Alte weiter — kam der Vogtbauer mit ſeinem Wagen und holte einige Meter Holz. Wir erzählten ihm die Geſchichte, er aber lachte nur, denn er war einer von den „Aufgeklärten“. Dann fuhr er mit ſeinem Holze davon. Der Bauer war ein pfiffiger Kerl, weit und breit der Klügſte, und er konnte ſogar dichten. Und bei der langſamen Fahrt fiel es ihm ein, und er ſang:

„Hannes, komm im Sauſe,
Fahr mein Holz nach Hauſe!
Strumpf iſt rot, Strumpf iſt blau,
Vogelhanns, du biſt nicht ſchlau.
Strumpf iſt blau, Strumpf iſt rot,
Hannes komm, ich ſchlag' dich tot!“

So ſang er immerzu, denn er wußte nicht weiter, und das Dichten iſt eine ſchwere Kunſt. Plötzlich gab es einen Ruck, und der Wagen ſtand ſtill. Der Stellner ſchlug auf die Pferde ein, aber der Wagen ging nicht von der Stelle. Dem Bauer war nicht ganz geheuer; er fing an zu fluchen und

lud einen Teil des Holzes ab. Aber es ging immer noch nicht. Da lud er noch mehr ab, denn er war eigensinnig und wollte nicht an die Macht des Vogelhannes glauben. So warf er schließlich das letzte Scheit, breitbeinig im Wagen stehend, hinunter, als es wieder einen Ruck gab und die Pferde losliefen, wie sie nur konnten. Der Bauer fiel rücklings in den Wagen hinein und wurde arg zerschunden. Auf den Bäumen aber, immer neben dem Wagen, huschte von Ast zu Ast das bunte Männlein und grinste höhnisch und lachte, daß sich dem Bauer die Haare sträubten: „. . . täck-täck . . . täck täck täck."

79. Vogelhannes und die Grasmacherin.

Nicht weit vom Vogelberge holten zwei Frauen Gras für die Ziegen. Die eine war schnell fertig und ging nach Hause. Sie drehte sich aber noch einmal um und rief: „Du, Marie, laß dir nur den Vogelhannes die Bürde auf den Rücken heben." Und lachend ging sie davon. Die andere lachte auch. Als sie aber fertig war mit der Arbeit, da stellte sie den Korb auf einen Stein und rief scherzend: „Vogelhannes, heb' mir die Bürde auf den Rücken." Damit kniete sie hin und band die Bänder fest. Kaum stand sie jedoch wieder auf den Beinen, da stieß ihr jemand den Korb mit aller Gewalt hinauf in den Nacken, daß sie beinahe nach vorn gestürzt wäre. Aber sie fiel nicht, sondern sie wurde durch eine unsichtbare Macht gezwungen zu laufen und zu laufen, so schnell sie konnte. Sie wußte nicht wohin, und sie wurde auch nicht müde. Plötzlich blieb sie ganz von selbst stehen, der Korb rutschte zurück, und als sie aufsah, stand sie vor der Tür einer Kirche. Von den staunenden Leuten erfuhr sie bald, daß sie in falscher Richtung gelaufen war und daß sie in einer Stunde einen Weg gemacht habe, zu dem sonst drei Stunden nötig sind.

Seht, das war der Vogelhannes. Noch viel hat er angestellt, Gutes hat er niemandem getan, sondern nur Schlechtes. Und dann hieß es: der Vogelhannes ist erlöst! Man hatte nämlich am Vogelberge unter einem Baume eine Troddelkappe gefunden, wie sie die Gastwirte trugen, eine gelbe Jacke, einen roten und einen blauen Strumpf.

80. Der Spielhübel bei Jauernig.

Im Dorfe Jauernig bei Lewin lebten einige Männer, die von Kindheit auf eng befreundet waren. So oft sie über einige Stunden freie Zeit verfügten, fanden sie sich zu gemeinschaftlichem Kartenspiel zusammen. Aber in der Woche begann ihnen die nötige Zeit zu fehlen, seit sie sich verheiratet hatten und die Sorge um die eigene Familie sie ganz in Anspruch nahm. Daher waren sie auf den Sonntag allein angewiesen. Um nun recht ungestört ihrer Spielleidenschaft sich hingeben zu können, verließen sie ihre Häuslichkeit und stiegen, sobald es nur das Wetter erlaubte, auf den Scheitel des Berges, der sich zwischen dem unteren Ende des Dorfes und der am Wege nach Kuttel gelegenen Johanniskapelle erhebt. Hier gaben sie sich, hinter Strauchwerk und Gebüsch verborgen, dem Spiele mit einem Eifer hin, daß sie Gott und die Welt vergaßen, weder an ihre kirchliche Sonntagspflicht dachten, noch auf das Gerede der Leute achteten, die an ihrem Verhalten Anstoß nahmen.

Als die Spieler gestorben waren, fanden sie keine Ruhe im Grabe, sondern sie mußten nun jeden Sonntag aufs neue am gewohnten Platze dem Spiele frönen, nicht zu ihrer Lust, sondern zur Strafe für ihre Sabbatschändung. Das Volk nennt deshalb den Berg den Spielhübel.

b) Elben- und Dämonensagen.

Hausgeister

81. Das Wichtelmännchen und die Mägde im Grafenorter Wasserhofe.

Im Wasserhofe zu Grafenort, welcher derselben Herrschaft wie das Dominium Hradschin gehört, trugen die Mägde täglich die Haare überaus sauber geordnet und gekämmt. Das konnten sie auch leicht, denn es kostete sie keine Mühe. Während sie nämlich auf dem Backofen in der großen Gesindestube schliefen, kam ein Wichtelmännchen und wusch und flocht die herabhängenden Zöpfe. Seitdem aber eins der Mädchen im Übermute den kleinen dienstbaren Geist erhaschen und küssen wollte, blieb der beleidigte Helfer verschwunden.

82. Der Drache im Leibe eines Menschen.

Vor mehreren hundert Jahren soll in Habelschwerdt ein Mann gelebt haben, der den Drachen im Leib hatte. Dieser

Mann konnte jedem Menschen Schaden zufügen. Wenn er nur den Wunsch aussprach, daß sein Nachbar auf der Straße ein Bein brechen möge, so geschah es auch. Ebenso konnte er Todesfälle und Feuersbrünste durch seinen bloßen Wunsch herbeiführen. Denn der Drache in seinem Leibe — es war der Teufel selber — erfüllte ihm jeden schlechten, aber keinen guten Wunsch.

83. Der Drache in Brzesowie.

Im Dorfe haben die Leute einmal einen Drachen auf dem Dache einer Witwe sitzen sehen. Sie hatte einen Laden, und es ging ihr auf einmal sehr schlecht, und später hat sie sich in der Stube vor dem Muttergottesbilde erschossen.

Dann haben sie den Drachen wieder gesehen auf dem Baume, fünf Schritte von demselben Hause. Er soll ausgesehen haben wie eine feurige Schütte Stroh. Und dann ist er in die Wolken geflogen, daß ihn niemand mehr sehen konnte.

Und die Leute sagen immer, der Drache stiehlt manchen Leuten und trägt es den Freimaurern zu.

84. Der Vogelhannes als Hausgeist.

„Es sind jetzt über hundert Jahre, mein Vater war damals ein junger Mann, da stand im Nesselgrunde ein Gasthaus. Es sah nicht zum besten aus und war arg verfallen. Hingehen tat selten jemand, denn der Wirt war ein finsterer, brummiger Geselle, der keine Gäste brauchte, weil er Geld genug hatte. Und die Leute sagten, das Geld sei unterschlagen. Der Vogelhannes — so hieß er — besaß nämlich früher in Glatz eine Taverne und hatte auch Mündelgelder zu verwalten. Nun — — er zog nicht arm aus Glatz und lebte hier einsam, er kümmerte sich um niemanden, bis der Tod eines Abends an die hölzernen Läden klopfte. Der Gast hat dem Wirte wohl übel mitgespielt, denn man fand den Vogelhannes am zweiten Tage mitten auf der Diele, mit zerfetzten Kleidern und zerkratztem Gesicht.

Und genau an dem Tage, wo man ihn fand, gab es in Glatz ein großes Gerenne. Auf dem Dache der Taverne, die einst dem Vogelhannes gehört hatte, saß plötzlich in der Mittagszeit eine merkwürdige Gestalt. Es war ein Schatten, von dem man nur den großen Kopf auf dem kleinen Körper erkennen konnte. Er saß und starrte auf die Menschen herunter und schrie: „täck-täck-täck . . . . täck täck täck! . . . .“ Dann sprang er auf und tanzte auf dem Dache herum.

Die Aufregung war gewaltig. Das Gespenst mußte gebannt werden, denn mit so einem Wesen ist nicht zu spaßen. Aber es kann nicht jeder einen Geist beschwören, das muß ein Lehrer sein aus der 13. Schule, der keine Sünde begangen hat. Damals gab es glücklicherweise in Glatz einen solchen. Man holte den heran, und er sprach zu dem Geiste: „Ich befehle dir, daß du die Stadt verlässest!“ Der Vogelhannes aber rief herunter: „Du hast mir gar nichts zu sagen, denn du hast deiner Mutter einmal ein Ei gestohlen.“ — „Das ist nicht wahr“, meinte der Kaplan; „ich habe das Ei nur getrunken, um eine schöne Stimme zu bekommen.“ Und er nahm einen ledernen Sack, stieg auf das Dach und fing den Geist mit dem Sacke. Dann trug er den Sack vor die Stadt, öffnete ihn und verbannte den Geist auf 100 Jahre auf einen Berg, den man den Vogelberg nennt.“

85. Die Kreuzspinne.

Ein Mann aus Utschendorf hat einst eine Kreuzspinne sieben Jahre lang in ein Kästchen eingesperrt gehalten und dann ein Steinchen gefunden, das jedes Gift entkräftete. Ihm aber ward der Fund zum Unheil, denn als er das Steinchen berührte, brach er tot zusammen. Die Kreuzspinne hatte Rache genommen für die Quälerei, die er durch die siebenjährige Einsperrung an ihr begangen hatte.

Erdgeister

86. Fenixmännchen legen Wechselbälge in die Wiege.

In Roschwitz bei Glatz diente bei einem Bauer eine Magd, die war Mutter geworden. Einmal hatte sie das Kind allein in ihrer Stube gelassen und war in die Arbeit gegangen. Als sie zum Frühstück hereinkommt, hört sie schon von großer Weite, daß das Kind „plärt wie ein Kalb". Und wie sie zur Wiege tritt, da wäre sie am liebsten fortgelaufen, so hat sie sich gefürchtet vor dem großen Kopfe, den das Kind hatte. Nun blieb sie wohl da, aber sie grämte sich in einem fort, daß ihr das Kind umgewechselt war. Das hatten die Fenixmännchen gemacht, weil sie es allein gelassen hatte, und hatten ihr einen Wechselbalg in die Wiege gelegt. Das Haus wurde nicht leer von Leuten, die das Ding mit dem großen Kopfe ansehen wollten.

87. Die Zwergenhochzeit im Florianiberge.

Zwei alte Männer, die bei der Invalidenkompagnie in Habelschwerdt standen, haben einmal ein wunderbares Erleb-

nis gehabt, das ich erzählen will. Sie wußten, daß von der ehemaligen Vogtei nach dem gegenüberliegenden Florianiberge ein unterirdischer Gang führte, und waren neugierig zu wissen, wie es da unten aussähe. Vielleicht könnte man dort etwas Wertvolles finden, vielleicht gar einen Schatz. Ganz heimlich, daß nur ja niemand etwas davon erführe, schlichen sie sich in den Eingang hinein. Es war eine mühsame Wanderung, denn streckenweise war der Gang schon verfallen, und sie mußten auf Händen und Füßen krabbeln. Nach ihrer Müdigkeit und der verronnenen Zeit zu schließen, mußten sie schon ziemlich weit in den Berg vorgedrungen sein, da hörten sie zu ihrem Erstaunen gar liebliche Musik. Und bald entdeckten sie auch die Musikanten und auch vieles andere Wunderbare. Sie waren an eine offene Tür gekommen und sahen in einen herrlichen Saal hinein, der war hell erleuchtet. Um ein Zwergenbrautpaar standen eine große Zahl von Erdmännlein. Eins von ihnen, das sich durch sein Alter auszeichnete, schien gerade die Trauung vorzunehmen. Die andern trugen goldene Grubenlampen, bei deren Lichte die Wände des Saales funkelten und blitzten, als ob sie aus lauter Diamanten erbaut wären. Sprachlos vor Erstaunen hatten die beiden Männer zugesehen, da bekam der eine plötzlich ein Kitzeln in die Nase, er konnte sich nicht helfen, ein mächtiges „Hatzih! Hatzih!“ dröhnte durch den Gang. Er hatte geniest. Da schrien die Zwerge durcheinander: „Menschen! Menschen!“ im Augenblicke waren alle Lichter ausgelöscht und die Tür zugeschlagen, daß es weithin krachte. Auch das Licht der beiden heimlichen Zuschauer war verlöscht, und sie standen in rabenschwarzer Finsternis, in der sie sich mit tausend Beschwerden zurücktappen mußten.

Das ist vor ein paar Menschenaltern geschehen.

Seitdem ist keine Spur der Zwerge mehr entdeckt worden. Die Neugier der Menschen hat sie verscheucht. Das ist recht schade, denn es gab eine Zeit, wo sie gern unter den Menschen wohnten und viel Gutes taten. Für den Bauer, den Handwerker, den Arbeiter war das in der Grafschaft Glatz eine bessere Zeit als jetzt. Die Zwerge oder Heinzelmännchen, wie

man sie nannte, schnitten das reife Getreide, vollendeten jede angefangene Arbeit, behüteten die Kinder und belohnten geringe, ihnen erwiesene Liebesdienste mit goldenen Baumzweigen. Die Leute sind selbst schuld, daß es nicht mehr so ist, sie belästigten die kleinen Wohltäter durch ihre Neugier, das konnten sie nun einmal nicht leiden. Aber sie taten ihnen noch Schlimmeres, sie schalten sie, wenn sie einmal von den Vorräten der Menschen sich einige Nahrung geholt hatten, Spitzbuben, buken wohl gar Kümmel ins Brot, weil sie gemerkt hatten, daß den die Zwerge nicht vertragen konnten. Allmählich zogen sich die kleinen Wesen in die fernen Berge zurück. Die im Florianiberge sind nun auch ausgewandert.

Waldgeister

38. Die Buschrülpe auf dem Heidelberge.

Am Heidelberge bei Habelschwerdt haben sich schon vielen Leuten die Buschrülpen gezeigt, die dort seit alter Zeit sich aufhalten.

Einst ging ein armer Holzhacker aus Hohndorf mit seinem Knaben im strengen Winter hinauf auf den Heidelberg, um Scheitholz zusammenzuschleppen. Die grimmige Kälte wirkte aber auf ihn und seinen Knaben so arg ein, daß die Arbeit zur Unmöglichkeit wurde. Der arme Vater hatte auch kein Stärkungs- oder Ernährungsmittel in seiner Vorratstasche und meinte, samt seinem Sohne erfrieren zu müssen. Da kam plötzlich ein Weib aus dem Schwarzbusche und bot dem Mann ihre Hilfe an. Sie nahm einen Trank aus dem Holzkober und hieß die Leutchen trinken. Dann reichte sie ihnen ein weißes Brot, das einen sonderbaren Wohlgeschmack hatte. Sie spürten davon eine solche Kraft in sich, daß sie hätten Bäume ausreißen können. Die Mahlzeit machte sie so froh, daß sie hin in den Schnee knieten, um ihrer Wohltäterin zu danken. Aber sobald sie nur leise mit einem Knie den Schnee berührt hatten, war diese verschwunden, und durch die Luft summte ein eigenartiges Lachen. Nun wußten sie, daß die Frau die gute Buschrülpe gewesen war. Der Holz-

arbeiter konnte sein Tagewerk rasch vollbringen und kehrte abends wohlgemut mit seinem Knaben heim.

Ein anderes Märchen erzählt, daß die Buschrülpen oder Buschweiber vor vielen Jahren einen halb erfrorenen Jäger retteten, der hilflos und von Wildschützen verwundet in einem Busche lag. Sie kamen und reichten ihm einen Trank, der ihn sofort auf die Füße brachte und seine Wunde heilte. Der Jäger hat die Buschweiber noch oft gesehen, und sie haben seinen Gruß immer mit freundlichem Kopfnicken erwidert.

89. Die Buschweiblein im Walde bei Alt-Gersdorf (Bielegebirge).

Im Walde bei Alt-Gersdorf lebten Weiblein, die eine Elle und ein weniges darüber groß waren. Hübsch waren sie nicht, aber gut, und namentlich zeigten sie ihre Güte gegen alte, arme und kranke Leute, die in das Holz kamen. Sie besuchten sie auch in ihren Wohnungen. Darum wurden sie vom Teufel gehaßt und verfolgt. Bisweilen trieb er sie, wie wenn er der Jäger und sie das Wild wären, im Busche herum. Konnte eine der Gehetzten einen Stamm erreichen, in den ein Kreuz eingeschnitten war, dann hatte sie Ruhe. Denn über das heilige Zeichen hatte der Satan keine Macht. Deshalb hat wohl manchmal eins der Weiblein den einen oder andern Holzfäller gebeten, ein Kreuz in den abgesägten Baumstumpf zu hacken, und er hat's gern getan, um ihr für irgend eine Wohltat den schuldigen Dank abzustatten. Je mehr man den Wald lichtete, um so mehr zogen seine kleinen Bewohner von dannen. Zuletzt war nur noch ein einziges Buschweiblein in der Gegend, das eine sieche Witwe in Alt-Gersdorf pflegte. So oft ein heftiger Wind zu wehen begann, bemerkte die Kranke, daß ihre Wärterin zitterte und jammerte. Als einst um die Stunde der Abenddämmerung ein überaus arger Sturm losbrach, da schrie auf einmal das Weiblein mit einer Stimme, aus der die größte Seelenangst klang: „Mein Mann!" und war verschwunden. Sie war die Frau eines Windgeistes gewesen, der sie geholt hatte. Seitdem hat niemand etwas von dem seltsamen Wesen gesehen.

90. Kinderdiebstahl der Buschweiber bei Brzesowie und Schlaney.

Die Buschweiber benutzten jede Gelegenheit, um ihre mißgestalteten Kinder gegen Kinder der Einwohner von Brzesowie einzutauschen. Eine Frau Antosch im Oberdorfe, deren Wohnung dicht an den Wald grenzt, hatte sich für kurze Zeit aus der Stube entfernt, dabei aber vergessen, das offen stehende Fenster zu schließen. Als sie zurückkam, lag ein fremdes, mißgestaltetes Kind in der Wiege.

Als von den Landbewohnern noch Robot geleistet wurde, etwa kurz nach den Befreiungskriegen, hatte eine Mutter ihr säugendes Kind mit in die Getreideernte genommen. Sie legte es während der Arbeit auf eine „Glêche", d. h. ausgebreiteten Roggen, von dem, wenn er trocken ist, die Garben gebunden werden. Nach einer Weile sah der Aufseher, ohne daß es sonst jemand bemerkte, wie ein Buschweib aus dem nahen Walde herausschlich, ihr Kind zu dem der Arbeiterin legte, dafür jenes nahm und wieder damit im Walde verschwand. Nach einer Weile fing das fremde Kind an zu schreien. Die Mutter wollte es stillen gehen, der Aufseher verbot es ihr aber streng, und so mußte sie bei der Arbeit bleiben. Als das Kind nicht aufhörte zu schreien, kam das Buschweib mit dem geraubten Kinde zurück, legte es wieder an seinen Ort und nahm dafür das ihrige. Dies soll geschehen sein auf dem herrschaftlichen *) Felde oberhalb des Gastwirts Tschöpe in Schlaney.

91. Die Fleisch bringenden Buschmännchen von Brzesowie und ihre Verbannung.

Im Walde bei Brzesowie steht ganz verloren ein Haus. Es ist schon eingefallen. Dorthin kamen immer die Buschmännchen, es kann schon hundert Jahre her sein. Sie sollen anderthalb Ellen groß gewesen sein; Kopf, Gesicht, Hände sah man nicht, weil sie in ein schwarzes Tuch eingehüllt

*) Die herrschaftlichen Güter in Brzesowie und Schlaney gehören der Stadt Nachod.

waren. Sie brachten den Leuten im Hause viel Fleisch, aber es war schon ganz verfault und Würmer wimmelten darin. Es soll verfaultes Menschenfleisch gewesen sein oder auch Pferdefleisch, das die Buschmännchen von einem verreckten und eingescharrten Pferde genommen hatten. Die Leute wollten freilich das Fleisch nicht essen, aber die Buschmännchen gingen nicht eher weg, bis sie es gegessen hatten. Da gingen die Leute in ihrer Not zum Pfarrer. Der meinte, sie sollten es nur einstweilen essen, er werde dem Bischof berichten. Der Bischof schrieb, sie sollten das Fleisch nehmen, verbrennen und die Asche vors Haus streuen, er werde kommen und die Männlein verbannen. Und das hat er getan, auf hundert oder zweihundert Jahre hat er sie verbannt. Dann ist das Haus einmal eingefallen, die Leute sind herausgelaufen, nur einen Hund hat's erschlagen, als es einfiel. Auf demselben Flecke steht jetzt schon das zweite Haus, das ist auch schon dem Einfallen nahe, und man sagt, wenn die Zeit wird um sein, da werden die Buschmännlein wiederkommen.

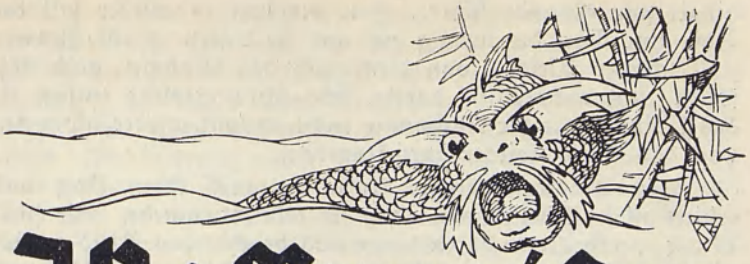
92. Die Waldhündchen.

Aus der Gegend von Kudowa wird berichtet:

„Die Waldhundlan hô ich bem Rênerz (bei Reinerz) gesahn. Die worn asû hendersomma Schrît fer Schrît on tôta emmer asû bella „piff paff".

Ferner: „Wenn ma beim Rôtschaborche (Ratschenberge) asû nufdréht ow a Tanz (Dorf Tanz) zû, dô ging' ich â amôl zer Nachtzeit, on dô tôta di Hundlan â bella. On a Flintaschûß ginge lûs bei dâr Kopalle — 's wôr schtöckfenster — doß ma de Figûrn vô der Waite söch."

Von den Hunden des Nachtjägers unterscheiden sich diese „Waldhündchen" oder „Miffmaff-Hündla" dadurch, daß sie führerlos sind. Doch deutet der Schuß an, daß sie mit dem Nachtjäger im Zusammenhange stehen.



Wassergeister

93. Friemel Friemel Frumpenstiel, das Wassermännel, erlistet sich ein Menschenkind und muß es wieder hergeben.

Vor vielen Jahren, als noch Flachs vom Rocken gesponnen wurde, lebte in einem Dorfe in der Grafschaft Glatz eine Mutter mit ihrer Tochter, welche beide sehr fleißig waren. Da wurde in einem benachbarten Dorfe eine große Hochzeit gefeiert, die mit Spiel und Tanz drei Tage dauern sollte. Da bat denn das junge Mädchen die Mutter um Erlaubnis, gegen Abend hingehen zu dürfen, um dem Tanze ein wenig zusehen zu können. Dies erlaubte die Mutter für den Fall, daß die Tochter ihre Aufgabe fertig gesponnen hätte. Das Mädchen beeilte ihre Arbeit und schlug nun abends den nächsten Weg zu jenem Dorfe ein, der durch den Wald führte. Als sie gerade an einem Weiher, der mitten im Walde lag, vorbeigehen wollte, tauchte plötzlich ein kleines graues Männlein daraus empor und fragte: „Mädel, wo gehst du hin?“ Und als sie ihm geantwortet hatte, sagte es: „Wenn du zum Tanze gehst, mußt du auch tanzen, und dazu will ich dir ein schönes Kleid schenken, wenn du mit mir in meine Wohnung kommst“, und das Mädchen willigte ein. Da schlug das Männel mit einer Rute auf das Wasser, dieses teilte sich und eine Treppe erschien, die

hinab zum Grunde führte. Hier berührte es wieder mit der Rute eine Tür, die sprang auf und sie traten in ein Zimmer voll schöner Kleider, von denen sich das Mädchen nach Gefallen eins auswählen durfte. So schön geputzt entließ sie das Männel mit der Mahnung, nicht zu spät wiederzukommen und das Kleid wieder zurückzugeben.

Das Mädchen erregte Aufsehen durch ihren Putz und erhielt viele Tänzer, ohne daß sie erkannt wurde. Sie hielt Wort, verweilte nicht zu lange und brachte das Kleid zurück. „Komm nur morgen Abend wieder", sagte das Männel, „ich will dir gerne das Kleid noch einmal leihen, da du Wort gehalten hast." Und so geschah es. Als aber das Männel sie auch für den dritten Abend aufforderte, war es der Mutter doch zu viel und sie wollte lange nicht einwilligen. Aber das Männel hatte gesagt: „Geh nur auch zum drittenmal, es wird dich für immer glücklich machen." Als sie das erfuhr, gab sie nach, und das Mädchen erschien zur gewohnten Zeit bei dem Männel. Dieses gab ihr heute ein goldflimmerndes Kleid und sagte: „In diesem Kleide wirst du deinem künftigen Manne so gefallen, daß er dir hierher nachfolgen wird. Bringe ihn mit, und ich werde euch beide glücklich machen."

Sowie das Fest zu Ende war, kam richtig das Mädchen mit einem jungen Manne an den Weiher, wo das Männel schon ihrer harrte. Es sagte zu den beiden: „Ich will euch zum Könige und zur Königin machen, wenn ihr mir zu eigen gebt, was euch zuerst geboren wird." Da willigten beide ohne Zögern ein. Das Männel schlug nun mit einem großen Stabe dreimal auf das Wasser, dieses verschwand, und unter Donner und Blitz versanken alle in die Tiefe. Als der junge Mann und das Mädchen wieder zur Besinnung kamen, standen sie beide herrlich geschmückt und mit einer Krone auf dem Haupt vor einem Königsschlosse, mit großen Gärten umgeben, und eine Dienerschaft wartete auf ihre Befehle. Da lernten sie denn befehlen und regieren und waren glücklich dabei. Und als ein Jahr um war, wurde ihnen ein Sohn geboren.

Da erschien plötzlich das graue Männel und verlangte das Kind für sich, weil es ihm versprochen sei. Nachdem sich der König und die Königin von ihrem Schreck über diese Forderung ein bissel erholt hatten, baten sie himmelhoch, es möge ihnen alles wieder nehmen und ihnen nur das Kind lassen. Ihr Schmerz rührte das Männel, und es sagte: „Ich kann zwar eure Bitte nicht erfüllen, aber ich will euch drei Tage Zeit geben, um nachzudenken, wie ich heiße. Erratet ihr meinen Namen, so könnt ihr das Kind behalten.“ Da rieten sie nun schon zwei Tage lang und konnten auf keinen Namen kommen, der auf das Männel paßte. Da ließ sich der König sein Pferd satteln und ritt in einen großen Wald, weil er es in dem Jammer zu Hause nicht mehr aushielt. Er ritt und ritt und hatte sich ganz verirrt, als er von weitem einen gellenden Gesang hörte und ein kleines Feuer brennen sah. Er band sein Pferd an einen Baum und schlich näher. Da sah er denn das graue Männel um ein Feuer tanzen, bei dem es in einem kleinen Tiegel einen Kinderbrei kochte, und hörte es dazu singen:

„O wenn das die Frau Königin wüßt',
Daß ich Friemel Friemel Frumpenstiel heiß',
Ich ihr das Kindel lassen müßt'.

Da bestieg der König rasch sein Pferd und ließ es allein den Heimweg suchen. Als den andern Tag das Männel erschien, um das Kind zu holen, rief die Königin erst verschiedene andere Namen, ehe sie sagte: „Du heißt Friemel Friemel Frumpenstiel“. Da wurde das Männel überaus böse und schrie: „Das hat dir der Teufel und seine Großmutter verraten!“ und sprang zum Fenster hinaus, daß alle Scheiben in tausend Stücke sprangen, und ließ sich nie wieder sehen.

94. Der Wassermann in Kudowa.

Sehr lebendig ist der Glaube an den Wassermann noch in Kudowa und in den benachbarten böhmischen Grenzorten. Bei der fortwährenden Berührung und Mischung deutscher und tschechischer Bevölkerung dürfte kaum ein Unterschied in den Grundanschauungen dieses Geisterglaubens hier wie

dort bestehen. Die folgenden Aufzeichnungen aus Kudowa haben also eine allgemeine Geltung.

In Kudowa heißt der Wassermann auf tschechisch „Hastermann", wohl nur eine Entstellung des deutschen Namens. Er bewegte sich von dem Mühlteich an der Glocke bis zum Bernardschen Brückensteg. Er ließ sich in verschiedenen Gestalten sehen, meistens als Männchen in verschiedenen Größen. Bald schreckte er nächtliche Wanderer, indem er quer über dem Weg lag und plötzlich emporschnellte, um im Wasser zu verschwinden. Bald ritt er als kleines Pferd im Graben entlang. Bald sah man ihn in der Nähe des Wassers mähen, man hörte die Sense wetzen, und doch war die Wiese am andern Morgen ungemäht. Oft lockte er als kleines Männchen am Teiche, und wenn die Leute einen andern Weg gingen, rief er in kläglichem Tone: „Kommt nur den breiten Weg!" Auch sah man ihn meistens in einem grünen Rock, der teilweise naß war. Das eine Nasenloch war geschlossen, da seine Sprache immer näselnd und undeutlich war. Er brachte das Mühlrad zum Stillstand und scheute sich nicht, auf den Tanzboden zu kommen, um von dort irgend jemand an das Wasser zu locken. Einst fand ein Mann ein kleines weißes Pferd und nahm es mit in seinen Stall; als er ihm Wasser gab, verschwand es. Die jetzige Müllerin (Hauschke) erklärt, sie habe den Wassermann noch nie gesehen, weil sie jedesmal am hl. Abend von dem gerösteten Brot esse, das für das Vieh zubereitet sei. Schließlich wird noch berichtet, der Wassermann könne jede Gestalt annehmen, nur die der Taube nicht.

95. Der Wassermann am Schwarzen oder Totensonntag.

Totensonntag oder Schwarzer Sonntag wird in der Zöllneier Gegend der letzte Sonntag vor dem Palmsonntag genannt. Für den Palmsonntag pflegen die Kinder die Woche vorher sogenannte Palmen, nämlich Salweiden, die an beiden Ufern der Adler entlang wachsen, zu suchen, und es ist erklärlich, daß sie dabei leicht in das angeschwollene Frühjahrs-

wasser stürzen. Man glaubt, daß am Schwarzen Sonntage der Wassermann zum mindesten 3 Opfer fordert.

Am Schwarzen Sonntag fährt der Wassermann mit einer sogenannten Kostarodwer (Schubkarren in Kastenart) über die Brücken. Begegnet ihm ein Kind, so spricht er es an: „Setz di ok naj, ich wâr dich hejmfoahrn!“ Folgt das Kind der Einladung, so fährt es der Wassermann ins Wasser, wo es ertrinkt. An demselben Tage kehrt der Wassermann seine Stube aus. Kehricht, Spreu und Schmutz streut er bei Brücken und Stegen aus; dort wird es nach dem Volksglauben zu lauter Goldstückchen. Will aber jemand sie aufklauben, so zieht ihn der Wassermann ins Wasser. Besonders hat es der Wassermann am Schwarzen Sonntag auf die Kinder abgesehen. Einmal schnitten Knaben in der großen Freit für den Palmsonntag Salweiden. Da kam ein Mann vom Berg herunter und sah in der Adler ein Männlein mit blauen Hosen, roter Jacke und Kappe sitzen, das unausgesetzt die Jungen beobachtete. Er erkannte sofort den Wassermann und warnte die Knaben; da diese nicht gehorchten, trieb er sie von den Weiden weg. Darüber wurde der Wassermann sehr böse und drohte dem Manne mit dem Finger, weil er ihm die Jungen, auf die er es abgesehen, entrissen hatte.

96. Der spulende Wassermann.

Hinter Krummrich (Neuhradek bei Gießhübel an der Mense), dort wo der Weg nach Rokoli geht, liegt ein Häuschen ganz verloren. Ein Wasser fließt vorbei, in dem haust der Wassermann. Gegen Abend kam er immer in das Häuschen zu dem Weber, setzte sich zum Spulrade und spulte. Dabei tropfte das Wasser immerfort von ihm zur Erde nieder. Waren die Spillen voll, dann wirkte (webte) der Weber, und die Spillen nahmen gar nicht ab. Währenddessen saß der Wassermann hinter dem Ofen, bis die Spillen leer waren und er von neuem zu spulen anfing. So ist er ein paar Jahre in das Häuschen gekommen, und der Weber hat seinen Vorteil gehabt. Als der aber einmal beim Wirken

fluchte, weil die Spille nicht ging, hoppte der Wassermann hinter dem Ofen hervor und zur Tür hinaus. Nun ging dem Weber das Wirken nicht mehr, und der Wassermann blieb weg.

97. Der gefangene Wassermann verschwindet.

In Bielowes zwischen Schlaney und Nachod wurde der Wassermann einmal gefangen und von einem Bauern in Gewahrsam gebracht. Als der Bauer am nächsten Tage, Sonntag, zur Kirche ging, schärfte er seinen Leuten ein, auf etwaige Bitten des Gefangenen nicht einzugehen. Eine Magd aber ließ sich erweichen, ihm Wasser zu geben. Da verschwand der Gefangene vor ihren Augen.

98. Der Wassermann im Wiesenteiche bei Brzesowie.

Vom Wassermanne wurde geglaubt, daß er verheiratet sei. Zum Zeichen dessen sahen verschiedene Leute öfters Wäsche und Bänder an den Ufern von Bächen und Tümpeln ausgebreitet. Wenn manche sich die Sachen dreist in der Nähe besehen wollten, verschwanden diese plötzlich vor ihren Augen.

Auf den Wiesen vor Brzesowie befindet sich ein kleiner Teich, von Erlen- und Weidensträuchern umgeben. Dort haust der Wassermann. Der Großvater des Erzählers hat es dem Vater oft erzählt, daß er aus dem Wasser auftauchte und seine Bändchen auf den Sträuchern auslegte und seine Tellerchen. Und dann ist er mit seiner kleinen Sense am Wasser hingegangen und hat gemäht. Getan hat er niemandem was, aber wenn man ihn ärgerte, erboste er sich. Einmal hat sich einer den Spaß gemacht und ihm ein Bändchen weggenommen. Dafür hat ihn der Wassermann mit ins Wasser genommen.

99. Die Wassernixen von Sackisch.

Als die südlich der Kunststraße bei Sackisch liegenden weiten Wiesenflächen noch mit Wasser bedeckt und durch Dämme in einzelne Teiche geschieden waren, da hatte — wie

die Sage erzählt — der Wassermann in der Tiefe des Wassers sein Kristallschloß und seine Töchter, liebliche Wassernixen, spielten mit den munteren Fischlein und versteckten sich unter den breiten Blättern der Mummelblumen, um die Menschen zu belauschen. Denn gar zu gern hätten sie einen Jüngling gewonnen, der mit ihnen in ihr feuchtes Reich gekommen wäre, wo es gar so einsam war. Ja sie kamen sogar, wenn in einem nahen Gasthause zum Tanz aufgespielt wurde, dorthin, um sich im Saale mit den fröhlichen Menschenkindern im Tanze zu drehen. Man erkannte die drei Töchter des Wassermanns leicht an ihren Kleidern, denn immer war ihr Saum etwa zwei Finger breit mit Wasser benetzt. Viele Jünglinge tanzten mit ihnen und bemühten sich um ihre Gunst, so lange sie im Saale waren. Wenn aber mit dem Schlusse der zwölften Stunde die Wassernixen sich aus der menschlichen Gesellschaft entfernten, scheute sich jeder, sie zu begleiten, mochten sie ihren eifrigen Tänzer auch mit allen möglichen Verlockungen bestürmen, ihnen zu folgen. Einmal begleitete sie ein Bursche bis zum sogenannten Mittelteiche. Die Nixen priesen die Herrlichkeit ihres unterirdischen Reiches und versprachen ihm großen Reichtum, wenn er ihnen bis in ihr Schloß folge, dort würden alle seine Wünsche erfüllt werden. Aber der Jüngling ließ sich durch keine solche und ähnliche Lockungen verblenden und er hielt es für ein größeres Glück, zufrieden mit seinem Lohn im Sonnenlichte der Erde zu weilen. So mußten sie ihn schließlich ziehen lassen und wiederum traurig und allein in ihr feuchtes Reich zurückkehren.

Noch leben alte Leute, die in ihrer Jugend die Töchter des Wassermanns gesehen, ja sogar mit ihnen getanzt haben wollen.

Die Sage wandelt sich in folgender Form ab:

Sonntags, wenn Musik im Dorfe war, da hat ein Bursche immer mit einem Mädchen getanzt und ist auch einmal mit ihr heimgegangen. Aber den Weg, den er mit ihr ging, konnte er sich gar nicht recht vorstellen, er war ihm zu weit, denn der Weg ging nach Brzesowie zu. Sie

sind sachte gegangen und haben einander erzählt. Und als sie zum Mittelteiche kamen zu der Schütze, da hat das Mädchen gesagt: „Nun, jetzt bin ich zu Hause; geh nur wieder heim.“ Sie hat ihm die Hand gegeben und ist weg gewesen. Nun mußte er allein nach Hause gehen.

Als er wieder ins Wirtshaus kam, hat er es den andern erzählt, wie es ihm gegangen sei. Da hat der eine zu ihm gesagt: „Das habe ich mir gedacht. Das war ja Wassermanns Tochter, denn die hat ein hübsch Kleid gehabt und unten der Saum war ganz naß.“ Den Weg dahin hat er seitdem gemieden, er meinte, es könnte ihn einmal der Wassermann hineinziehen. Die andern sollen jedoch das Mädchen noch öfter gesehen haben, wie sie auf den Tanzboden gekommen ist. Aber die Bürschlein hatten alle Angst vor ihr.

100. Das ungetreue Weib des Wassermanns.

Es kam einmal ein Wassermann nach Linsdorf zu einem Bauer und forderte ihn auf, mit ihm zu gehen. Unterwegs erzählte er, sein Weib sei ihm untreu geworden, ein anderer Wassermann habe es in seine Wohnung, die sich unten am Flusse beim Wassergefälle befinde, entführt. Nun müsse es sich aber entscheiden, und er wolle Gewißheit haben. Halte sein Weib wirklich zu dem andern, so würden sie ihn beide umbringen; sei es ihr aber leid und wolle sie zu ihm zurückkehren, so werde er den andern töten und sein Weib heraufbringen. Dann möge es der Bauer auf dem Wege nach Hause zurückführen. „Gib also Achtung! Kommt das Wasser blutig herauf und ich komme auf das Wasser, so werde ich Dich gut belohnen; kommt aber das Wasser blutig und ich komme nicht auf das Wasser, so kehre zurück in Deine Wohnung, mich siehst Du nicht wieder.“ Als sie zum Wassergefälle kamen, sprang der Wassermann hinein. Bald sah der Bauer, wie die Wasserfluten aufwallten, als ob es darin koche; dann hörte er ein heftiges Gurgeln und Zischen, und als er hinsah, stieg das Wasser blutig rot empor. Nun wartete und wartete er, allein der Wassermann kam nicht zum Vorschein. Da wußte der Bauer, daß das Weib seinem

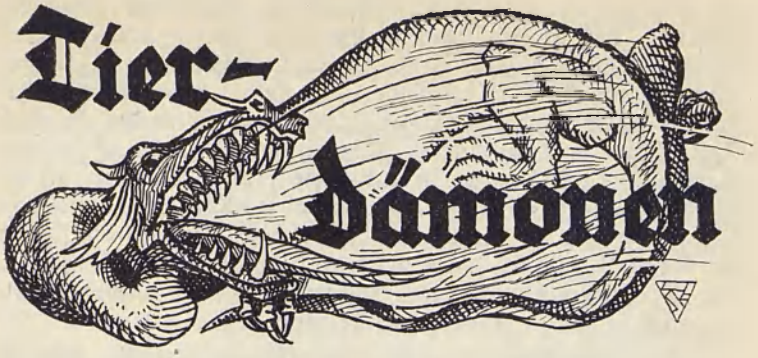
Manne untreu geworden war und ihn mit dem andern Wassermann umgebracht hatte. Er wartete nun nicht länger und begab sich auf den Heimweg.

101. Wie Wassermanns Tochter gefreit wird.

Am „Hohen Stein" (bei Wichstadtl) entspringt ein Bächlein, an dem entlang eines Tages ein Handwerksbursche schritt. Plötzlich gewahrte er am Uferrande ein Mädchen von bezaubernder Schönheit, so daß er sofort von Liebe zu ihr entbrannte. Er setzte sich zu ihr und plauderte mancherlei von seinen Reisen mit ihr. Am liebsten wäre er gar nicht mehr weitergegangen. Auch das Mädchen fand Gefallen an ihm und lud ihn ein, morgen wieder zu dieser Stelle zu kommen. Andern Tages saßen sie wieder zusammen im Gespräch, und zum Schluß fragte er sie, ob er sie nicht in ihrer Wohnung besuchen dürfe. „Heute nicht", sagte sie, „heute ist mein Vater zu Hause; aber komme morgen gegen Abend, da ist er nicht daheim, da will ich Dich in unsere Wohnung führen." Beim Abschiede küßte er sie und konnte den Abend des andern Tages kaum erwarten. Er war pünktlich zur Stelle, und das Mädchen nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu einer tiefen Stelle der Adler. Dort schlug es mit einem flachen Stabe auf das Wasser; dieses tat sich auf, und es zeigte sich eine Stiege, die zum Grunde führte. Sie stiegen abwärts und kamen in einen großen schönen Saal. Auf dem Boden standen zahlreiche umgestürzte Töpfe. Nun erzählte das Mädchen, sie sei die Tochter des Wassermanns und sie müsse die Töpfe bewachen. Als der Bursche fragte, was in den Töpfen enthalten sei, verweigerte sie die Antwort. Als sie sich nun entfernte, um aus dem Nebenstübchen etwas zu holen, konnte er seine Neugierde nicht bezähmen und hob schnell einen Topf in die Höhe. Da flatterte eine Taube auf und rief: „Zahl Dir's Gott!" Er hob einen zweiten Topf, und wieder flog eine Taube auf mit dem Rufe: „Zahl Dir's Gott!" Da kam schon Wassermanns Töchterlein zurück und als sie sah, was geschehen war, wurde sie ganz entsetzt vor Schreck und Angst und sprach: „Unseliger, was

haſt Du getan? Wenn der Vater nach Hauſe kommt, dann gibt es für Dich kein Entrinnen mehr. Denn wiſſe: unter den Töpfen ſind Tauben, das ſind aber verzauberte Jünglinge, deren Herz zu mir in Liebe entbrannte, und die mir hierher gefolgt ſind. Allein ich habe keinen von ihnen geliebt, und daher wurden ſie ſo verwandelt und gefangen gehalten. Dich allein liebe ich, und ſo will ich Dich zu retten ſuchen. Nimm hier das Gold und eile ſo ſchnell, als Dich die Füße tragen, von hier fort. Hüte Dich aber vor jedem Waſſer, es würde Dein Untergang ſein.“ Der Handwerksburſche nahm das Gold und beeilte ſich, aus dem Bereiche des Waſſermanns zu kommen.

Ein ganzes Jahr war er wiederum gewandert; allein er konnte Waſſermanns Töchterlein nicht vergeſſen. Von unwiderſtehlicher Gewalt gezogen kam er wieder zu der Stelle zurück, wo er das Mädchen zum erſtenmale geſehen hatte. Allein als er dem Orte ſich näherte, brach ein furchtbarer Wolkenbruch los, die zum Bache niederſtürzenden Waſſer erfaßten ihn und riſſen ihn in die Tiefe. So kam er wieder zur Wohnung des Waſſermanns. Als ihn das Mädchen erblickte, fiel es ihm, vor Freude weinend, um den Hals, dann bat und flehte es den Vater, nur dieſen und keinen andern Burſchen wolle es zum Manne haben. Da ließ ſich der Waſſermann erweichen. Es wurde eine große Hochzeit gefeiert, zu der alle Nachbarn geladen waren, der Waſſermann aus der kleinen Freit, der Waſſermann aus der großen Freit, der aus der Au, ja ſelbſt aus Linsdorf waren alle Waſſermänner gekommen, und es gab ein ſo großes Feſt, wie es vorher und nachher nie geweſen iſt.



102. Der Otterfels auf der Haselwiese im Wölfelsgrunde.

Der Otterfels auf der Haselwiese hat seinen Namen von der letzten großen Schlange, die hier gehaust hat. Ihr Kopf war so groß wie ein Katzenkopf. Die hat der Kuhjunge des Schweizers auf dem Schneeberge ums Leben gebracht, und zwar mit einer Gelte voll Milch. Wenn die Kühe des Schweizers auf der Haselwiese weideten, kam sie hervor und stach die Tiere, daß sie starben. Da wurde dem Kühjungen verboten, das Vieh dorthin zu treiben. Jäger und andere Leute lauerten ihr auf, aber niemand konnte sie kriegen. Da fügte es der Zufall, daß sie ums Leben kam. Der Kühjunge des Schweizers hatte zur Mittagszeit irgendwo in der Nähe der Wiese drei Kühe gemolken und die Milch beiseite gestellt. Etwa eine Stunde drauf ist die Otter gekommen, hat die ganze Milch ausgesoffen und sich dann auf den Felsen gelegt, und zwei Stunden darauf ist sie zerplatzt, daß die Milch über den Felsen heruntergelaufen ist. Seitdem heißt der Felsen Otterfels.

103. Die Drachen auf dem Kahlen Berge bei Gompersdorf.

In der Grafschaft Glatz erhebt sich kahl ein Berg am Mohrautale, das ins Bieletal mündet. Hier hauste einst ein

Drachenpaar, das die ganze Gegend in Angst und Schrecken versetzte. Sie flogen abwechselnd von ihrer Höhle zu Tal, um für sich und ihre Brut Futter herbeizuholen. Wie ein Sturmwind brausten sie über die Felder und brachen die Früchte zu Boden, packten die Rinder und schleppten sie fort. Ihre Höhle lag im dichten Walde, der einst die Höhe des Kahlen Berges krönte. Je mehr die jungen Drachen heranwuchsen, um so häufiger wurden diese Raubzüge, und kein Mensch wagte sich mehr aus dem Hause, denn schon flogen die Drachen bis in die Dörfer und umstrichen die Häuser. Die Bevölkerung war dem Hunger preisgegeben und mußte verkommen, wenn sich keine Hilfe fand.

Ein Jüngling aber, der ein Mädchen liebte, stattlich und tapfer wie kein Zweiter, beschließt endlich den Kampf gegen den Drachen. Ein achtzigjähriger Greis hatte ihm geraten, kleine Brote mit ungelöschtem Kalk zu füllen und sie dem Drachen zu fressen zu geben. So schreitet er denn mit seiner Last hinaus aufs Feld. Da zischt der Drache heran, der Jüngling wirft ein Brot, das sogleich verschlungen wird, und flieht. Jedesmal, wenn ihm der Drache auf den Fersen ist, wirft er ihm wieder ein Brot entgegen und erreicht gerade das Haus, als das letzte Brot dahin ist. Der Drache fühlt bald brennenden Durst, senkt sich in die Biele hernieder und säuft so gierig, daß der Fluß auf die Hälfte des Wassers sinkt. Dann windet er sich in Schmerzen, der Kalk kocht in ihm, er fliegt zum Nest zurück, hält es aber nicht aus, fliegt wieder ins Feld, da verendet er und liegt entseelt an der Erde. Da kommt der andere, der männliche Drache, und umfliegt die Leiche seiner Gefährtin; wütend peitscht er die Luft. Schon will der Jüngling ihm wieder mit seinen Broten entgegengehen, aber der Alte hält ihn ab, er solle die Tat bis zum nächsten Morgen verschieben. Der Drache zieht unterdes ruhelos vom Tal zum Berge und wieder zum Tale. Als der nächste Morgen erscheint, macht sich der Jüngling wieder mit seinen Broten auf. Er wirft ein Brot, der Drache betrachtet und beschnuppert es, aber verfolgt dann, ohne es zu berühren, den Werfer. Alle Brote wirft er, aber ohne Erfolg und kann

sich kaum noch vor dem wütenden und mißtrauischen Tiere ins Haus retten. Da beschließt der Jüngling, mit der Waffe in der Hand dem Tiere zu Leibe zu gehen; er hat ein Schwert vom Vater her, das holt er und geht dem Drachen entgegen. Geschickt bringt er ihm eine Wunde bei, eine zweite unter dem Bauche, zum drittenmal stößt er ihm das Schwert in den geöffneten Rachen, so tief, daß der Arm mit hineindringt. Der Drache schnappt zu und hat den Arm gefangen. So mußte der junge Held sterben, doch auch der Drache endete, nachdem er den jungen Mann verschlungen hatte.

Nun war die Bevölkerung von unnennbarer Trauer erfüllt, aber nicht lange vermochte sie über das Geschehene nachzudenken, denn eben schwärmten die jungen Drachen zum erstenmal aus. Gebadet in Tränen hatte bisher die Braut in ihrem wortlosen Schmerze dagesessen, jetzt sprach sie, würdig ihres heldenmütigen Bräutigams: „Holet eure besten Rinder hervor, ihr Leute, und gebt sie dem Drachen hin. Ich weiß, wie wir dieses Gezüchtes jetzt ledig werden können. Laßt sie sich anfressen und zum Berge mit vollem Wanste zurückkehren. In der Nacht, wenn sie in ihrer Höhle liegen in schwerem Schlafe, dann zünden wir den dichten Wald rings um ihre Lagerstätte an und lassen sie von den Gluten verzehren.“ Das schien allen wohlgesprochen. Gern brachten sie jetzt ihre besten Rinder hervor und ließen sie den Drachen entgegenlaufen. Die waren bald mit gieriger Lust über ihnen her, und angefüllt mit dem Fleische der Tiere flogen sie zum Schlafe auf den Berg zurück.

In der Nacht aber wurde es lebendig um den Berg. Die Leute, unter der Führung des mutigen Mädchens, schlichen durch den Forst, jeder eine Schleiße tragend, sie aber hatte das Licht, mit dem die Schleißen in Brand gesetzt werden sollten. Ein frischer, trockener Wind strich über die Bäume, da flammte plötzlich im Kreise um die Drachenhöhle der Brand auf. Gierig fraß die Glut sich fort im dichten Walde, die Drachen, vom Rauch und der Lohe aufgeschreckt, suchten zu entfliehen, sanken aber immer wieder in die Flammen zurück und kamen um. Da erhob sich vom Schneeberge ein Ge-

witter und löste sich schnell zu rauschendem Regen, der die Glut dämpfte und allmählich niedertauend ein friedlich Gefilde beträufte.

Aber das Volk, jetzt von der schrecklichen Plage befreit, hatte zwei Opfer zu beweinen, den Jüngling, den der Drache verschlungen, und seine Braut. Als die Glut am größten gewesen, hatten die Männer den toten Drachen vom Tale heraufgeschleppt und ihn in die Flammen geworfen. Sie hatte es gesehen, und wohl wissend, daß ihres Bräutigams Körper von dem Drachen verschlungen worden war, wollte sie ihn dem gierigen Elemente entreißen, sprang nach und kam im Feuer um, gewiß mit Absicht, ihrem Liebsten im Tode vereint zu sein.

Seit der Zeit blieb der Berg kahl, kein Baum schlug auf der Stelle Wurzel, wo die Drachenbrut den Feuertod fand. Drum heißt er bis zum heutigen Tage der Kahle Berg.

104. Der Otternkönig an der Heuscheuer.

Katharina S. in Passendorf war ein fleißiges, sittenreines und mutiges Mädchen. Diese letzte Eigenschaft hat ihr einmal zu einem großen Glück verholfen. Eines Morgens, im Spätsommer, war sie mit ihrer Mutter hinaufgegangen an die Abhänge der Heuscheuer, um dort zwischen dem Steingeklüft zu grasen. Damit sie mittags nicht nach Hause zurückzukehren nötig hätten, nahm Katharina in einem weißen Tragetuche etwas Brot, eine Schüssel und Löffel und in der Hand einen Krug voll Milch mit. Emsig gaben sich die beiden Personen ihrer Arbeit hin, bis die Sonne hoch stand. Dann suchte die Tochter einige dürre Baumäste zusammen und zündete ein Feuer an, um die Milch zu wärmen. Nachdem dies geschehen war, goß sie die Milch in die Schüssel aus, die sie auf das weiße Tragtuch stellte, und entfernte sich, um der Mutter zu sagen, daß ihr Mittagessen bereit sei. Bei der Rückkehr wollte das Mädchen ihren Augen nicht trauen; denn über das Linnen streckte sich eine in hellen und dunklen Farben schillernde, sehr große Otter, die ihr Köpfchen in die Milch tauchte und sich daran labte. Daneben aber lag ein

Krönchen von purem Golde, das in seinem Glanze mit der Sonne wetteiferte. Wohl hatte die Maid schon vom Otternkönige gehört, der eine Krone tragen sollte, aber sie hatte die Erzählung für ein Märchen gehalten, und nun sah sie das für unmöglich Gehaltene in der Wirklichkeit vor sich. Ohne lange zu überlegen, schlich sich Katharina hinzu und nahm die Krone von dem Tragtuche weg. In demselben Augenblicke bemerkte das Tier, das ein wirklicher Otternkönig war, die Diebin und den Diebstahl und ließ einen Mark und Bein durchdringenden Pfiff ertönen. Dieser machte die Jungfrau erbeben. Sie ahnte, daß dies das Zeichen sei, durch das der König seine Untertanen zur Hilfe herbeirief, und lief daher unter Anwendung aller Schnelligkeit ihrer jungen Beine von dannen. Im Nu wimmelte es an der Berglehne von Ottern, und alle ringelten sich unglaublich rasch hinter der Kronenräuberin her. Sie half sich dadurch, daß sie fortwährend die Richtung änderte und im Zickzack dem elterlichen Häuschen zurannte. Als die Verfolger schon ganz nahe waren, da erreichte sie die Tür und hatte Leben und Kleinod gerettet. Der entkrönte König wurde sofort von den Ottern getötet. Die Krone aber wuchs von Jahr zu Jahr und machte ihre Besitzerin über die Maßen reich.

105. Der Drache, die Nachoder Schloßjungfrau und der Schuster.

In Belowes, dem Nachbardorfe von Brzesowie (wo diese Erzählung aufgezeichnet ist), geht vom alten Bade ein enges Tal in die Berge hinauf. Wo das Tal aufhört, war eine Höhle, die noch tief in den Berg hineinführte. Vor etlichen fünfzig Jahren war die Höhle noch offen. Man hat aber dort einen Steinbruch angelegt, aus dem man die Klopfsteine für die böhmische Straße holte, und so ist durch den Schotter und das Gerölle die Höhle verschüttet worden.

Vor vielen hundert Jahren, als Brzesowie (jetzt in der Grafschaft Glatz gelegen) noch zum Nachoder Schlosse gehörte, hatte sich in der Höhle ein Drache eingenistet. Er war

sehr groß und stark, seine Haut wie ein Panzer, daß kein Säbel oder Spieß haften konnte, und so konnte ihn niemand töten. Seine Speise bestand aus Menschen, die er in der ersten Zeit aus Belowes holte, bis die Leute aus Angst ihre Häuser verließen und sonst wohin zogen. Als der Drache in der Nähe keine Menschen mehr fand, ging er weiter und nahm sie, wo er sie fand. Auch nach Brzesowie war er schon ein paarmal gekommen und hatte Leute geraubt. Da wurden auch die entfernten Dörfer allmählich verlassen, weil niemand mehr seines Lebens sicher war.

Als der damalige Herr des Nachoder Schlosses sah, wie die umliegenden Dörfer fast leer waren und der Drache immer weiter nach Beute auszog, war ihm nicht wohl dabei. So viel war sicher, hatte der Drache einen Menschen gefressen, so kroch er in seine Höhle, bis er wieder am andern Tage zum Vorschein kam. Das wußte der Schloßherr. Er ließ nun den strengen Befehl ergehen, die Leute sollten wieder in ihre Dörfer zurückkehren, damit er in jedem Dorfe die ihm untertänigen Einwohner aufschreiben lassen könnte. So wurden alle Schloßleute in eine Liste verzeichnet mit Ausnahme des Schloßherrn selber und seiner Frau. Dann ließ er eine unparteiische Kommission zusammentreten, die mußte von allen Aufgeschriebenen einen Tag um den andern einen Menschen auslosen. Ein paar andere waren bestimmt, die mußten frühzeitig am andern Tage den Menschen, ob Mann ob Weib, festnehmen und in dem Tale nicht weit von der Höhle an einen Baum binden. Dort fiel er dem Drachen sehr bald zur Beute.

Als so schon eine geraume Zeit vergangen war und der Drache schon manchen Unglücklichen verzehrt hatte, traf das Los auch die Tochter des Schloßherrn selber. Da gab es wohl großes Herzeleid im Schlosse, die Eltern und das Gesinde jammerten und zerbrachen sich den Kopf, einen Ausweg zu finden. Es half aber alles nichts, und am nächsten Tage war sie dem Schicksal verfallen. Aber eins bedang sie sich aus, daß man sie nicht anbinde, sondern sie wolle dem Drachen bis zu seiner Höhle entgegengehn. Am nächsten Vor-

mittage zog es wie eine Prozession vom Schlosse nach Belowes zu. Außer den Schloßleuten und den Eltern hatten sich noch viele andere angeschlossen, weil das Mädchen sehr schön war und bei allen Leuten in hohen Ehren stand. Ein Stück vor Belowes machte der Zug Halt, und das Schloßfräulein verabschiedete sich von den Eltern und Bekannten. Da war ein großes Klagen und Wehgeschrei.

Wie man sich gerade trennen wollte, kam noch ein fremder Handwerksbursche dazu. Es war ein Schuster, ein sehr großer und starker Mensch. Erstaunt fragte er, was es hier gebe, und als man's ihm berichtet hatte, trat er an den Schloßherrn heran und sagte, wenn er mit seiner Bedingung einverstanden wäre, so wolle er den Drachen umbringen. Da fragte der Schloßherr, was das für eine Bedingung wäre. „Anders tu ich es nicht", sagte der Handwerksbursche, „als wenn Sie mir Ihre Tochter zur Frau geben." Da gab es kein langes Besinnen, und mit Freuden willigte der Schloßherr vor allen Leuten ein. Nun ließ sich der Wanderbursche den Weg zur Höhle beschreiben und ging dreist dem Drachen entgegen. Die Leute aber blieben alle beim Schloßherrn auf dem Flecke stehen und wollten den Ausgang des Abenteuers abwarten.

Der Schuster fand sich richtig zu der Höhle und blieb vor ihr stehen. Es währte nicht lange, so schoß der Drache mit aufgesperrtem Rachen auf ihn zu. Da faßte der Schuster schnell zu, ergriff mit der einen Hand die obere, mit der andern die untere Kinnlade des Ungeheuers und riß mit furchtbarer Kraft den Rachen auseinander bis tief in den Hals hinein. Nun peitschte aber der Drache mit seinen Flügeln so fürchterlich die Luft, daß ein Getöse entstand wie ein kleines Gewitter. Die Leute hörten es in der Ferne, glaubten sich verloren und wollten schon davonlaufen. Als es aber wieder still wurde, wagten sich ein paar Dreiste weiter vor, und da sahen sie denn den Schuster schon auf sich zukommen, wie er den toten Drachen hinter sich herschleppte. Nun schrien sie alle vor Freuden laut auf, nahmen ihm das Untier ab und schleppten es selber weiter und trugen den Retter

fast auf Händen bis hinauf aufs Schloß. Den Drachen hingen sie unter dem Schlosse auf den Galgen, der bis heute noch steht. Dort konnte sich jeder den Drachen ansehen, und aus den Dörfern ringsherum kamen die Leute haufenweise aus Neugierde. Aus Brzesowie rannte, wer konnte, manches Haus war ganz leer, und vor Freude hatten viele vergessen, es mit der Haspe zu verschließen. Im Schlosse droben war die Freude besonders groß. Der Schloßherr hatte alle seine Nachbarn in der Runde eingeladen und feierte ein dreitägiges Fest, dem Schuster zu Ehren, der sein Kind gerettet und die Gegend von einer so schrecklichen Plage erlöst hatte.

Der Schuster war während des Festes mit der Schloßtochter schon sehr gut bekannt geworden. Er war ihr sehr gut geworden und sie ihm auch, weil er auch sonst ein ganz ansehnlicher Mensch war. Der Schloßherr hatte ihm gleich am Abend ein paar Zimmer angewiesen, und dort wohnte er auch nach dem Feste. Als nun einige Zeit vergangen war, da erinnerte der Schuster den Schloßherrn an sein Versprechen und hielt um die Hand seiner Tochter an. Der Schloßherr aber brachte verschiedene Ausreden vor, er hätte noch nicht die Ausstattung besorgen können und er sollte nur noch eine Weile Geduld haben. Der Schuster ließ sich bereden und wartete noch einige Zeit. Als aber die Sache noch immer weiter hinausgezogen wurde, fing er an ernster aufzutreten, und der Schloßherr merkte wohl, daß das Aufziehen keinen Zweck hätte. Daher sagte er zu dem Bewerber: „Ich werde Dir meine Tochter geben, aber vorher mußt Du noch eine Probe bestehen.“ Auf die Frage nach der Art der Probe sagte der Vater: „Morgen werde ich es Dir sagen.“ Den nächsten Tag sprach er: „Unter dem Schloßberge im Hofe steht ein Sack Erbsen. Wenn Du den über den Schloßberg hinaufträgst, sollst Du meine Tochter haben.“ Damit war der Schuster einverstanden und machte sich sogleich auf, um die Erbsen zu holen. Als er hinunter kam, wies ihm der Schloßherr einen vollen Sack, der war so groß wie ein ausgestopfter Strohsack. Dem Schuster war aber nicht bange, er zog sich ihn mit beiden Händen auf den Rücken und ging damit auf

dem kürzesten Wege den steilen Schloßberg hinauf, wo jetzt die Stufen angebracht sind.

Wie er oben durch das Schloßtor hereinkommt, sieht er, wie zum andern Tore eine Kalesche hinausfährt. Da hat ihm nichts Gutes geahnt, und er wirft den Sack mit den Erbsen vom Rücken herunter, daß er platzte und die Erbsen über den Hof kugelten. Dann lief er, was er konnte, der Kalesche nach. Hinter dem Schlosse holte er sie ein, bekam ein Hinterrad zu packen und brach es aus dem Wagen heraus. Die Kalesche mußte stehen bleiben, und er sah, daß der Schloßherr, seine Frau und seine Tochter darin saßen. Da wurde es ihm klar, daß man die Zeit, wo er die Erbsen holte, benutzen wollte, um mit seiner Braut wegzufahren. Nun stellte er sich vor die Kalesche und schrie den Schloßherrn an: „Die Erbsen liegen im Schloßhofe, und ich verlange auf der Stelle, was mir versprochen ist.“ Dabei sah er den Schloßherrn so fürchterlich an, daß dem Angst und bange wurde. Das Schloßfräulein aber sprang geschwinde aus dem Wagen und fiel dem Schuster um den Hals. Als das der Schloßherr sah, hat er seinen Segen dazu gegeben.

Bald darauf wurde die Hochzeit vorbereitet. Alle Nachbarn rings herum, Grafen und Fürsten, erhielten Einladungen; denn die Hochzeit sollte sehr großartig sein. Den ersten Tag, als die Gäste beisammen waren, schlug der Schloßherr seinen künftigen Schwiegersohn zum Ritter vor, und die Gäste waren damit einverstanden. Da wurde der Schuster noch am selbigen Tage zum Ritter geschlagen. Dann wurde das Brautpaar getraut und darauf noch viele Tage Hochzeit gehalten. Die Landleute kamen von allen Seiten herbei, und ihre Freude war sehr groß, daß sie ihren Erretter einmal würden zum Schloßherrn haben.

Zum Angedenken ist jetzt noch im Nachoder Schlosse eine Steintafel zu sehen, die stellt dar, wie der Schuster der Kalesche nachspringt und das Hinterrad zerbricht. Ob er das hat selber so machen lassen oder erst seine Nachkömmlinge, läßt sich nicht mehr ermitteln.

Winddämonen

106. Der Nachtjäger im Bielegebirge.

Im Bielegebirge lebte einmal ein Förster, der weder an Gott noch an den Teufel glaubte, sondern am liebsten über beide spottete und nicht selten, besonders wenn er merkte, daß es jemanden verdroß, so frevelhaft über alles Heilige lästerte, daß die Leute ihm auswichen, wo sie nur konnten, wenn sie aber mit ihm zusammentreffen mußten, sich gewiß heimlich mit dem Kreuze bezeichneten. Der Mann war auch sonst grob, oft sogar grausam. Namentlich wußten die Wildschützen von seiner Grausamkeit manch Liedlein zu singen. Niemand wunderte sich daher, niemand trauerte, als es eines Tages hieß, der Förster sei im Walde, in der Nähe des Ursprungs der schwarzen Biele, erschossen aufgefunden worden. Dort, wo er lag, wurde er ohne Sang und Klang begraben. Doch war die Gegend dadurch noch nicht von ihm befreit, denn — er kam wieder und trieb in seinem Revier zu nächtlicher Zeit sein Unwesen weiter. Das Volk nannte ihn jetzt den Nachtjäger, und bald dieser, bald jener hatte ihn in seiner grünen Joppe gesehen oder das Gebell seiner Hunde gehört.

Da war ein Köhler, der hatte am Nordostabhange des hohen Urlich seinen Meiler und daneben seine Hütte errichtet. Ihn hatte man, wie viele andere, vor dem Nachtjäger gewarnt, aber er schenkte dem keine Beachtung, denn er glaubte

nicht an ihn, bis er eines Besseren belehrt wurde. Er hat's später selbst erzählt. „Ich hatte eines Abends", sagte er, „mein Butterbrot verzehrt und legte mich dann neben dem kleinen Feuer, das Tag und Nacht in meiner Hütte brannte, nieder und schlief bald ein. Ich mochte noch nicht lange geschlafen haben, da wachte ich durch ein Schießen und Hundegebell auf. Da es meinem Häusel immer näher kam, trat ich vor die Tür, konnte aber nichts sehen. Ich rief in den dunklen Wald hinein, bekam aber keine Antwort, nur schien der Raum zwischen mir und den Hunden jeden Augenblick kleiner zu werden, ihr Geheul wurde immer deutlicher und heftiger. Auch das Schießen nahm immerfort zu. Auf einmal war ich mitten im Jagdgetümmel drin, und ich kam mir vor wie ein umkreistes Wild. Daß mich keine Kugel traf, daß mich kein Hund faßte, ist mir jetzt noch beinahe rätselhaft. Wie unheimlich mir aber zu Mute war, kann sich jeder leicht denken. Plötzlich gab es einen furchtbaren Knall, ich stürzte zu Boden, das Feuer in meiner Hütte erlosch. — Damit war der Spuk zu Ende. Seitdem habe ich nichts Aehnliches mehr erlebt."

107. Der Nachtjäger im Eulengebirge.

Manch einsamer Wanderer im Eulengebirge hat schon den Nachtjäger mit grausiger Stimme rufen hören: „Hast Du nicht einen Hasen gesehen?"

Ein Bauer in der Gegend von Neurode war einst so keck, dem in der Luft vorüberziehenden Nachtjäger aus seinem offenen Fenster zuzurufen: „Nachtjäger, känntst mer â wuos miete schissa!" Die Mitternacht darauf fiel ein ganzes Menschenviertel (andere erzählen: ein Hase) durch den Schornstein auf seinen Küchenherd. Der Bauer vergrub das Viertel augenblicklich in seinem Garten. Aber in der darauffolgenden Mitternacht fiel es von neuem durch den Schornstein. Er vergrub es nochmals, doch es kam zum drittenmale wieder. Da ging er endlich zum Pfarrer des Ortes und bat ihn, er möchte doch zugegen sein, wenn er das grausige Geschenk zum drittenmale vergrabe. Das hat endlich geholfen.

108. Der wilde Jäger im Eulengebirge.

Auf dem Kroatenplan, nahe dem Kammwege des Eulengebirges, ist es in mondhellen Nächten nicht sicher. Mit lautem Hussa jagt dort ein „wilder Jäger" mit sieben feurigen Hunden den Plan entlang. Neugierige Menschen, die ihm lauschend nahe kommen, werden mit schallenden Ohrfeigen bestraft, daß ihnen Hören und Sehen vergeht.

109. Der Nachtjäger unter dem Ottenstein.

Nach einer Gerichtsverhandlung in Reichenbach ging der Bauer Josef Richter aus Hausdorf an einem Wintertage gegen vier Uhr nachmittags vom Gasthaus zum Siebel aus übers Eulengebirge nach Hausdorf zurück. Als er schon ein Stück aufwärts gestiegen war und auf dem Glasen angelangt war, wurde es auf einmal kohlschwarz um ihn. Dann hörte er ein Gesause, als wenn alle Bäume zerbrächen, wack, wack, wack, wie Hundegebell und sah eine Menge Lichter auftauchen, als wenn das Schloß auf dem Ottenstein hellerleuchtet vor ihm stünde. Aber im Augenblick danach waren die Lichter wieder verschwunden und die Finsternis noch greulicher. Der Bauer fand keinen Weg mehr und ging wieder bergabwärts. Als er ein Stück zurückgelaufen war, wurde es wieder hell. Vier Stunden hatte er sich verlaufen, ehe er nach Langenbielau zurückkam. Der Nachtjäger war ihm begegnet, der mit seiner Hundemeute die armen Seelen vor sich her trieb.

110. Die verzauberte Schloßfrau von Nachod.

Das Schloß zu Nachod steht auf hohem Felsen, Raubritter haben's gebaut, von Quark und Eiern haben sie den Mörtel gemacht, und darum ist es so fest geworden. Nach den Raubrittern hat ein Graf das Schloß gekauft, der hatte drei Töchter. Die eine war wie ein Fisch und mußte alle Tage baden in einer besonderen Kammer. Als ihre Schwestern wegheirateten, erhielt sie das Schloß mit der Bestimmung, ledig zu bleiben. Aber ein armer Herr verliebte sich in sie und wollte sie heiraten, da mußte er versprechen, daß er zwei Stunden am Tage nicht nach ihr fragen wolle.

Zehn Jahre lebten sie so zusammen, dann aber trieb ihn die Neugierde, und er schnitt ein Loch durch die Tür, so groß wie ein Zehnpfennigstück. Als sie nun am nächsten Tage in die Kammer ging, folgte er ihr und wollte sie belauschen. Aber ehe er sie richtig erkennen konnte, hat sie ihn schon gesehen, öffnet die Tür, bricht in heftiges Weinen aus und spricht: „Jetzt hast Du gebrochen, was Du versprochen hast; ich muß weg von Dir. Nimmer werde ich Ruhe haben, und vom Winde muß ich leben.“ Dann gab sie ihm die Hand, und schon bekam sie Flügel, die sie vor dem Schlosse in die Höhe trugen, rund ums Schloß flog sie herum und schrie: „Adié, meine Heimat!“

Bis heute noch soll sie in der Luft herumfliegen. Und wenn der große Wind geht und es macht „huuuu“, da sagen die Leute: „Die Meluſine heult.“

Seit jener Zeit ging es im Schlosse um, niemand konnte mehr darin wohnen, selbst die Betten wackelten, in denen die Leute schliefen. Da hat man eine Kirche ins Schloß eingebaut, und ein Pfarrer liest hl. Messen alle Tage des Winters, und im Sommer kommt einer alle Sonnabende von Nachod herüber. Denn wenn das nicht geschieht, geht der Spuk wieder los.

Der Teufel

III. Der Teufel läßt sich nicht narren.

Im Zeughause zu Glatz steht ein Gewehr, dessen Bajonett zu einer Kugel gedreht ist. Von diesem geht folgende Sage: Vor langen Zeiten wurde um die Mitternachtsstunde regelmäßig der Posten auf dem Walle verscheucht. Man behauptete, es sei der leibhaftige Teufel. Eines Abends kam ein Soldat an die Reihe, der als Trinker und Schlemmer unter den Kameraden arg verschrien war. Er hatte bereits von dem Spuk gehört und freute sich, mit dem Teufel persönliche Bekanntschaft zu machen, da er hoffte, durch einen Pakt sich Geld von ihm verschaffen zu können. Um Mitternacht naht sich der Teufel. Der Wachtposten tritt ihm furchtlos entgegen und fordert Geld, wofür er dem Teufel seine Seele übergeben will. Die gehöre ihm so wie so schon, entgegnet der, er verlange die Seele seines Kindes. Der Pakt wird geschlossen. Der Soldat verpflichtet sich, am nächsten Abende sein Kind auf den Wall zu bringen, wogegen er vom Teufel eine hohe Summe erhalten soll. Die folgende Nacht zieht der Soldat wieder auf Wache und befiehlt seinem Weibe, das Kind nachzubringen. Die gute Frau, darüber erschrocken, läuft sofort zu einem Offizier, dem sie den Befehl

ihres Mannes berichtet. Der Offizier rät ihr, daß sie entweder gar nicht oder doch nur ohne ihr Kind hinausgehe. Mitternacht naht heran, der Teufel stellt sich ein und verlangt das versprochene Kind. Der Soldat verflucht und verwünscht seine Frau, daß sie nicht gekommen sei. Es ist nahe an ein Uhr — sie ist noch nicht hier. Da dringt der Teufel wütend auf den Soldaten ein. Der hält ihm aber sein Gewehr als Schutzwaffe entgegen. Der Taufel jedoch faßt das Bajonett und biegt es zu einem runden Knäuel um.

Am Morgen fand man den Soldaten im Wallgraben liegen mit umgedrehtem Genick, das Gesicht nach hinten gekehrt. Er hatte nur noch so viel Leben, daß er den Sachverhalt in abgerissenen Sätzen erzählen konnte.

112. Der Teufel als schwarzer Pudel zu Poditau.

Auf dem Komturhof zu Poditau bei Glatz erschien einst abends um 9 Uhr ein schwarzer Pudel in der Gesindestube, legte sich lautlos auf die Bank am warmen Ofen und schlief dort ruhig die ganze Nacht. Doch am Morgen war er verschwunden. Am nächsten Abend kam er um dieselbe Stunde und legte sich wieder auf denselben Platz. Das trieb er längere Zeit täglich so fort, alle Hausbewohner gewöhnten sich an ihn, und keiner wagte ihn zu belästigen. Da kam eines Abends spät ein Knecht betrunken in die Stube, stieß und schlug den Hund und jagte ihn von der Bank herunter. Doch nun fletschte der Pudel mit einemmale die Zähne und schnappte in so unheimlicher Weise nach dem Knechte, daß diesem Angst wurde und er schnell in den nahen Stall hinter die Pferde flüchtete, der Pudel hinter ihm her. Da hörte er den Pudel deutlich sagen:

Wärschte ne zwischen Stohl on Eisa,
Wöll ich der wuos anderscht beweisa.

Die Hufeisen der Pferde und die Eisenbeschläge an den „Ständen" ließen den Pudel nicht zu ihm heran. Darauf verließ das Ungetüm den Stall, zerriß draußen noch den Kettenhund, und fort war es.

113. Der Teufel in der Gestalt einer alten Magd.

Im Mittelhofe zu Alt-Lomnitz stellte sich zur Nachtzeit ein gespenstisches Wesen in Gestalt einer alten Magd ein. Es schien harmlos zu sein, denn es tat niemandem ein Leid, wurde aber doch von allen gemieden. Nur ein Knecht konnte einmal eine Neckerei nicht unterlassen, wofür er aber hart bestraft wurde. Als er in einer Nacht spät nach Hause kam, sah er auf der Ofenbank in der Gesindestube die alte Magd sitzen. Sie schien zu schlafen. Leise trat er heran und zupfte sie an der Nase. Doch wie erschrak er! Nicht anders war es ihm, als ob er eine Leiche berührt hätte. Eine Leiche war es aber nicht, denn augenblicklich sprang das Unwesen auf und folgte dem Entfliehenden nach. Entsetzt war er durch den Hausflur und Hofraum mit wenigen Sätzen gesprungen und hatte sich im Stall zwischen die Pferde gesteckt. Bis an den Pferdestand war ihm das Gespenst auf den Fersen, dann stand es still und zischte im Zorn die wilden Worte:

„Wärest du nicht zwischen Holz und Eisen,
So hätt' ich dir's schon wollen beweisen!"

Nach drei Tagen war der Knecht tot.

114. Das „Bergloch" bei Hammer.

Am Fuße der Schlösselkoppe bei Hammer sieht man eine Oeffnung in einem Felsen. Es ist dies das sogenannte „Bergloch". Hier begann früher ein unterirdischer Gang, der aber im Laufe der Zeit verfallen ist. Wahrscheinlich diente er dem Bergbau, der vor vielen Jahren bei Hammer betrieben worden sein soll. Der Sage nach aber ist der Gang auf andere Weise entstanden. Ein habsüchtiger Bergknappe wollte in den Besitz der unterirdischen Schätze bei Hammer gelangen. Er verschrieb sich dem Teufel, damit dieser ihm zur Erfüllung seines Wunsches verhelfe. Der Teufel erschien dem Leichtsinnigen an der Stelle, an der jetzt das „Bergloch" zu sehen ist, und breitete seinen Mantel aus, auf dem beide in den Berg hineinfuhren. Der Knappe konnte sich nun Schätze in Hülle und Fülle aneignen. Die Fahrt endete auf der anderen Seite

des Berges, in Neuweistritz, wo der Teufel wieder verschwand. Bis dorthin soll auch der unterirdische Gang geführt haben. Hocherfreut über seinen Reichtum begab sich der Knappe nun nach Hause. Doch sein Glück währte nicht lange. In der folgenden Nacht wurden die Hausbewohner durch ein furchtbares Getöse, das von einem heulenden Sturme begleitet war, erschreckt. Am andern Morgen fanden sie die Leiche des Habsüchtigen, in Stücke zerrissen, im Garten. Ein Leichenteil hing sogar an einem Pflaumenbaum. Der grausame Höllenfürst hatte sich die Seele seines unglücklichen Opfers geholt.

115. Die Teufelssteine beim Schlosse Schnallenstein.

Bei der Burgruine Schnallenstein, südlich am Fuße des Burgberges, stehen im sogenannten Höllentale drei ungefähr 1,20 Meter hohe Steine aufgerichtet, mit verschiedenen eingeritzten Figuren, die an Walenzeichen erinnern. Es sind die Teufelssteine. Ihren Ursprung erzählt folgende Sage:

Einer der Herren der Burg Schnallenstein war ein überaus wüster Gesell, der entweder auf Streifzügen in frendem Gebiete sich tummelte oder zu Hause in wilden Zechgelagen mit seinen Kumpanen sich die Zeit vertrieb. Wenn nun seine Gäste mit schwerem Kopfe heimwärts ritten, entstand in der Regel ein schreckliches Fluchen über die steilen Bergränder, die schon manchen jähen Sturz in die Tiefe veranlaßt hatten. Um diesem leidigen Zustande abzuhelfen, beschloß der Gebieter des Schlosses, über die tiefste, seitwärts gelegene Talschlucht von Höhe zu Höhe eine gewaltig große Brücke zu spannen. Das Werk konnte ihm aber nur der Teufel ausführen. In dunkler Mitternachtsstunde rief er daher den Gottseibeiuns. Der kam auch und erklärte sich zu der Arbeit bereit. Ein Kontrakt war bald aufgesetzt; der Ritter versprach, daß er nach seinem Tode mit Leib und Seele dem Satan gehören wolle, der Satan gelobte, ihm die verlangte Brücke zu bauen und sie nach drei Tagen zu beginnen und in einer Nacht zu vollenden, aber er verlangte, daß ihn dabei kein Hahnenschrei

stören dürfe. Kaum graute der Morgen, da zogen Knechte von Haus zu Haus, von Gehöft zu Gehöft in der ganzen Nachbarschaft und hießen auf des Burgherren strengen Befehl alle Hühner töten, was die Einwohner auch aus Furcht vor harter Strafe sofort ausführten.

Die dritte Nacht war angebrochen. Ringsum türmten sich schwarze Wolken, und als die zwölfte Stunde kam, brach ein furchtbares Gewitter los. Jetzt ging der Teufel an die Arbeit. Große, feste Felsstücke schleppte er aus der Ferne herbei, um sie zur Grundlage des einen Seitenpfeilers zu machen. Schon war er auf seinem Fluge in die Nähe der Burg gelangt, da krähte — wie war das möglich? — ein Hahn. Der Hahnschrei lähmte sofort die Kraft des Teufels, die Steine entfielen seinen Klauen und stürzten donnernd zur Tiefe. Dort liegen sie noch mit ihren Kratzzeichen und heißen die Teufelssteine. Machtlos mußte der Böse in sein Reich zurückkehren, die Brücke blieb ungebaut.

Woher der Hahn kam? Ein armes Mütterchen, die am Fuße des Schloßberges in einer Hütte wohnte, hatte sich dem Befehle des Burgherrn nicht gefügt aus Mitleid mit dem ihr gehörigen Tiere und dieses an einem dunklen Orte unter einem Siebe eingesperrt. Sie hatte aber nicht daran gedacht, daß der Hahn zur gewohnten Zeit seinen Ruf erheben würde.

116. Der Spuk bei der „Kirchenschnure" bei Langenbrück.

Die „Kirchenschnure" bei Langenbrück soll ein altheidnischer Begräbnisplatz sein. Bei ihm ist es seit alter Zeit niemals geheuer. Der Spuk soll von einem Jäger herrühren, der zwar den Teufel betrog, aber Gott sich nicht zuwandte. Das ist so zugegangen.

In der Nähe dieses Ortes wohnte einst ein Jäger, der zur Mitternachtsstunde seine Seele dem Teufel verschrieb, um Freikugeln von ihm zu erhalten. Diese Kugeln verfehlen nie ihr Ziel, aber sie müssen verkehrt geladen werden. Der Teufel gab ihm tausend Freikugeln und machte außerdem mit ihm aus, daß er ihn sofort holen werde, wenn er einmal

eine Kugel regelrecht (also mit der Spitze nach dem Ziel) in den Lauf stecke. Der Jäger war vorsichtig und fehlte bei keiner einzigen Kugel gegen die Vorschrift. So konnte ihn auch der Teufel nicht vorher holen. Aber auch als er zum Sterben kam, konnte der Böse keinen Anspruch auf seine Seele machen, weil er noch nicht alle Kugeln verschossen hatte. So hatte er zwar den Teufel hinters Licht geführt, aber auch der Himmel blieb seiner Seele verschlossen, weil er bis an sein Lebensende des Teufels Genosse blieb und sich nicht reuevoll zur Kirche zurückwendete. Daher muß er auf der Erde bleiben, und er neckt und erschreckt die Menschen noch immer bei der Kirchenschnure.

117. Der Teufel als dreibeiniger Hase.

In (Groß-) Neundorf in der Grafschaft wurden die Schafe früher von den Dorfjungen Tag und Nacht gehütet. Die Burschen stahlen im Ort die Hühner und brieten sie des Nachts an ihrem Wachtfeuer. Einer aber verriet dies seinem Vater. Die Kameraden hielten darauf Rat, wie sie den Verräter strafen sollten. Sie banden ihn und legten ihn ganz nahe ans Feuer, damit er einmal ordentlich schwitzen und Angst bekommen sollte. Da springt plötzlich ein dreibeiniger Hase mitten durch ihren Kreis, und alle Burschen jagen hinter ihm her und lassen den gefesselten Kameraden allein daliegen. Diesem wird es auf die Dauer zu heiß, er versucht sich vom Feuer wegzurollen, statt dessen aber kugelt er mitten in die Flammen hinein und verbrennt darin. Der Hase war natürlich der Teufel, der die Gelegenheit benutzt hatte, um Unheil stiften zu können.

Noch jetzt steht nicht weit vom Dorfe ein Stein, der die Gestalt eines dreibeinigen Hasen zeigt und an dieses Geschehnis erinnern soll.

118. Die Quarklöcher im Glatzer Schneeberge und der Teufel.

Vor vielen Jahrhunderten enthielten die Quarklöcher im Schneeberge nicht nur jene dem Weißquark ähnliche Masse,

die deren Wände überzogen hat und Ursache ihres Namens geworden ist, sondern auch unermeßliche Schätze an Gold und Silber. Mancher hatte sich schon Mühe gegeben, diese zu heben, aber niemandem war es gelungen. Da kam ein Jägersmann in die Gegend, der gern gut aß und trank und lieber im Kreise fröhlicher Brüder als im grünen Walde seine Zeit zubrachte. Dieser Förster verfiel in Nachgrübeln, wie er seine heruntergekommenen Vermögensverhältnisse verbessern könne, auf den Gedanken, in die Quarklöcher zu gehen und nach den verborgenen Edelmetallen, von denen ihm alle Welt erzählte, zu suchen. Warum sollte es ihm nicht glücken, diese zu entdecken, er war ja ein Sonntagskind.

Er machte sich also eines Tages auf den Weg und nahm die nötige Magenstärkung sowie einiges Werkzeug mit. Kriechend mußte er in das Innere der Höhle eindringen. Dort zündete er eine Fackel an und begann mit Wünschelrute und Spaten zu arbeiten. Aber jene senkte sich nicht, und dieser wühlte keine Schätze heraus. Nun meinte er, diese müßten wohl in den Seiten versteckt sein, er schlich daher an diesen hin, klopfte bald hier, bald dort, allein auch das war ohne Erfolg. Schon begann er mißmutig zu werden und wollte den Heimweg antreten, als plötzlich ein Mann, nach der Kleidung zu urteilen ein Welscher, vor ihm stand. Ehe noch der Jäger eine Frage stellen konnte, erbot sich der Fremde, als ob er schon wisse, worum es sich handle, ihm zu den gewünschten Schätzen zu verhelfen. Aber der Jäger müsse auch ihm einen Gefallen erweisen und eine Bedingung erfüllen. Kaum war ihm das Jawort über die Lippen gekommen, da vernahm er ein Klingen, wie wenn größere Silbermünzen aneinanderschlagen. Als er nach dem Winkel schaute, woher der Ton kam, hei! wie hüpfte da sein Herz vor Wonne, wie strahlten seine Augen vor Gier — denn dort lagen zwei Haufen, einer von blinkendem Golde, der andere von gleißendem Silber. Da nahm ihn der Welschländer vertraulich an der Hand, führte ihn zu den Schätzen und sprach: „Siehe, dies alles ist dein Eigentum, denn du hast dich mit meiner Bedingung einverstanden erklärt. Diese lautet: Ich überantworte

dem Lichtträger (Luzifer) meine Seele für den Reichtum, den er mir gibt, und unterschreibe unser Uebereinkommen mit meinem Blute.“ Jetzt kam über den Jäger, der inzwischen immer blasser wurde, das Bewußtsein des leichtsinnigen Streiches, den er begangen hatte: dem Teufel hatte er sich um schnöden Mammon geopfert. Mit dieser Einsicht kehrte aber auch seine Selbstbeherrschung wieder. Schnell entschlossen verweigerte er die verlangte Unterschrift und widerrief sein voreilig gegebenes Versprechen. Darob ergrimmte der Satan dermaßen, daß er ohne weiteres den armen Schelmen beim Kragen packte, auf seinen Mantel setzte und durch die Luft bis nach Padua entführte. Kaum aber waren die beiden feindlichen Kumpane zur Erde herabgekommen, kaum hatte der Förster einmal in Ruhe Atem geholt, da nahm ihn der Gottseibeiuns abermals mit sich zur Höhe hinauf, trug ihn aber diesmal wieder zum Schneeberg zurück. Hier ließ er ihn etwas unsanft nieder und rief ihm zu: „Merk es dir, auch dem Teufel sollst du dein Wort halten!“ Dabei machte er ihm eine seine ganze Verachtung ausdrückende Gebärde und kehrte ihm den Rücken.

119. Der Teufelsspuk im Höllental.

Das Bielengebirge (Teil des Reichensteiner Gebirges) durchbricht in der Nähe der Höllenkoppe, zwischen Neugersdorf und Bielendorf, eine enge Schlucht. Dunkelnadlige Tannen und Fichten stehen an den Rändern bis zur Talsohle herab. Ihr dichtes Geäst verfinstert die schmale Gasse und hindert das Auge am Aufblick zum Himmel. Im Volksmunde heißt diese Schlucht die Hölle. Hier war es nie recht geheuer. Hier soll der Teufel gar oft die Wanderer necken. Er bewirft sie mit Sand und kleinen Steinchen, trifft aber diejenigen nicht, die zwischen Stahl und Eisen (d. h. zwischen den Wagengeleisen) gehen.

Einem jungen Menschen gewöhnte er einst eine arge Ungezogenheit ab. Dieser hatte nämlich die schlimme Gewohnheit, allen Mädeln und Weibeln, denen er in der Dunkelheit begegnete, mit offenen Armen entgegenzutreten und

einen Schmatz aufzudrücken. Als er eines Abends durch die Hölle ging, da pfiff und sang er und sperrte einem wunderschönen Mädchen den Weg. Er beteuerte, er werde sie nicht vorbeilassen, wenn sie sich nicht durch ein Küßchen auslöse. Das holde Mägdlein lachte und machte keine Miene zu entweichen. Dadurch ermutigt, sprang der junge Mensch heran und wollte sie in seine Arme schließen. Aber dazu kam er nicht, zwischen seinen Armen verschwand das Mädchen, und ein häßlicher Schwefelgeruch erfüllte die Luft. Von allen Seiten aber erscholl ein teuflisches Hohngelächter, daß dem Geneckten beinahe vor Schreck die Beine versagten. Seit jener Zeit hat er kein Mägdlein mehr um einen Kuß gebeten und ist ein arger Weiberfeind geworden.

120. Der Teufel holt den Verwalter in Kunzendorf.

Hans von der Bele hatte auf seinem Oberhofe in Kunzendorf bei Landeck einen Verwalter, der mit Recht im schlimmsten Rufe stand. Keine Magd war vor seinen unverschämten Zudringlichkeiten sicher, kein Roboter ging nach getaner Arbeit heimwärts, ohne daß er sich die ärgsten Schmäh- und Schimpfworte, oft sogar Mißhandlungen hatte gefallen lassen müssen. Und wer seinen Lohn von dem Verwalter forderte, der mochte nur aufpassen, daß er nicht betrogen wurde. Daß alle Leute des Dorfes diesen Unmenschen haßten, ihm Uebles gönnten und wünschten, war ganz natürlich; ja trat im Kretscham oder in der Spinnstube einer auf und prophezeite: „Den wird sich schon der Teufel holen", der konnte mit Sicherheit auf Glauben rechnen.

Eines Abends war der Großknecht des Hofes ausgegangen, um Arbeitsleute für den nächsten Tag zu dingen, und nach langem Umherwandern — gar viele hatten ihn abgewiesen — kam er erst gegen Mitternacht in die Nähe des Gutes zurück. Da vernahm er aus dem Gehöfte heraus das Gerassel eines schnell fahrenden Kutschwagens. Kaum hatte der Knecht Zeit, zur Seite zu springen, da sauste auch schon das mit vier Rappen bespannte Gefährt durch das sich selbst

öffnende Tor an ihm vorüber dem Stachelberge zu. Nur so viel konnte der Mann sehen, daß auf dem Bocke des Wagens als Kutscher der Gottseibeiuns saß, den er an den großen, glühenden Augen und an den Hörnern erkannte, und daß die Stelle eines Fahrgastes der Verwalter einnahm. Aufs tiefste erschrocken, schlich der Großknecht in das Haus hinein und weckte das Gesinde. Dem teilte er das eben Erlebte mit, und dann machten sich alle auf, den Inspektor zu suchen. Allein das war vergeblich, er wurde nirgends und niemals mehr gesehen.

Etwas anderes aber geschah seit dieser Zeit. Oft sahen Leute auf dem Koppenwege, der über den Stachelberg führt, in der Mittagsstunde einen mit vier Rappen bespannten Wagen in rasender Schnelligkeit dahinfahren. Funken und Flammen prasselten unter den Hufen der Pferde aus dem Erdboden hervor, Steine flogen weithin und trieben die Zuschauer in die Flucht. Um diesem Spuk abzuhelfen, beschlossen einige Besitzer in Schönau und Raiersdorf, auf dem Rabensteine, einem einzeln stehenden Felsen, eine Kapelle zu bauen und sie der Mutter Gottes zu weihen. Dies Vorhaben wurde jedoch dadurch vereitelt, daß eine unsichtbare Macht die herbeigebrachten Materialien zerstreute und die am Tage vollbrachte Arbeit während der Nacht zerstörte.

121. Der Teufel und das Christusbild bei Dürrkunzendorf.

Es war an einem Samstage nach dem Abendläuten, als es einem Müllermeister in Niedersteine erst einfiel, den Bewohnern von Dürrkunzendorf ihr Mahlgut zuzufahren. Rasch mußte der Wagen beladen, rasch die Pferde angeschirrt werden, und rasch ging es vorwärts, denn die Last war nicht schwer und die Rosse waren kräftig. Der benutzte Weg verläßt das Steinetal bei dem Hildebrandhofe und windet sich dann über die Rote Höhe (Pabelberg) nach Dürrkunzendorf hinauf. In dem lichten Walde, der damals den Abhang bedeckte, wurde es bald recht dunkel, und darum spornten der Müller und der ihn begleitende Knecht die Pferde zu mög-

lichſter Eile an. Dieſe zeigten auch Luſt, die Steigung im Sturmſchritte zu überwinden. Aber auf einmal konnten ſie nicht weiter, ſchaumbedeckt und am ganzen Leibe zitternd, ſtanden ſie ſtill. Noch redeten die Männer miteinander, was denn dieſe eigentümliche Stockung für einen Grund haben möge, da erſchallte durch das Geäſt und Gezweige ein helles, furchtbares Gelächter, ein reines Gelächter der Hölle. In der Tat, kein anderer als der Teufel trieb ſeinen Spott mit dem Müller. Dieſer begriff raſch ſeine Lage, ſendete den Knecht in das Dorf zurück, um aus ſeinem Hauſe ein Chriſtusbild zu holen, und blieb ſelbſt, ſich mit dem heiligen Kreuze bezeichnend, bei dem Wagen. Nach verhältnismäßig kurzer Zeit kam der Knecht mit dem Bilde zu ſeinem Herrn zurück. Dieſer nagelte es an den nächſten größeren Baum, und in demſelben Augenblicke, da das Bild feſthing, hörte das Gelächter auf, der Satan hatte bei dem Anblicke des Gekreuzigten ſeine Macht verloren.

Der Wald iſt abgeſchlagen, aber der Baum mit dem Chriſtusbilde ſteht noch.

122. Ne Wiete giht â.

Ein Bewohner von Hausdorf im Neuroder Kreiſe wollte ſich das Leben nehmen. Und wie er übers Feld geht und ſich mit Selbſtmordgedanken trägt, da fehlt ihm bloß ein Strick, um ſich an den nächſten beſten Baum zu hängen. Wie er noch nachſinnt, woher er einen Strick nehmen ſolle, da flüſtert's immer hinter ihm her: „Ne Wiete giht â" (eine Wiete geht auch). Da war's der Teufel, der ihn verleiten wollte. Aber da hat er ſich beſonnen und iſt dem Teufel nicht gefolgt.

123. Der Schuldſchein des Teufels und das Weihwaſſer.

Im Eulengebirge ging einſt ein armer Mann durch den Wald. Da begegnet ihm ein grüner Jäger, grüßt und bittet höflich, ihn begleiten zu dürfen. Der arme Mann faßt bald zu dem Jäger Zutrauen, klagt ihm ſeine Not, und daß er

nicht wüßte, wo er Geld herbekommen sollte, eine dringende Schuld zu bezahlen. Da sagt der Jäger: „Das könnt Ihr von mir kriegen“, und ging mit dem Mann in sein Haus, um es ihm auszuzahlen. Der arme Mann dankte Gott im stillen für die Begegnung mit dem gutherzigen Gesellen und war seelenvergnügt, als ihm das Geld auf den Tisch gezählt ward. Wie es aber zur Ausstellung des Schuldscheins kam, stellte es sich heraus, daß der Mann keinen Tropfen Tinte im Hause hatte. „Das schadet nichts“, meinte der Jäger, „Ihr braucht Euch nur in den Finger zu ritzen, und ich kann die paar Worte ja mit dem Blute schreiben.“ Da erschrak der Mann; denn nun merkte er auf einmal, mit wem er es zu tun hatte. Er ließ sich aber nichts merken, sondern machte sich eine Ausrede, und da es schon spät geworden war, bat er den Jäger, doch bei ihm über Nacht zu bleiben, und hieß sein Weib, die Streu für den Gast zurecht zu machen. Der Jäger ging auch darauf ein. Nun lief der Mann so geschwind er konnte zum Pfarrherrn und erzählte ihm alles. Der aber übergab ihm einen Kessel voll Weihwasser und dazu einen Sprengwedel. Als nun der Mann wieder in seinem Hause ankam, lag der Jäger schon auf der Streu und schlief. Da nahm der Mann den ganzen Wedel voll Weihwasser und besprengte ihm das Gesicht. Der Jäger erwachte, zitterte am ganzen Leibe und bat den Mann ganz demütig und himmelhoch, er solle das kein zweites Mal tun. Der aber ließ nicht nach und drängte den unheimlichen Gesellen endlich durch fortgesetztes Besprengen zur Stubentür und zum Hause hinaus. Dieser ließ aber dabei einen solchen Gestank zurück, daß man ihn drei Tage nachher noch in dem Hause verspürte.

124. Der Teufel zu Neurode.

Eine wunderliche Historia hat sich Anno 1540 zu Neurode zugetragen, die weit bekannt geworden ist, sogar über die Grenzen der Grafschaft und Schlesiens hinaus, und auch heute noch erzählt wird.

Ein Herr Sigmund von Stillefried, andere nennen ihn auch Georg, der auf dem Schlosse zu Neurode saß, hatte ein-

mal eine Anzahl Freunde zu sich auf das Knoblauchsfest (Erntefest) geladen und eine stattliche Tafel für sie gerüstet. Er war aber ein leidenschaftlicher Mann, der, wenn ihm etwas nicht nach Wunsch ging, mörderlich zu fluchen anfing. Dazu sollte ihm bald eine Veranlassung werden. Die Gäste nämlich, auf die er ungeduldig wartete, blieben aus — man war seines Fluchens überdrüssig und wollte ihm das zeigen. Darüber geriet er in hellen Zorn und rief: „Ei, so mögen doch alle Teufel aus der Hölle kommen, wenn kein Mensch kommen will." Dann ging er in die Kirche zur Predigt. Unterdessen aber kamen seltsame, fremde Gäste in den Hof geritten und befahlen dem Knechte, er solle hin nach dem Junker gehen und ihm sagen, er solle heimkommen, die Gäste, die er gebeten, seien da. Der Knecht zeigt's dem Junker an. Dem wird angst und bange, er erinnert sich seiner Rede, fragt darauf den Pfarrer um Rat, was er tun solle. Der Pfarrer rät, er solle alsbald mit all seinem Gesinde aus dem Hause weichen. Das ordnet der Junker an, und indem jedermann, Knechte und Mägde, in Furcht und Schrecken davoneilen, vergessen sie des kleinen Kindes, das in der Wiege schläft. — Die Teufel fangen an zu fressen, zu saufen, zu schreien und in allerlei wunderlichen Gestalten als Löwen, Bären, Katzen, Wölfe u. a. m. zum Fenster herauszusehen, das Gebratene, Fische und anderes zu zeigen, daß es der Junker, der Pfarrer und der Nachbar sehen. Indem fällt dem Junker das Kind ein, und er fragt: „Wo ist das Kind?" Kaum hat er das Wort ausgeredet, siehe, da tritt ein langer, schwarzer, häßlicher Geist zum Fenster, trägt das Kind auf den Armen, gleichsam als wenn er es den Eltern zeigen wolle. Der gute Junker weiß nicht, wohin er sich vor Angst und Schrecken wegen seines lieben Kindes wenden solle. Er hat aber bei sich einen alten getreuen Knecht, den fragt er, was er tun solle. Der Knecht sagt: „Junker, ich will mich dem lieben Gott befehlen und im Namen des Herrn hineingehen und sehen, daß ich mit Gottes Hilfe dem Teufel das Kind nehmen möge." Der Junker ist wohl zufrieden. Darauf läßt sich der Knecht vom Pfarrer segnen und ihn

mit den andern für sich beten, geht in das Haus bis vor das Gemach, in dem die Teufel waren, kniet nieder und betet abermals und befiehlt sich dem Schutze des Höchsten, macht nachher die Tür auf und sieht da beisammen einen ganzen Haufen Teufel, die da sitzen, gehen, stehen, kriechen, hüpfen — und alle mit Ungestüm auf ihn zufahren, rufen, schreien: „Hui, hui, was willst du da machen?“ Der Knecht geht, schwitzend und schweigend und doch auf Gottes Hilfe trauend, getrost zu dem Teufel, der das Kind trug, und spricht ihn mit Ernst an: „Hörst du, Teufel! Gib mir das Kind.“ „Nein“, spricht der Teufel, „das Kind ist mein! Gehe hin zu deinem Junker und sage, er solle selbst herkommen und das Kind holen.“ Darauf spricht der Knecht: „Ich bin jetzt in meinem Berufe, in den mich Gott gesetzt hat, und weiß, was ich darin tue, daß solches Gott angenehm sei. Daher nehme ich im Namen und unter dem Beistande Gottes das Kind von dir und bringe es wieder seinem Vater.“ Darauf greift er zu, reißt dem Teufel das Kind aus dem Arme, und obwohl die Teufel gegrunzt, gemurrt, geschrien und ihm gedroht haben, sie wollten ihn in Stücke zerreißen, so ist er doch unbeschädigt davongegangen und hat das Kind seinen Eltern wieder zugestellt.

125. Der Schmied von Eckersdorf.

In Eckersdorf lebte vor alten Zeiten ein Schmied, der wegen seiner Tüchtigkeit weit und breit in der Umgegend bekannt und gesucht war. In einer stürmischen Nacht wurde er mitten im Schlafe plötzlich geweckt. Ein unheimlich aussehender Reiter mit einem ebenso unheimlichen Pferde hielt vor der Schmiede und wollte sein Roß beschlagen lassen. Unwillig über die Störung, machte sich der Meister dennoch an die Arbeit. Er schürte das Feuer, drehte das Eisen in der Glut, aber zwischen der Arbeit vernahm er immer ein verhaltenes Wimmern und Wehklagen, und wenn er auch noch so aufmerksam hinhörte, er konnte nicht herausbekommen, woher es käme. Nach geraumer Weile hatte er endlich das Pferd beschlagen. Der fremde Reiter zog eine goldgespickte

Börse und zahlte mit einem funkelnden Dukaten, schwang sich auf sein Pferd und war im Augenblick in der stürmischen Nacht verschwunden. Dem Schmied kam das recht eigenartig vor, er fing an nachzugrübeln, konnte aber zu keiner Klarheit kommen. Am andern Morgen endlich erfuhr er, daß in der Nacht einer seiner Nachbarn eines unseligen Todes gestorben sei. Da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen und mit Entsetzen erkannte er, daß er dem Teufel in der Nacht sein Roß beschlagen habe. Das Roß aber war niemand anderes, als die „arme Seele" des Nachbars, die der Teufel auf geradem Wege zur Hölle geritten hatte. Der Schmied war ein frommer Mann. Er rührte das Teufelsgeld nicht an, sondern übergab es ungeteilt einem Steinmetz, der ihm ein Kreuz dafür machte. Dieses Kreuz aber stellte er am Wege vor seinem Hause auf, wo es noch heute zu sehen sein müßte, wenn es nicht inzwischen verschwunden wäre.

126. Der Wettlauf mit dem Teufel von Schlegel bis Albendorf.

Vor vielen Jahren lebte ein Mann in Schlegel, dem es sehr schlecht ging. Er hieß Zenker. Aber auf Mitleid hatte der gottlose Mann bei den übrigen Dorfbewohnern nicht zu rechnen, sie glaubten vielmehr, es gehe ihm noch viel zu gut. Endlich hatte er das dürftige Leben so arg satt, daß er hinauseilte auf den Wolfsberg und den Teufel rief. Der Böse erschien und fragte, was er wolle. Zenker zauderte nicht, sein Begehren auszusprechen: „Mir geht es schlecht, und Gott und die Menschen helfen mir nicht, deshalb komme ich zu dir. Willst du mir tausend Dukaten verschaffen und mir fünf Jahre lang ein Dasein voll Freude schenken, so sollst du meine Seele haben, wenn ich mich bis dahin nicht zu Gott zurückwende." „Gut! Ich will deine Wünsche erfüllen. Deine Seele soll mir aber gehören, wenn du nach Ablauf der fünfjährigen Frist nicht binnen einer Stunde den Weg von Schlegel bis zur Albendorfer Kirche zurücklegst." Der Teufel lachte grimmig. Er ritzte den linken Arm des Zenker, tauchte eine Feder in das fließende Blut und ließ

sich damit einen Vertrag unterschreiben. Zenker fand das verlangte Geld und lebte darauf in wilder Lust und Freude, alles glückte ihm, was er angriff.

Endlich nahte aber die Stunde, in der er den Teufelslauf machen sollte, und er fühlte Angst und Bangigkeit. Pünktlich stand der Teufel bei ihm, und der Lauf begann. Zenker fühlte seine Kniee schlottern, und seine ganze Verwegenheit verließ ihn. Da erinnerte er sich der gnadenbringenden Muttergottes zu Albendorf, von der er vieles gehört, bisher aber nichts geglaubt hatte. Er gelobte ihr in seiner Herzensangst, fromm zu werden und von dem Ueberflusse, den der Teufel ihm gebracht hatte, die Kirche von Albendorf ausschmücken zu lassen, wenn er glücklich sein Ziel erreiche. Da war es ihm, als schwebe das Gnadenbild vor ihm, dasselbe, das sich in der Albendorfer Kirche in einem Glaskasten auf dem Hochaltare befindet. Seine ganze Besonnenheit kehrte zurück, und er eilte in stürmischem Laufe dahin. Als die verhängnisvolle Stunde verronnen war, schritt er eben die Stufen zur Kirche hinan, und die Macht des Teufels erreichte ihn nicht mehr. Der Satan aber warf ihm wütend den zerrissenen Kontrakt vor die Füße. Zenker dankte in der Wallfahrtskirche Gott aus vollem Herzen für seine Rettung; die ausgestandene Seelenangst hatte ihn so verändert, daß er von der Stunde an ein frommer Mann wurde und bis an sein spätes Ende ein Wohltäter der Kirche und der armen Menschen blieb.

127. Dorf Teufelstein (Uskali).

In der Grafschaft Glatz liegt ein kleines Dorf, das von größtenteils armen, aus Böhmen eingewanderten Webern bewohnt wird und Uskali heißt, auf deutsch Teufelstein. Der Name soll auf folgende Art entstanden sein:

Einmal entführte der Satan ein Kind und brachte es auf einen steilen Felsen am Ende des Dorfes. Dort saß es nun, weinte und streckte seine Aermchen den Leuten zu, sie sollten es doch herunterholen. Man versuchte mit allen Hilfsmitteln das arme Kind zu retten, aber der Felsen war ganz unzugänglich. Endlich gelang es einer reinen Jungfrau,

den Stein zu erklettern und den Eltern ihr Kind wohlbehalten zurückliefern. Zum Andenken nannte man die Ortschaft Teufelstein.

128. Der Teufelsstein im Tscherbeneyer Tale.

Wer durch Tscherbeney wandert, kommt am oberen Ende des Dorfes an einem großen Felsen vorüber, auf dem eine Tafel angebracht ist mit den Worten: „Der sagenhafte Teufelsfelsen."

1. Hier hat vor vielen hundert Jahren ein Wirtshaus gestanden, in dem ein gar schlimmer Wirt hauste. Er gestattete seinen Gästen gar manches, was göttliche und weltliche Gesetze verbieten. Das ging schon eine Zeitlang, da kam das Pfingstfest. In wunderbarer Feiertagsstimmung prangte Flur und Wald, die Glocken klangen und riefen zum Gottesdienst. Scharen von Gläubigen strömten dem Gotteshause zu. Aber im Wirtshaus saß eine Schar junger Männer, die kein Pfingsten kannten. Sie wollten zechen und spielen, das Wirtshaus war ihre Kirche. Bald klapperten die Würfel, und ihre Aufmerksamkeit war so in das Spiel vertieft, daß sie gar nicht merkten, wie ein fremder Gast eintrat. Seiner Kleidung nach mußte es ein Jägerbursche sein. Er setzte sich an einen Tisch und schien sich um die andern nicht zu kümmern. In einer Pause des Spiels bemerkten ihn diese und luden ihn ein, an ihrem Spiele teilzunehmen. Erst lehnte er ab; als sie aber in ihn drangen, rückte er heran. Er verlor und wollte aufhören. Nun aber drängten sie erst recht und meinten, erster Verlust bringt bald Gewinn. Und als er weiter spielte, gelang es ihm in der Tat, das Glück an sich zu ketten. Immer höher wurde von beiden Seiten gesetzt. Je mehr er aber gewann, um so mißmutiger wurden die Spielgenossen. Das verlorene Geld, die berauschenden Getränke, die von Minute zu Minute sich mehr erhitzende Leidenschaft legten ihnen Worte in den Mund, die jeden andern schwer verletzt haben würden — nur den Jäger nicht. Eine eisige Ruhe war über ihn gekommen. Plötzlich springt einer der Burschen auf, er hat bemerkt, wie der unheimliche Ge-

winner den Würfel durch eine geschickte Handbewegung gewendet hatte. „Falscher Spieler!“ ruft er dem Jäger entgegen; eine allgemeine Erhebung, ein rasender Tumult folgt. Schelten, Flüche, Ergreifen der Stühle, die Hände damit zu waffnen, ist ein Werk des Augenblicks. Rasch springt der Fremde nach der Tür, aber ehe er sie erreicht, ist er gefaßt, ein Stuhl, über seinem Haupte drohend geschwungen, saust hernieder — zugleich ertönt ein furchtbarer Donnerschlag, und das Haus mit seinen Gästen ist verschwunden. Der Satan selber hatte mitgespielt und das Wirtshaus in einen Felsen verwandelt, der heute noch der Teufelsstein heißt.

2. Lustig ging's her im Wirtshause im oberen Tscherbeneyer Tale. Burschen und Dirnen drehten sich tanzend im Kreise, die Musikanten fiedelten und bliesen aus Leibeskräften und der Wirt schaffte unablässig die Vorräte seines Kellers heran. Denn heute war Fastnacht, die mußte bis zur Neige ausgekostet werden, ehe der graue Aschermittwoch anbrach. Bald mußte der Zeiger die zwölfte Stunde weisen, wo jede Tanzmusik zu schweigen hatte.

Da trat ein schlanker Jäger in den Tanzsaal, in graugrüner Joppe mit dunkelgrünen Aufschlägen und einem keck auf dem Kopfe sitzenden Hütchen mit der Spielhahnfeder. Ein hübscher Mensch, nur daß er etwas hinkte. Aber das klärte sich bald auf, ein Wilderer hatte ihn, wie er sagte, in den Fuß geschossen. Tanzen konnte er trotzdem, und wie er seine Tänzerin zu unterhalten verstand! Kein Wunder, daß bald die Mädchen mit ihm liebäugelten. Er aber zeichnete die schöne Peppi am meisten aus, und die ließ sich gern sein Hofmachen gefallen, obwohl der Hans, ihr erklärter Liebhaber, dabei war. Natürlich regte sich in Hans die Eifersucht, durch Blicke, Winke, Worte suchte er seinem leichtsinnigen Schatze das Ungehörige ihrer Hingabe an den hergelaufenen Jägerburschen klar zu machen. Es war alles vergebens, Peppi tat, als merke sie seine Absicht nicht. Beinahe die ganze Gesellschaft nahm Partei, die einen für, die andern wider das entzweite Liebespaar. Die Stimmung wurde immer gereizter, und dem Hans schwollen die Zornesadern, seine Genossen

hetzten, eine Bluttat schien bevorzustehen. Da — war es, um die Tänzerin zu ehren, war es aus Uebermut, war es aus teuflischer Bosheit — bestellte der Jäger bei den Musikanten einen Tusch für Peppi. Mit der einen Hand die Dirne haltend, mit der andern sein Hütlein schwenkend, steht er in der Mitte des Kreises, die Musik hebt an — aber bei dem ersten Tone springt Hans, vor Wut seiner nicht mehr mächtig, mit gezücktem Messer auf seinen Nebenbuhler los und mit einem gräßlichen Fluche stößt er die Mordwaffe nach dessen Herzen. In demselben Augenblicke erdröhnt die Erde unter furchtbarem Getöse, das Wirtshaus mit allen seinen Insassen wird in einen unheimlich anzusehenden Stein verwandelt. Der Teufel selber war der Tänzer gewesen. Der Volksmund gab fortan dem Felsen den Namen Teufelsstein.

Ein Mann, dessen Häuschen auf der Berglehne gegenüber lag, hat den ganzen Vorgang durch das Fenster des Wirtshauses gesehen und, soweit er es nach dem ausgestandenen Schrecken noch vermochte, erzählt.

c) Zauber-, Wunder- und Schatzsagen.

129. Die Hexen in der Walpurgisnacht.

In der Grafschaft Glatz glaubt man, daß in der Walpurgisnacht die Hexen unter dem Schutze der Finsternis den Menschen auf alle mögliche Weise zu schaden suchen. Um sich gegen sie zu schützen, bringt man am Tage zuvor kleine Birken vor die Haustür und ist der Meinung, daß die Hexen erst alle Blättchen an diesen Bäumchen zählen müssen, ehe sie ins Haus gelangen können. Bei dieser mühsamen Arbeit erscheint der Tag, und die gefürchteten Gäste müssen sich in ihr Reich zurückziehen.

130. Das Buttern mit Hilfe des Hexenbüchels.

In Schwedeldorf bei Glatz sind einmal die Bauern zum Schullehrer gekommen und haben gesehen, wie die Frau des Schullehrers, die gerade beim Buttern war, oben von einem Balken, der nahe an der Stubendecke quer durchs Zimmer ging, ein Büchel herunternimmt, ein Kreuz über das Butterfaß macht, dann ein paarmal auf und ab buttert, und schon

war die Butter fertig, und das war ausgezeichnete Butter. Also mit Hilfe des Büchels. Da denkt der eine Bauer bei sich: Wenn du das Büchel kriegen könntest! Wie also die Schullehrerin einmal den Rücken kehrt, reicht er heimlich das Büchel herunter vom Balken und steckt's in die Tasche. Zu Hause spricht er dann zu seiner Frau: „Nu bring einmal das Butterfaß her, wir werden buttern." „Ach, Mann", spricht sie, „ich habe doch nichts zurecht gemacht; wie wollen wir denn buttern?" „Bring nur her", sagt er, „und wenn's blanke Milch ist (ohne Sahne)." Nun bringt die Frau, er nimmt das Büchel aus der Tasche, macht das Kreuz und wirklich! ein paar Stöße und die Butter ist fertig und ganz ausgezeichnet.

Nun schlägt er doch das merkwürdige Buch auf und fängt an zu lesen. Da sind es lauter Hexensprüche. Und wie er liest, wird ihm so angst und immer ängstlicher zu Mute — bis er die Sprüche wieder rückwärts liest. Nun hat er die Geschichte angezeigt, und da ist das Hexenbüchel gerichtlich verbrannt worden.

151. Die im Jahre 1579 zu Glatz verbrannten Pilweissen (Hexen).

Der Hexenwahn hat auch in der Grafschaft Glatz entsetzlich gehaust. Durch das ganze 17. Jahrhundert hindurch wird uns von Hexenprozessen berichtet, in denen die Beschuldigten des Verkehrs mit dem Teufel bezichtigt werden und unter der Tortur ihn zugeben. Was sie gestehen, ist das, was man von ihnen hören will, Volksmeinungen der damaligen Zeit, und damit fallen diese Aussagen ins Gebiet der Sage.

Der älteste dieser Prozesse fand im Jahre 1579 statt und wird uns von Aelurius mitgeteilt:

Anno 1579 am 16. Mai wurden einige Pilweissen (Hexen) aus Ober- und Niederhannsdorf und aus Droschkau gefänglich eingezogen und später zu Glatz verbrannt. Angeberin war eine Magd, die ihre Frau verriet und aussagte, sie habe von ihr ihre Schelmerei und Schmiererei gelernt und

sei auch einmal mit ihr ausgefahren. (Das geschieht nackend, die Kleider werden mitgeführt.) Nun habe es sich zugetragen, daß die Magd zwar mit auf den Plan (den Ort, wo sich die Hexen nächtlicherweile zu versammeln pflegen) gekommen sei, aber sie habe ihre Zöpfe nicht „widersinnes" (d. h. verkehrt) um den Kopf gelegt gehabt. Darum seien die andern Pilweissen alle auf sie zugefahren, hätten sie greulich zerkratzt, hätten sie vielleicht sogar umgebracht, wenn nicht ihre Frau auf sie geschrien hätte, sie solle sich sogleich auf ihre Kleider niedersetzen. Das habe sie getan, und jetzt hätten sie sie zufrieden gelassen und seien alle von ihr weggefahren, also daß sie alleine geblieben sei. Als sie nun zur rechten Besinnung gekommen sei, habe sie nichts als ihre Kleider allein gefunden, die über einem Haufen gelegen haben, mit denen sei sie heimgegangen. Nachher haben sie die Leute gefragt, wer sie so zerkratzt habe, da hat sie erzählt, wie es ihr unter den Pilweissen oder Hexen ergangen sei, sie habe sie alle gekannt, und hat sie mit Namen genannt, und so wurden die genannten Personen verhaftet. Die Oberste von ihnen hat im Kasten ein Kleid gehabt, schwarz wie Elenshaut, und hat bekannt, sie habe den Tod längst verdient. Darum hat man sie zu Glatz verbrannt.

132. Eine Hexe erscheint als Hase im Jahre 1648.

Im Juni 1648 schoß bei Glatz ein Jäger einen Hasen im freien Felde, der sich, nachdem er getroffen war, in einem Busch verkroch. Als der Jäger mit seinem Hunde der Spur nachging, um den Hasen zu erwischen, fand er ein bekanntes Weib, die auf einem vornehmen Hofe Schafferin war, mit durchschossener Brust. Sie war also der Hase, dessen Gestalt sie in ihrer Teufelsgaukelei angenommen hatte.

133. Die Hexe Anna Pelzelin zu Habelschwerdt.

Im Jahre 1640 wurde Anna, die Frau des Tagelöhners Lorenz Pelzel, vom Habelschwerdter Stadtrate im Beisein des Kaiserlichen Kreis- und Stadtvogtes „scharf examiniert", daß sie einen gedörrten Menschen- oder Diebesdaumen bei sich

habe. Sie gestand es zu und erklärte, vor einiger Zeit habe ein Henkersknecht, den sie beherbergt hatte, ihr den Daumen als glückbringendes Amulett zugeworfen und sich dafür ein Stück weißer Leinwand zu ein Paar Strümpfen geben lassen. Der Henkersknecht habe ihr geraten, den Daumen den an der fallenden Sucht leidenden Kindern als Heilmittel unterzulegen; doch habe sie solches noch nicht probiert. Der Daumen ward ihr abgenommen.

Im Jahre 1651 ward dieselbe Frau in eine sehr verfängliche und gefährliche Anklage verwickelt. Hans Klein klagte wider sie, daß sie ihm durch zauberische Mittel sein Vieh gänzlich verdorben habe; er selbst habe das Weib dabei angetroffen, als es vor ihrem Garten auf der Wegscheide ein „Seigtuch", worin kreuzweise ein paar hundert Nadeln steckten, eingrub. Die Pelzelin habe bei ihm von Zeit zu Zeit allerhand Geräte geborgt, und nunmehr sei ihm seit drei Jahren das Jungvieh allezeit weggestorben. — Die Angeklagte versicherte, von Hexerei gar nichts zu wissen; sie habe das „Seigtuch" mit den Nadeln nur eingegraben, um ihr eigenes, gleichfalls „verderbtes" Vieh zu entzaubern.

Sie kam mit einer eindringlichen Ermahnung davon, „sich von diesen leichtfertigen mediis fürderhin bei Leib- und Lebensstraffe zu hütten."

134. Hexen in Wölfelsgrund.

Es hat einmal ein Weib hier im Wölfelsgrunde gegeben, die herumging Harfe spielen. Von der behaupten viele, daß sie eine Hexe gewesen sei. In viele Häuser durfte die überhaupt nicht mehr kommen. An einem Orte war man der Meinung, wenn die ins Haus käme, dann ginge ein Stück Vieh zu Grunde. Sie hieß die „Harfahulle".

„Himmler-Barber, das war auch so ein altes, verwahrloftes Mensch; es hieß, sie wäre nicht recht gescheit. Vor der haben sich die Leute immer gefürchtet, und es hat geheißen, sie könne hexen. Sie haben sogar die Ställe vor ihr zugemacht, denn sie glaubten, sie könne den Kühen die Milch verhalten und brächte Unglück in die Ställe. Unsere Mutter hat

oft von ihr erzählt. Wie einmal die Mutter die Kühe gemolken hat, ist die Himmler-Barber zu der Stalltür gekommen, und da haben die Kühe gleich keine Milch mehr gegeben. Danach ist das „alte Gezeuke", die Barber, gestorben, und da haben sie sie oberhalb „Schuster Juckschan", wo jetzt die Radeckvilla ist, unterm Fels begraben. Da haben wir uns immer gefürchtet, wie wir Kinder waren; denn es hieß, sie käme wieder."

Es gibt auch noch mehr Hexen im Wölfelsgrunde.

135. Nächtlicher Viehzauber einer Hexe.

Eine Frau ging vor alle Gehöfte, wo Vieh war, zupfte eine Handvoll Gras ab, tat es in ihr Grastuch und sagte: „Die Hälfte mir, die Hälfte dir!" Von diesem Gras gab sie ihren Ziegen, und sie hatte dann sehr viel Milch von ihnen, während die auf solche Art verhexten Gehöfte um so viel weniger — nur die Hälfte der früheren Menge — hatten. Doch ging die Frau, um den Zauber zu vollbringen, nur um Mitternacht bei Mondenschein, auch durfte sie nie auf dem Wege, sondern mußte auf den Wiesen gehen.

136. Mittel, um Hexen zu erkennen und sich vor ihnen zu schützen.

Um die Hexen zu erkennen, muß man sehen, auf dem Kirchhofe aus einem Grabe ein Brett von einem alten Sarge zu finden, der ein Astloch hat. Wenn man durch dieses blickt, so kann man Hexen erkennen. — Wenn man am Palmsonntage eine Palme (Weidenkätzchen) unter die Zunge legt, so kann man bei der Wandlung die Hexe erkennen; sie hat eine Gelte auf dem Kopfe. Hat man sie aber erkannt, dann muß man als Erster aus der Kirche heraus sein, sonst wird man vom Teufel zerrissen. Nach anderer Ansicht muß man an Katharina einen Kirschzweig aufsetzen, so daß er bis Weihnachten blüht, und eine der Blüten in der Weihnachtsmesse, die aber um Mitternacht stattfinden muß, unter der Zunge haben. Noch andere behaupten, die Hexe werde erkannt, wenn

man am 1. Mai bei der Wandlung durch ein Kränzlein von weißblühendem Quendel, der am 30. April nach Sonnenuntergang gepflückt wurde, nach dem Allerheiligsten blicke; dann müsse man sofort aus der Kirche verschwinden und mitten auf dem Wege gehen, wo einem die Hexen nichts anhaben könnten.

Wenn ein Stall behext ist, so kann die Ursache darin bestehen, daß Haare unter den Dielenhölzern sind. Man muß diese aufreißen und die Haare hervorsuchen. Das verhexte Vieh soll man mit Stricken schlagen; alle diese Schläge empfängt die Hexe. Am besten sind Stricke vom Leichenhaus. Die Schwester eines früheren Pfarrers in Tscherbeney soll hierzu gern die Stricke geliehen haben, an denen die Kinderleichen in die Gräber gelassen wurden. Auch Zigeunerinnen können die Hexen vertreiben. Ist eine, gewöhnlich für ein Entgelt, damit einverstanden, so jagt man sie anstelle der Hexe durch das Dorf, schimpft sie, so sehr man nur imstande ist, und schlägt ihr einen Topf, der die behexte Milch mit einer großen Zahl von Stecknadeln enthält und zugebunden ist, auf den Rücken. Um den Stall vor den Hexen zu schützen, geht auch die Bäuerin am Ostersonnabende um den Düngerhaufen und macht drei Kreuze. Am gefährlichsten sind die Hexen in der Walpurgisnacht (Nacht zum 1. Mai). In Brzesowie heißt es, daß am letzten April die Hexen auf dem Besen zur Feuereisse hinausfliegen nach dem Riesengebirge. Dort bereden sie sich, wie sie es im nächsten Jahre treiben wollen. Daher muß in der Gegend von Kudowa am Abend des letzten April jede Stalltür bis um 6 Uhr geschlossen sein, auch darf man keinem Weibe etwas auf ihr Bitten hin geben, denn in der Nacht Philipp-Jakobi (Walpurgisnacht) gehen die Hexen besonders um. Ein gutes Hilfsmittel ist auch das Besprengen der Stallwände mit Weihwasser. Auch Zweige vom Hollunder, sowie drei Kreuze von geweihtem Holze an die Stalltür genagelt, helfen und schützen vor den Hexen an diesem Abende. An Johanni wird zu demselben Zwecke ein Kränzlein von bestimmten Kräutern unter den Tisch genagelt.

137. Die Hexe von Lewin.

Der Chroniſt Hajek von Libotſchan erzählt in ſeiner Böhmiſchen Chronik auf das Jahr 1345 nachſtehende Schauergeſchichte:

„Dies Jahr hat ſich in dem Städtlein Lewin folgendes zugetragen: Es war darinnen ein Töpfer mit Namen Duchacz, welcher ein Weib hatte. Sie hieß Brodka und war voll teufliſcher Zauberei. Als ſolches lautbar geworden, ermahnten ſie die Prieſter, von ſolchen böſen Taten abzuſtehen. Und wiewohl ſie ſich deſſen öffentlich enthielt, ſo trieb ſie es doch im geheimen. Auf einmal begab ſich's, als ſie ihre Geiſter zuſammengerufen, ſtarb ſie desſelbigen Tages eines jähen Todes. Niemand wußte es zu ſagen, ob ſie von ihnen umgebracht oder ſonſten geſtorben war. Um dieſer Urſachen willen wollte man ſie unter frommen Chriſten nicht begraben, ſondern ſie ward auf einem Scheidewege verſcharret. Bald wurde geſpüret, daß ſie herumginge, vielmals zu den Hirten auf dem Feld käme, ſich in mannigfaltiger Tiere Geſtalt verwandelte, die Hirten erſchreckte und das Vieh verjagte, was ihnen nicht wenig Bekümmernis brachte. Zu Zeiten ließ ſie ſich auch in ihrer Geſtalt, als wenn ſie noch lebte, ſehen. Danach kam ſie auch vielmals in demſelben Städtlein und in den umliegenden Dörfern in der Leute Häuſer und erſchien in mancherlei Geſtalt, redete mit den Leuten, erſchreckte ihrer ein Teil und brachte etliche gar ums Leben. Die Nachbarn des Städtleins und die Bauern aus den umliegenden Dörfern vereinigten ſich und ließen ſie durch einen hierzu tüchtigen Mann ausgraben. Als ſolches geſchehen, konnten alle beiweſende Leute ſehen, daß ſie den Schleier, ſo ſie auf dem Kopfe gehabt, die Hälfte in ſich hineingefreſſen hatte, welchen man ihr ganz blutig aus dem Halſe herauszog. Man ließ ihr zwiſchen die Bruſt einen eichenen Pfahl ſchlagen; bald floß ihr das Blut aus dem Leibe, nicht anders als einem Rinde, daß ſich männiglichen verwunderte, und ſie ward alſo wieder verſcharret. Nach kurzer Zeit ließ ſie ſich wiederum ſehen, viel mehr als zuvor, erſchreckte und tötete die Menſchen, und welchen ſie umgebracht, auf dem ſprang ſie mit Füßen herum.

Derowegen wurde sie durch denselben vorigen Mann wiederum aufgehackt und befunden, daß sie den Pfahl, welchen man ihr in den Leib geschlagen gehabt, ausgezogen hatte und in Händen hielt. Nach diesem ließ man sie herausziehen, nebst dem Pfahl verbrennen und die Asche samt der Erden in das Grab schütten und also verscharren. Von der Zeit an nahm dieses Uebel ein Ende. Nichtsweniger hat man an dem Orte, wo man sie verbrannt, etliche Tage einen Wirbelwind gesehen."

138. Die Lewiner Hexe mit dem blauen Steinchen.

Eine alte Frau, deren Eltern in Lewin gewohnt haben, erzählt folgendes von einer Hexe, mit der diese im selben Hause zusammenwohnten. Ihre Mutter hat es vom Sohne der Hexe selbst gehört, daß seine Mutter ein blaues Steinchen in der Tasche habe und daß sie das unter keinen Umständen von sich gebe, sonst verliere sie die Kraft zu Hexereien.

Dieser Sohn hat sich später verheiratet und hat das Besitztum der Mutter übernommen. Sie aber ist ins Auszugstübel gezogen. Aber wenn sie jetzt auch nur eine einzige Kuh hatte, so gab diese doch immer ebenso viel Milch, wie der jungen Leute ihre drei Kühe zusammen. Das kam daher, daß sie sich immer allerlei von den jungen Leuten borgte, bald eine Hacke oder einen Besen oder eine Mistgabel. Das legte sie dann kreuzweise vor die Stalltüre, und dadurch nahm sie ihren Kindern die Milch und führte sie zu sich selbst hinüber. Das hatte sich herumgesprochen, und wenn sie zu jemandem andern kam, so borgte ihr niemand etwas, sonst wäre es ihm ebenso ergangen wie den jungen Leuten.

Diese selbe Hexe hatte einmal ein Mädel bei sich wohnen, das nannte sie immer ihre „Grasemagd". Die Erzählerin ist einmal, als sie noch ein junges Mädel war, mit der alten Hexe und ihrer Grasemagd nach Grase gegangen. Der Vater hatte ihr die Sichel erst frisch „getengelt", sie war also ganz scharf. Aber als sie zum Grasen kam, da sah sie kein Gras

stehen und konnte nichts fertig bringen, während die Magd der Alten schon längst die „Schütte“ hatte. Das ärgerte sie und sie fing an zu weinen. Da sagte die Hexe: „Zeig einmal deine Sichel her, die schneidet ja nicht“. Und da nahm sie den Wetzstein, tat ein paar Striche und reichte sie ihr hin. Und wenn sie vorher kein Gras gesehen hatte, jetzt wuchs es ihr förmlich „ins Gesicht“, und im Augenblicke hatte auch sie die Schütte voll.

139. Wie das verhexte Butterfaß zu Lewin entzaubert wird.

Dieselbe alte Frau, die von der Hexe mit dem blauen Steinchen erzählte, berichtet noch eine andere Hexengeschichte aus Lewin.

Sie hatte eine Muhme in Lewin, die immer sehr schöne Butter hatte. Diese Muhme hat einmal das Butterfaß nach dem Auswaschen hinausgetragen vor die Haustür und es auf einen Holzstoß gestülpt zum Trocknen. Als sie dann am andern Tage wieder buttert, da geht es merkwürdig zu, es wird keine Butter, mochte sie sich auch noch so anstrengen; es ist schon Mittag, und sie bringt keine Butter auf. Nun sieht sie doch nach und findet in dem Butterfasse unten einen Klumpen Butter, der war hart wie Stein. Nun geht sie ihren Mann rufen, aber wie sie beide wieder zum Fasse kommen, ist der Klumpen weg. Das mußte doch verhext sein.

Da kommt auch schon der Nachbar herum und spricht: „Weißt Du, das werde ich Dir gleich klarmachen. Deine Freundin unten im Niederdorfe die ist gestern in die Kirche gegangen, und da habe ich sie gesehen, wie sie bei dem Butterfasse stehen geblieben ist und ist mit der Hand drin herumgefahren. Die hat das Butterfaß verhext. (Diese Frau stand in der Tat im Rufe einer Hexe.) Da hilft nichts anderes, Du mußt das Butterfaß mit Seife ausschmieren und kochendes Wasser hineingießen und mit einer glühenden Eisenstange hineinfahren.“ Und das hat sie nun getan. Davon wurde es wieder besser.

140. Viehverhexen und Blutmelken zu Hausdorf.

Eine alte Frau aus Hausdorf ging über das Hausdorfer Kreuz nach Peterswaldau. Hinter der Zimmermannsbaude traf sie einen Mann am Wege sitzend. Er fragte sie, ob sie Milch trinken wolle. Auf ihre Gegenfrage, ob er welche da habe, molk er aus der Luft Milch und erzählte ihr, er habe im Dorfe bei einem Besitzer um Milch gebeten; seine Bitte sei aber abgeschlagen worden. Aus Rache melke er jetzt den Kühen die Milch aus, während die Gutsfrau im Dorfe beim Melken ihrer Kühe Blut erhalte.

141. Vom Alpdrücken in Hausdorf.

Die Gebauer-Großmutter in Hausdorf hat es eines Nachts am Halse gewürgt und gedrückt, und als sie hingefühlt hat, war es ein kleines Männchen. „Geh mir vom Halse!“ rief sie. „Was gibst Du mir?“ war die Antwort. „Ein Brot will ich Dir backen.“ Darauf ließ der Alp los. Sie buk am nächsten Tage ein kleines Brot und steckte es in ihre Tasche. Der Alp kam wieder und fragte: „Warum hast Du es nicht aufs Fensterbrett gelegt? Mach morgen noch ein zweites und leg es zum ersten aufs Fenster. Dann komm ich nicht mehr wieder.“ Als sie dies getan hatte, war der Alp für immer verschwunden.

142. Der Alp im Wölfelsgrunde.

Es war einmal ein Mädchen im Wölfelsgrunde, die hat plötzlich in der Nacht keinen Atem mehr gekriegt. Sie hatte hören die Kammertür gehen, und es ist so ein Fahler, Wolliger hereingekommen, der ist direkt auf sie gefallen, daß sie schier erstickt wäre. Sie hat wollen der Schwester rufen, aber sie hat das nicht mehr gekonnt. Und seit der Zeit ließ sie es sich nicht nehmen und sagte, das wäre der Alp gewesen.

143. Der Alp als Henne.

Ein Mädchen erzählt, daß einmal in der Nacht der Alp über ihre Mutter gekommen sei. Wie eine Henne sei er gekommen und habe mit den Flügeln aufs Bett geplatscht. Die ganze Nacht habe sich die Mutter quälen müssen, und er sei nicht weggegangen, bis sie endlich gesagt habe: „Komm morgen früh, da werde ich dir ein Stück Brot geben.“ Er hat sich aber nicht mehr sehen lassen.

144. Derselbe Alp drückt erst einen Menschen, dann einen Birnbaum.

Ein Mann, der eben schlafen gegangen war, merkte, daß immerfort was in der Stube krabbelte. Er hatte auch gehört, daß die Tür aufgegangen und jemand hereingekommen war. Er machte Licht, konnte aber niemanden in der Stube bemerken. Und so ging er wieder schlafen. Aber wieder kommt's zu seinem Bette und zieht ihm die Zudecke ganz sachte weg. Nun denkt er sich: Aha! Du Alp bist da! Und da hat er sich aufgesetzt und hat laut gesagt: „Komm nur morgen früh, da werde ich dir einen Böhmen (10 Pfg.) geben!“ Und jetzt hat er gehört, wie es wieder sachte zur Tür hinausgegangen ist.

Den andern Tag früh kommt die alte Batonitschken *) und sagt: „Ich komme nach dem Versprochenen.“ Und als er ihr den Böhmen gibt, da sagt sie zu ihm: „Wo soll ich denn hin gehen, wenn wieder die Zeit kommt?“ Da hat er zum Fenster hinausgezeigt auf einen Birnbaum, und da ist sie wieder heimgegangen. Und es dauerte nicht lange, da war der Baum verdorrt.

145. Das Pferd als Alp in Gestalt eines Strohhalmes.

Ein Weib erzählt, der Alp sei immer über ihren Vater gekommen. Da hat ihm ein Mann einmal den Rat gegeben,

*) Im Dorfe hieß sie „De ale Mure“ (von tschechisch mura=Alp).

wenn er wieder spüre, daß er da sei, so solle er nach der Tür zu laufen. Und das hat er gemacht. Da hing ein Strohhalm zum Schlüsselloch herunter. Den Strohhalm hat er weggerissen. Wie es nun Morgen war, ist er in den Stall gekommen, da fand er sein schönes Pferd verreckt. Da sagte der Mann, der ihm den Rat gegeben hat: „Siehst du, das Pferd das ist der Alp gewesen." Er hatte nämlich dieses Pferd gehauen, und da ist es in der Nacht gekommen, sich zu rächen.

146. Bannspruch gegen den Alp in Brzesowie.

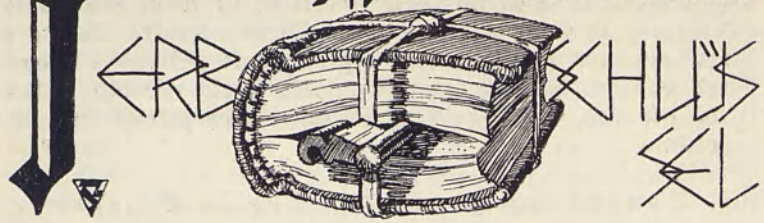
Um sich gegen den Alp zu schützen, spricht man vor dem Schlafengehen in Brzesowie folgenden Bannspruch:

Olp, Olp, Olp
On ihr ganza Olwe!
Ich lieje hendr Gottes Gewelwe (Gewölbe),
Mißt de ganza Barjlan staija
On de ganza Wassalan derchwôta
On de ganza Kerchlan besucha,
Mißt drhaime blain!

147. Welches Kind ein Alp wird.

Wenn eine Sechswöchnerin in den Sechswochen zu Kirchen geht, so verfällt sie der Krankheit, und wenn sie vor den Altar tritt, ehe der Geistliche sie abgeholt und eingesegnet hat, so wird so ein Kind — so heißt es — ein Alp.

Zauberer, Zaubermittel



148. Der eingemauerte Totenkopf zu Altwilmsdorf.

Als noch das alte Wirtshaus zu Altwilmsdorf ſtand, konnte man zwiſchen den Fenſtern einen eingemauerten Totenkopf ſehen. Damit hat es folgende Bewandtnis:

In dem Wirtshauſe kamen einmal zwei Männer zu Streit wegen eines Darlehens, das der eine dem andern vor langer Zeit gegeben hatte. Der Schuldner, ein Flucher und Wüſtling, behauptete wider beſſeres Wiſſen, es längſt zurückgezahlt zu haben. Der Gläubiger wurde empört über dieſe Dreiſtigkeit und beſtand auf ſeinem Recht. Ein Kreis von Zuhörern hatte ſich gebildet, und dadurch ward das Feuer des Zankes erſt recht geſchürt, ja der Schuldner verſtieg ſich ſogar zu der frechen Aeußerung, die er mit brüllender Stimme rief: „Der Teufel ſoll mich holen, wenn . . .“ Weiter kam er nicht, denn ſchon hatte ihn der Teufel am Kragen. In Geſtalt eines Drachen faßte er ihn und fuhr mit ihm zwiſchen zwei Fenſtern durch die Wand hinaus. — Am folgenden Morgen fand man den Leichnam des Gotteslästerers, in vier Teile zerriſſen, auf den vier Armen eines Kreuzweges liegen.

Der Schankwirt ließ das Loch in der Stubenwand eine Zeitlang offen, weil eine Menge Neugieriger kamen und ihm als Gäſte ſeinen Wirtsraum füllten. Dann aber beſchloß er es zu vermauern. Doch alle darauf verwendete Mühe war

vergeblich. An dem Abende des Wochentages, an dem das Unglück geschehen war, fielen die Steine und der Kalk von selbst wieder aus der Oeffnung heraus. Man versuchte es mit verschiedenem Material, wandte mancherlei Besprechungen und Zauberformeln an — alles umsonst. Der Besitzer war außer sich, ja dem Wahnsinn nahe. Da kam einmal in der Dunkelstunde ein reisender Handwerksbursche und bat um Nachtquartier. Es war kein junger Mann mehr, denn sein Haar schimmerte schon grau, er mußte schon viel erlebt haben. Während des Plauderns fragte er auch, wie denn das Loch in die Wand gekommen sei. Als er die Sache erfahren hatte, sagte er: „Ihr habt das nicht richtig angefangen; in Löcher, die der Teufel gestoßen hat, muß man einen Totenkopf setzen, dann lassen sie sich wieder schließen. Probiert es damit.“ Der Versuch wurde gemacht, und der eingemauerte Totenkopf brach den Zauber, die Wand blieb von da ab unversehrt.

149. Peter Klimpts Nativität.

Ein Mörder und Straßenräuber hatte nicht weit von Jägerndorf einen reichen Kaufmann aus Neisse ermordet und ihm 3000 ungarische Dukaten geraubt. Nach etlicher Zeit sitzt er — er hatte mittlerweile sein Räuberhandwerk aufgegeben — zu Glatz in einem vornehmen Wirtshause, in dem viele gelehrte Leute über Tische von diesem und jenem und auch von der Nativität der Menschen reden, unter anderem auch viele Beispiele vorbringen, wie manchem Menschen aus seiner Nativität sein künftiger Zustand, ja auch sein Ende verkündet worden sei. Der Mörder, dessen Name Peter Klimpt war, hört das und denkt darüber nach. Die Sache läßt ihn nicht mehr zur Ruhe kommen. Er geht also am nächsten Morgen zu einem hocherfahrenen Astrologen in Glatz, gibt ihm 5 Dukaten und nennt ihm die Stunde seiner Geburt, daß er ihm sein Schicksal daraus bestimme. Der Astrologe bestellt ihn auf den künftigen Morgen wieder, und als Klimpt kommt, will er ihm das Geld zurückgeben und entschuldigt sich, er könne da keinen Spruch fällen. Aber Klimpt drängt ihn, er solle

das Geld behalten und nur geradezu sagen, was er entdeckt habe. Und da sagt der Mann: „Weil Ihr's ja wissen wollt, so will ich es sagen. Ich finde, daß Ihr im 35. Jahre Eures Lebens aufs Rad gelegt und durch den Scharfrichter umgebracht werden sollt. Hütet Euch also und tut nichts, was solchen Lohn mit sich brächte. Dann könnte es auch ausbleiben, denn astra non necessitant, sed tantum inclinant." *) Darüber erschrickt Peter Klimpt und will fortan sich in acht nehmen. Er hält sich 3 Jahre lang in Habelschwerdt auf, führt einen Eisenhandel und ein durchaus ehrbares Leben. Aber im vierten Jahre ergreift ihn sein alter Mordsinn, und er begeht wieder zwei Morde in Mähren. Kaum getan, muß er der Rede des Astrologen gedenken, und das Gewissen läßt ihm keine Ruhe, er geht nach Troppau und stellt sich gutwillig den Gerichten. Dort ist er im Jahre 1475 im 35. Jahre seines Alters erstlich mit Zangen gerissen und dann aufs Rad geflochten worden.

150. Die Teufelsnägel zu Königswalde.

In Königswalde war einmal ein junger Förster, der über die Maßen streng gegen arme Leute verfuhr, welche sich etwa ohne Erlaubnis ein Bündel Klaubeholz im Walde holten, um sich eine warme Stube zu machen. Sonderlich hart benahm er sich eines Tages gegen einen alten, arbeitsunfähigen Mann, der einige dürre, schwache Stänglein, wie sie etwa zu den Bohnen gesteckt werden, auf seinen Schultern nach Hause trug. Die Stänglein lagen noch von der letzten Durchforstung her hie und da im Dickicht, einen Schaden hatte also der Alte nicht gemacht. Aber der Förster bestand auf seiner Bestrafung, weil die Tochter des Greises einmal seine unehrenhaften Anträge abgewiesen hatte. Der alte Mann war bis dahin ehrlich durch die Welt gekommen, nun wurde er händeringend und mit Tränen im Auge auf einige Stunden ins Gefängnis gesperrt. Diese Grausamkeit verdroß die Be-

*) Die Gestirne deuten keine Notwendigkeit, sondern nur eine Neigung an.

wohner des Dorfes, und einer von ihnen, der in der Schwarzkunst wohl erfahren war, beschloß, dem Förster eins mitzuspielen.

Er hatte beobachtet, daß der Förster gewöhnlich an einem abgeschnittenen Baumstamme stand, wenn er die Anlegung von Waldkulturen überwachte. In diesen Baumstumpf schlug er dreizehn Nägel, jeder vier Zoll lang, in Form eines Kreises ein. Es waren Nägel, die er unter Anrufung des Teufels besonders zubereitet hatte. Hätte nun der Jäger die Hand in den Kreis gelegt, dann wäre er dem Teufel verfallen gewesen. Aber er sah den Zirkel sofort, als er am nächsten Tage an seinen gewohnten Standort hintrat. Er rief einen Arbeiter hinzu, hieß ihn die Nägel herausziehen und schenkte sie ihm. Von der nämlichen Stunde an fühlte sich der Mann unwohl, und als er gegen Abend zu den Seinen heimkam, da wußte er schon kaum mehr, was er tat. In der Nacht packte ihn ein hitziges Fieber, und am andern Morgen tobte und raste er so, daß sein Weib, trotz der Kosten, sich entschloß, nach dem Arzte zu schicken. Dieser kam und kam wieder, verordnete und verschrieb Hausmittel und Apothekermixturen, doch nutzten alle nichts, der Mann blieb krank und siechte zusehends dem Grabe entgegen. Da man sich diese Krankheit nicht erklären konnte, so kam man auf den Gedanken, dem Manne müsse unter Mithilfe des bösen Feindes etwas angetan sein. Kaum war diese Idee ausgesprochen, so eilte schon einer zu dem Helfer in solcher Not, zu einem Dorfgenossen, der ein Buch besaß, durch das er Satans Macht brechen konnte. Der Gerufene kam sofort, forschte nach allen einzelnen Umständen und erfuhr so auch die Geschichte von den Nägeln. „Bringt mir die Nägel her", fuhr der Mann fort, „und sagt mir auch, ob sie noch alle beisammen sind, oder ob ihr einen irgendwo eingeschlagen habt." „Die Nägel sind noch beieinander", entgegnete das Weib, „und liegen dort auf dem Brette. Dort könnt ihr sie wegnehmen, wenn ihr sie haben wollt." Der Mann griff sofort danach, besah und zählte sie, ging damit zum Ofenloche und warf sie ins Feuer. Dann las er einige Sätze aus seinem Buche, und niemand sah die Nägel wieder.

Der Kranke aber wurde ruhig, und nach wenigen Stunden konnte er das Bett verlassen.

151. Der erfüllte Fluch.

Zwei Ebersdorfer Bauern, von denen der eine Scholze, der andere aber ohne Ehrenamt in der Gemeinde war, verfolgten sich mit bitterem Hasse. Die Ursache hiervon war jedermann bekannt. Die beiden hatten als Jünglinge um die schöne Susanna gefreit, die natürlich nur einen wählen konnte. Der Erkorene war derjenige, der später Scholze wurde. Der Verschmähte aber konnte die ihm widerfahrene Zurücksetzung nicht vergessen, und obwohl er auch eine tüchtige und brave Lebensgefährtin gefunden hatte, so haßte er doch seinen ehemaligen Nebenbuhler, weil er glaubte, dieser habe ihn verleumdet und ihn dadurch aus der Gunst Susannas verdrängt. Anfangs hänselten sich die Gegner, nachher wichen sie sich aus; wenn sie aber einmal, etwa im Dorfkretscham, zusammentrafen, dann waren sie bald aneinander wie zwei Kampfhähne und konnten nur schwer getrennt werden.

In einer Herbstnacht, als die Ernte unter Dach gebracht war, ging der Scholzenhof unter Umständen in Flammen auf, die Brandstiftung vermuten ließen. Wer konnte der Verbrecher sein? Nur kurze Zeit stellte man diese Frage, denn bald glaubten es alle zu wissen, wenigstens erzählten sie es öffentlich: Das hat der Feind getan! Der Bezichtigte wurde gefänglich eingezogen und trotz seines Leugnens und trotz der feierlichsten Beteuerungen seiner Unschuld zum Tode verurteilt, auch alsbald zum Galgen hinausgeführt, um durch die Strafe des Hängens seine Schuld zu sühnen. Während der Henker mit den Vorbereitungen zur Hinrichtung beschäftigt war, wendete sich der arme Sünder an das versammelte Volk und rief: „Bei dem lebendigen Gotte, vor dessen Angesicht ich nach wenigen Augenblicken stehen werde, gebe ich noch einmal die Versicherung ab, daß ich unschuldig sterbe. Möge dies der Herr dereinst an den Tag bringen. Der Hof aber, wegen dessen ich als unehrlicher Schelm aus dem Leben gehe und auf dessen Grund und Boden auch

dieſer Galgen ſteht, ſoll verflucht ſein für alle Zeiten. Und dies ſei die Strafe! Nie ſoll in ſeinem Beſitze der Sohn dem Vater folgen.“ Hier warf der Henker dem Verurteilten die Schlinge über, und bald ſchwebte dieſer zwiſchen Himmel und Erde.

Monate waren vergangen, und noch hing der Gerichtete am Galgen. Der Strick verfaulte nicht, und die Leiche verweſte nicht. Dies machte die Leute aufmerkſam und bedenklich, und ebenſo leichtſinnig, wie ſie früher von der Schuld des Getöteten geredet hatten, ebenſo raſch waren ſie jetzt, ohne jede neue Unterſuchung, von ſeiner Unſchuld überzeugt, die ſich allerdings ſpäter klar herausſtellte.

Der ausgeſprochene Fluch aber iſt bis heutigen Tages in Erfüllung gegangen.

152. Der Scharfrichter in Landeck als Zauberkundiger.

In Landeck lebte bis in neuere Zeit der alte Scharfrichter Stein, der die Zauberei verſtand. Wenn die Leute in Not waren und es hatte dem Vieh jemand was angetan oder ein Dieb hatte was geſtohlen und niemand wußte, wer's war, da gingen ſie zum Scharfrichter nach Landeck, der fand's. Er hatte ein „Büchel“ und ein „Spiegerla“. Betete er aus dem Büchel und ſah dann in den Spiegel, da ſah er die Perſon, die Böſes geſtiftet hatte. Von weit und breit kamen die Leute herbei, auch aus dem Oeſterreichiſchen, wenn ſie ein Anliegen hatten.

In Sörgsdorf (ehemal. Oeſterreich-Schleſien) war ein kleiner Bauer, und wenn die Frau die Kühe melkte, da kam immer Blut für Milch aus den Strichen. Die Leute ſagten, die Kühe wären verhext, und ſie gaben ihr den Rat, nach Landeck zu gehen zum Scharfrichter, daß er die Hexe rausfände. Wie nun die Bauersfrau zu ihm kommt und die Sache erzählt, da nimmt er ſein Büchel, betet und ſieht ins Spiegerle. „Ja, ja“, ſagte er, „'s is richtig, das iſt die Hexe, die ihr bei euch im Dorfe habt. Na, warte, wir werden ihr ſchon den Garaus machen.“ Er nimmt ein Tüppel (Töpfchen) und tut ver-

schiedene Nadeln hinein, stellt 's Tüppel auf die Platte und kocht sie Und 's dauert gar nicht lange, da fängt's an Skandal zu machen und zu jammern und zu bitten, er sollte sie (die Hexe) doch rauslassen. „Nischte", sagt er, „du bleibst drinne! Ich werde dir schon den Spuk vertreiben." Und zu der Bauersfrau spricht er: „Nu haben wir sie, das ist sie, die Hexe! Ich kann zwar nicht den Namen genennen, aber die wird nicht mehr wiederkommen. Hört nur, wie sie bitten tut! Ne, ne, dich laß ich nicht mehr raus!" Wie's nun aber gar sehr schlimm geworden ist und sie hat bloß immer geheult und geschrien, da hat er das Tüppel runtergenommen vom Feuer und hat gesagt zur Bäuerin: „Na! Geht nur heute heim, die wird nicht mehr lange machen, die wird euch keine Kuh mehr behexen." Und richtig — wie sie heimgekommen ist, da hat sie's gehört, da hat die Hexe im Bette gelegen, so krank ist sie gewesen. Sie ist auch nicht mehr aufgestanden und ist gestorben.

Dann ist ein Mann in Weißwasser (ehemal. Oesterr.-Schl.) gewesen, der hat sein Wirtschaftel verkauft und hat ein anderes kaufen wollen. Gerade jetzt war das andere frei geworden, das er schon immer hatte haben wollen. Aber wie er's kaufen will, da hat's ihm ein anderer weggekauft gehabt. Da war er nun schrecklich unglücklich, er hat nur immer gejammert und geklagt um die Wirtschaft und hat sich gar nicht zufrieden geben können. Da hat er's Gebetbüchel genommen und hat gebetet, und dann hat er was hineingeschrieben, ganz ans Ende, wie ein Testament. Dann macht er's Büchel zu, legt's hin und geht naus. Seine Frau wundert sich, daß er solange draußen bleibt, es war schon Abend geworden, und er ist immer noch nicht da. Da sind sie nun alle suchen gegangen, den ganzen Wald haben sie durchsucht, ob er etwa wo hängen täte. Aber sie haben nichts gefunden. Da hat die Frau das Gebetbüchel aufgeschlagen, und da stand's ganz hinten: „Alles, was mein ist, ist dein; niemand kann dir was nehmen", und da wußte sie's, daß er tot war. Aber wenn sie nur gewußt hätte, wo er hing! Da ist sie zum alten Stein nach Landeck gegangen, der hat im Buche

gelesen und wie er ins Spiegerle sieht, da spricht er: „Ja, ja, ich seh ihn hängen! An einem Baume hängt er! Ich seh ihn ganz deutlich; ihr könnt's nicht sehen. Es ist nicht weit vom Hause. Laßt nur suchen.“ Da haben sie wieder gesucht, aber nichts gefunden. — Nach einiger Zeit geht eine Beerenfrau mit ihrem Jungen in den Busch nach Pilzen. Und wie sie beim Hause der Bäuerin vorbei auf dem Raine hinausgehen, da schreit der Junge: „Mutter, seht nur, da steht ja ein Mann!“ Und wie sie zusieht, da war's der Müller, er hing an einem Baume, gar nicht weit vom Hause, wie der Scharfrichter gesagt hatte.

Die Erzählerin, die alte Zappen aus Weißbach (ehemal. Oesterr.-Schl.), weiß noch eine Geschichte aus ihrem Orte selber. Dort war einer Frau das Vieh behext worden, so daß die Kühe Blut statt Milch gaben. Da hat sie sich nach Landeck aufgemacht und den Scharfrichter gefragt. Und der hat ihr gesagt, sie solle heimgehen, und wenn der erste beste Handwerksbursche kommen würde, so solle sie ihm nur geschwinde den Stab aus den Händen reißen und ins Vieh hineinhauen, was sie könnte; sie solle aber nichts dazu sagen, stockstille solle sie den Stab nehmen und auch wieder zurückgeben. Und wenn er sich wundern täte, so solle sie ihm einen Böhmen (10 Pfg.) geben. Nun gut. Das hat sie auch so gemacht, als gerade ein Mensch in die Stalltüre trat. Als sie ihm den Stock zurückgab, hat sie ihm ein 20-Hellerstück gereicht. Da hat er sich gar sehr gefreut, und weil er etwas tümplig war, hat er seitdem immer, wenn er in eine Wirtschaft kam, den Stab von selber hingereicht und hat gedacht, er kriegt ein 20-Hellerstück.

153. Der Erbschlüssel und der Strick des Gehenkten.

In einem Häuslein an der Biele zu Ullersdorf wohnte einst ein Mann, der in dem Verdachte stand, seines gräflichen Herrn Wildbahn zu beschießen. Es wurde ihm aufgepaßt, aber man konnte ihn nicht erwischen. Da geschah es einst, daß ein Jäger aus dem Schlosse in den Wald ging und nicht

wieder heimkehrte; er war und blieb verschollen. Sogleich erhoben sich im Dorfe Stimmen, die zuerst leise, dann laut erklangen: „Der Bielehans ist ein Wildschütz, der Bielehans hat den Jäger um die Ecke gebracht.“ Der Bielehans beteuerte seine Unschuld, aber das nützte ihm nichts, man nahm ihn fest und führte ihn vor den Richter.

Dieser beschloß, da keine Beweise vorlagen, den Erbschlüssel zu befragen. Er nahm einen alten Schlüssel, der sich schon fünfmal vererbt hatte, und legte ihn in ein altes Buch, das er fest zuband. Ein Ende des Schlüssels ragte heraus, und an dieses mußte Bielehans zwei Finger legen. Als er dies tat, wendete sich der Schlüssel nach rechts, und die Zuschauer riefen: „Er ist der Mörder! Er hat den Jäger erschossen, der Erbschlüssel hat's gesagt.“ Darob wurde mit dem armen Bielehans nicht viel Federlesens gemacht. Man schleifte ihn auf einer Kuhhaut zum Galgen hinaus und knüpfte ihn auf. Die Leiche blieb hängen, und wunderbarerweise war nach einem Jahre der Strick, der sie hielt, noch völlig wohl erhalten. Als die Dorfbewohner dies bemerkten, erklärten sie rundum, daß der Bielehans doch wohl unschuldig gewesen sei und der Richter den Schlüssel nicht recht ins Buch gelegt habe.

Bald darauf stellte sich die Unschuld des Gerichteten auch klar heraus. Denn der Jäger, den er getötet haben sollte, kam zurück und erzählte, daß er von Böhmen fortgeschleppt worden und Jahr und Tag in Gefangenschaft gewesen sei. Der Bielehans wurde vom Galgen geholt und ehrlich begraben. Ob der Erbschlüssel aber später wieder benutzt worden ist, davon schweigt die Sage.

154. Vom alten Jägerpeter in Schlegel.

Es ist einmal in Schlegel bei Neurode ein Jäger gewesen — im Munde des Volkes schlechtweg „der âle Jägerpeter“ — der mehr gekonnt hat „wie's Brut affa“. Er hatte mit dem Teufel einen Pakt geschlossen, denn er konnte die absonderlichsten Stückchen. Aber nicht tat er, wie böse Zauberer tun, den Menschen Böses, sondern ist ein gar guter

Geſelle geweſen und leiſtete den Leuten, wie er nur konnte, mit ſeinen Zauberbüchern Hilfe, beſonders aber verſtand er entwendete Sachen dem Eigentümer wieder zuzuſtellen, wenn dieſe noch nicht „überſch Woſſet“, nach andern nicht „über die Gränze“, gegangen waren.

Da war einem Bauern ein Pferd geſtohlen worden. Der Eigentümer wendet ſich an den Jägerpeter. „Wenn's noch nê überſch Woſſer is, wärſcht's wieder krieja“. Und wunderbar! Der alte Jägerpeter muß aus ſeinen Büchern ein kräftig Sprüchlein geſprochen haben; denn das Pferd ſtand des andern Morgens wieder im Stalle vor ſeiner Krippe; es war noch nicht aus ſeinem Zauberbanne, noch nicht über das Waſſer gekommen. Einem andern hatte man ein Pflugrad geſtohlen; es war im Frühjahr, wo er den Acker pflügen und beſäen ſollte. Er geht zum Jägerpeter. Der aber „wîl niſcht nemmeh macha; ich bin ſchonn zu ålt.“ „Ha, tummerſch ock noch amôl zu Gefolla“, bittet jener, „'s is grode ei der Sôtzt (Saatzeit); ich brauch derſch ock gor zu nutwendig.“ Da verſpricht's ihm der gute Jägerpeter und fragt, ob er auch den Dieb ſehen wolle, und als jener bejaht, erwidert er ihm: „Do gih etz eim Darfe nuff on do wertter (wird dir) êner begenn, der werd dei Pflugradla off'm Röcke (Rücken) hon. Tu'm ober beileibe niſcht; ich weß, du beſt awing hetzig. Du därfſt ober ock zu'm ſoin: Du, mach's ja nemmeh.“ Da ging er im Dorfe hinauf, ſeinem Hauſe zu, und richtig — geht da ein Mann vor ihm her, der ſein Pflugrad auf dem Rücken hat und trägt es in ſeinem Hof an die Stelle, wo es geſtanden hatte, und jener, glücklich, es wieder zu erhalten, ſagt zu ihm nur: „Du, mach's ja nemmeh.“ Der Dieb ſpricht keine Silbe und geht ſchweigend, mit ſtarren Augen, davon, und ſagte mir ein altes Mütterchen: „Wa weß, wos'm do poſſiert wär, wenn'r am (er ihm) wos geton hätte.“

Beſagter Jäger aber konnte noch mehr. Er verſtand das „Anbinden“. Hatte an ſeinem Hauſe einen ſchönen Obſtgarten, und gelüſtete gar manchen nach den ſchönen gelben Birnen und den rotwangigen Aepfeln, die da oben hingen, und ſchüttelten auch manchmal in den Aeſten und ſtiegen

auch in der Nachtzeit hinauf. Das sah sich nun unser Jägerpeter einige Zeit an, aber er wollte auch seine Aepfel und Birnen essen. Da sprach er denn manchmal, wenn seine Frau das Schütteln der Aeste hörte: „Du, die sein wieder amôl ei a Berna", und sagte ein Zauberspröchlein, und siehe da! Der Fürwitzige, der auf dem Baume saß, mußte „ogebonda" bleiben, bis der Jägerpeter hinauskam und ihn entzauberte, was aber vor Sonnenaufgang oder Sonnenuntergang geschehen mußte. Nachher hätte er ihn nicht mehr „lusbenda" können, und der Angebundene hätte kläglich umkommen müssen. Auch durfte er vor dem Losbinden nicht über Wasser gegangen sein. So hatte einmal in Eckersdorf bei Schlegel ein Handwerksbursche einen Mann angebunden, weil er ihm auf seine Bitte um einen Zehrpfennig eine Ohrfeige gegeben hatte. Lange stand der Mann. Endlich wird man aufmerksam auf ihn, man lauft dem Handwerksburschen nach. „Na, 's wor die hichste Zeit", sagte dieser, „grode wullt ich übersch Wosser gihn. Do giht ock etz on gatt (gebt) dam Monne êne techt'ge Ohrfeige; do wat (wird) a schonn luskenna (loskönnen)." Und denke man nicht, der Jägerpeter habe die Diebe dann zur Strafe gezogen oder hätte sie wenigstens hart angefahren. Keineswegs! Er neckte sie gutmütig, sagte ihnen, sie sollten's nicht mehr machen, und ließ sie laufen. „Hât (halt), wos machtern (macht ihr denn) do off'm Bôme? Is euch denn nê zu kâlt? Wâm kommter (warum kommt ihr)denn nê ronder? Ach asu — gelt! ihr kannt nê. Na, do kommt ock on nammt euch die pôr Berna mîte, doß'r a (auch) wos hott. Macht mersch ober ja nemmeh." So mußte er öfters Holzdiebe anbinden, wenn sie's ihm zu arg trieben. Und machte er sich einmal einen besonderen, lustigen Spaß. Es wollten nämlich einmal einige junge Burschen ihrer Maid in der Walpurgisnacht „en Mäa" (einen Maienbaum) setzen, wozu sie sich hübsche schlanke Tannen im Walde losschnitten. Sie nehmen sie auf die Schultern und gehen, gehen fortwährend, kommen aber nicht nach Hause, gehen um den Busch herum, der eine hinter dem andern, die Tannen auf dem Rücken, und so gehen sie noch,

als der Jägerpeter, der ihnen dies angetan hatte, des Morgens zu ihnen kommt. „Na, wos machter denn do?“ rief er ihnen zu, „wos rennter denn wie de Norrn emmer em dos Pusch rem? Kunnter mersch denn nê soin, wenn'r a Stängla braucht? Do hättersch euch zuhulla kenna.“ Und da band er sie los. Solche Stückchen konnte er noch viele.

Wollte er einen Hasen haben und mochte nicht auf das Feld gehen, machte er das Fenster auf und pfiff hinaus, und siehe da! ein Hase lief am Fenster vorbei. Der Jägerpeter nahm die Flinte und schoß ihn. Schickte auch einmal einen Jägerburschen, der erst bei ihm eingetreten war, auf das Feld nach Hasen. Es dauert nicht lange, und es kommt ein Häslein nach dem andern, und der Bursche zielt und will abdrücken — in dem Augenblicke aber hat er keine Flinte. Wo war sie hin? Der Bursche ging verwundert zurück. Da hing seine Flinte im Hausflur, wo er sie weggenommen hatte, und hatte sich der gute Jägerpeter einen Spaß mit dem Jungen gemacht.

„Welter (wollt ihr) a pôr Rûtkâtlan?“ fragte er einmal zwei Knaben. Diese bejahten erfreut. „Na, do giht met mer ei a Pûsch.“ Bald lassen sich einige Rotkehlchen auf einem Strauche sehen. „Na, do nammt's euch.“ Die Knaben aber sehen ihn verwundert an. „Nu, do nammt's euch ock weg, ihr tomma Jonga. Ihr därft se ju ock wegnahma.“ Die Knaben greifen nach ihnen — die Rotkehlchen bleiben sitzen.

Jägerpeter ist einmal in der Kirche; denn er war auch ein gar frommer Mann, und verspürte man sonst nichts an ihm, daß er's mit dem Teufel hatte. Während des Gottesdienstes befiel ihn eine große Angst. Er geht nach Hause, und es war richtig, was er gefürchtet hatte. „Die Jonga hotta wos ogestellt.“ Sie hatten eins der Zauberbücher des Vaters zu finden gewußt, hatten darin gelesen, und es waren währenddem schwarze Krähen durch das offene Fenster hereingeflogen, die mit Schnäbeln nach den beiden Knaben hackten. Diese, geängstigt, lesen weiter, um die Krähen vielleicht hinauszubringen. Aber je mehr sie lesen, um so mehr Krähen kommen herein. Da nimmt der Jäger das Buch, streut den

Krähen Hirse und lieſt, während dieſe picken, alles, was ſeine Söhne geleſen, Wort für Wort rückwärts, und die Krähen fliegen eine nach der andern hinaus. Und mögen dieſe nichts anderes als Teufel geweſen ſein, die durch das Leſen des Buches beſchworen wurden. Der Teufel nämlich kann ſich in alle beliebigen Geſtalten verwandeln, nur nicht in ein Lamm, weil ſich Chriſtus das Lamm nennt, und nicht in eine Taube, weil der heilige Geiſt durch die Taube verſinnbildlicht wird.

Man hat unſern Jäger auch oft gefragt: „Wärſcht'n deine Jonga niſcht larna (lehren)?“ „Nê, die ſein zu hetzig“, erwiderte immer der Jägerpeter, „die wärn wos Schînes orichta.“

In ſeinem hohen Alter iſt er nach Albendorf gewallfahrtet, hat ſich vor dem Marienbilde niedergeworfen und hat für ſein Seelenheil gebetet; denn es war ihm bange, wenn er an ſein Bündnis mit dem Teufel dachte. Die Jungfrau Maria erhörte ſein Beten. Wie er ſo da kniete, kommt eine Krähe zu ihm geflogen, die hält in ihrem Schnabel das Stück Papier, auf dem er dem Teufel ſeine Unterſchrift gegeben hatte. Er hat alsdann ein Bild in der Albendorfer Kirche aufgehängt, welches die Begebenheit darſtellte. Ein ſolches Bild iſt in der Kirche wirklich zu ſehen geweſen, verſichern mich viele. Andere erzählen, daß eine Kreuzſpinne die Unterſchrift dem büßenden Jäger gebracht habe. Von Albendorf zurückgekehrt, ließ er ſeine Zauberbücher ins Waſſer werfen; dieſes ziſchte und brauſte dabei auf, als wenn eine große Menge böſer Geiſter darin herumrumorte. Und haben ſolche böſe Geiſter ſich auch beſonders in dem Wipfel einer alten Tanne des Waldes, den der Jäger beaufſichtigte, aufgehalten, und hat der Jägerpeter oft gewarnt, den Baum nicht zu fällen, weil die böſen Geiſter jedem, der Hand anlegte, den Hals umdrehen würden.

Die letzten Jahre ſeines Lebens hat er „niſcht nemmeh gemacht“ und iſt gottſelig geſtorben — es iſt nicht viel über ein halbes Jahrhundert her. Alte Leute haben ihn noch gekannt, und ſie erzählen gern von ihm beim Schnurren der

Räder, wenn auch mit einer gewissen Scheu und Zurückhaltung gegen den Fremden.

155. Der Teufelszwang im Besitze eines Ludwigsdorfer Bauern.

Es war in Ludwigsdorf bei Neurode und ist schon lange her. Ein Bäuerlein trieb seinen mageren Klepper, der vor einen schwer beladenen Wagen gespannt war, den Kirchberg hinan, aber, trotz vielmaligem Hüh und Hott und manchem Peitschenhieb, auf halber Höhe blieb der Wagen stecken. Der Bauer geriet dadurch in solchen Zorn, daß er rief: „So wollt ich doch, der Teufel käme selber und hülfe schieben!“ Und von da an ging es, denn eben kam ein junger Mensch dazu, der gern auf Bitten des Bauern in die Speichen griff. So kam das Gefährt rasch auf die Höhe. Ja der Gehilfe war so freundlich, den Bauern noch eine Strecke weit zu begleiten, damit ihm nicht abermals ein Unfall zustoße. Endlich verabschiedete er sich, gab aber dem Bauern noch zum Andenken an die gute Gefährtschaft ein Buch und riet ihm, fleißig darin zu lesen, denn es enthalte nützliche Anweisungen, wie man sich aus jeder Not helfen könne.

Der Bauer, der von Anfang an nicht begütert war, geriet in der Tat bald in drängende Not. Da fiel ihm das Buch ein, und er las darin. Kaum war er einige Zeilen weit gekommen, als geräuschlos ein mächtig großer, schwarzer Vogel zum Fenster hereinflog, seine Augen glichen feurigen Kohlen, seine Krallen glühenden Nägeln. Jetzt merkte freilich der Mann, daß er es mit dem leibhaftigen Gottseibeiuns zu tun habe. Allein die Sorgen drückten ihn so gewaltig, daß er sich entschloß, jede Hilfe, auch die des Teufels, anzunehmen. Er offenbarte daher dem schwarzen Gaste, wessen er bedürfe. Der Vogel verschwand auf demselben Wege, wie er gekommen war, und am andern Morgen war das gewünschte Geld zur Stelle.

Der begonnene Verkehr ward längere Zeit fortgesetzt, aber immer nur zur Mitternachtsstunde. Der Wohlstand des

Bauern nahm zu, aber seine Gemütsruhe war dahin. Um sein Gewissen zu erleichtern, ging er am Fronleichnamstage in die Kirche, vielleicht konnte ihm eifriges Beten helfen. Doch je näher er dem Heiligtume kam, um so ärger wurde seine Angst, und als er trotzdem bis zum Altare vordringen wollte, fühlte er ein solches Entsetzen in sich, daß er das Gotteshaus verlassen mußte und heimkehrte. Kaum sah er sein Gehöft vor sich, da wußte er, was den Sturm in seinem Innern erregt hatte: es las jemand in dem Zauberbuche. Er hatte es zwar weit hinübergeschoben auf der Rispe (dem Balken, der die Stubendecke trug) und gemeint, dort sei es sicher verborgen, aber die Kinder hatten es entdeckt und suchten nun in ihrer Neugierde Blatt um Blatt zu entziffern. Beim Umwenden eines jeden flatterte einer der unheimlichen Vögel zum Fenster herein. Das sah der Vater schon von ferne. Ins Haus hereinstürzen, den Kindern das Teufelsgeschenk aus der Hand reißen, war ein Werk des Augenblicks. Dann las er rasch die umgeschlagenen Blätter in umgekehrter Reihenfolge zurück und erreichte es, daß jedesmal, wenn er ein Blatt zurückwendete, einer der Vögel die Stube verließ, bis alle fort waren.

Seit dieser Stunde suchte der Bauer das Buch für die Familie unerreichbar zu machen, er trug es deshalb in den Keller, umwand es mit zwei Ketten und befestigte diese an der Wand. Als er aber in die Stube hinaufkam — lag es wieder auf der Rispe. Nun suchte er es ganz zu vernichten. Er warf es in den Bach, aber es lag wieder auf der Rispe, er zerhackte es in kleine Stückchen und warf es ins Feuer, aber unversehrt lag es auf der Rispe. Da entschloß er sich endlich, sich einem Priester anzuvertrauen und wallfahrtete darum nach Albendorf. Der Beichtvater sprach ihm Mut zu und nahm ihm das mitgebrachte Buch ab, dann sprach er den Reumütigen von seinen Sünden und dem Teufelsbanne los und warf das Buch in die Flammen. Niemand sah es wieder. Der Titel des Buches heißt im Munde des Volkes: Teufelszwang.

156. Der Teufel und die Freimaurer.

Die Freimaurer müssen sich dem Teufel mit ihrem eigenen Blute verschreiben. Ein Schreiber führt sie durch zwei Stuben (in ihrem Logenhaus), zeigt ihnen alles, und zuletzt sehen sie den Teufel in der Hölle. Da geht die Verschreibung vor sich. Wenn sie dann Geld brauchen, so dürfen sie nur ein paar Wörter sagen, und schon bringt ihnen der Teufel einen Sack voll. Aber wenn sie dann der Teufel in die Hölle holen will, dann kommt ein Kater und erwürgt sie.

Die Freimaurer werden aber sehr alt. Nur müssen sie alle Jahre etwas bauen, und wenn sie nur drei Ziegel auf einander legen.

157. Der Brief des Freimaurers.

Es hat sich einmal ein feiner Herr ein armes Mädchen geheiratet. Das war gut. Aber nicht gut war es, daß der Ehemann nicht in die Kirche ging, und wenn seine Frau ihn aufforderte, doch den Gottesdienst nicht zu versäumen, gab er ihr recht, aber er ging trotzdem nicht in die Kirche, sondern anderswohin. Wenn sie ihn aber um Geld bat, da gab er ihr so reichlich, daß sie sich wunderte, wo er das viele Geld her hatte. In der einen Stube stand sein Schreibpult. Wenn er nun fortging, so verbot er ihr aufs strengste, diese Stube zu betreten, in die sie auch sonst nicht kam. Aber das eine Mal hatte er den Schlüssel zu Hause liegen lassen, den er sonst immer mitnahm. Nun war sie aber doch neugierig, was denn in der Stube sein möchte, und sie nahm den Schlüssel und öffnete das Zimmer. Da las sie alle Briefe, die er im Pulte hatte. Darunter war auch so ein langer, großer Brief, in dem stand geschrieben, daß er Freimaurer wäre. Und wie sie den Brief durchgelesen hatte, fiel sie um und ward ohnmächtig.

Bald darauf kam einmal die Mutter zur Tochter auf Besuch. Der erzählte sie alles, was sie gelesen hatte. Daraufhin nahm sich die Mutter ihre Tochter mit nach Hause, der Freimaurer ward allein gelassen, und die Tochter ging ins Kloster.

158. Hexerei eines alten Scharfrichters und seiner Tochter zu Brzesowie.

Im Mitteldorfe von Brzesowie stand noch vor etwa 50 Jahren ein großer Bauernhof, der jetzt aufgeteilt ist. Vor 150 Jahren lebte dort ein Witwer mit Namen Nowak mit vier Kindern, drei Söhnen und einer Tochter. Er galt als wohlhabend; es hieß, er habe in irgend einem Kriege Teile einer Kriegskasse erbeutet. Die Tochter lief eines Tages aus dem Hause, nachdem sie der Vater wegen einer Unachtsamkeit derb gezüchtigt hatte. Seit der Zeit führten die zurückgebliebenen Mannspersonen ein sonderbares Leben, besorgten die ganze Wirtschaft allein, melkten die Kühe selbst und schlossen sich von jedem Verkehr mit den Nachbarn ab. Als nun etliche Stücke Vieh krank wurden, die andern aber wenig Nutzen gaben, meinten sie, das Vieh müsse behext sein.

Nicht weit von Nachod lebte ein alter Scharfrichter mit seiner Tochter, der in dem Rufe stand, bei behextem Vieh mit Rat und Tat helfen zu können. Mit diesem Manne trat Nowak in Verbindung, und nach längerer Zeit besserte sich der Zustand des Viehs. Wahrscheinlich kostete dem Bauern diese Hilfe ein schön Stück Geld, und er mochte wünschen, sich selber diese Wissenschaft anzueignen. Das fing er nun so an. Er schilderte dem Scharfrichter, wie an allen Ecken und Enden ein Frauenzimmer in der Wirtschaft fehle und daß des Scharfrichters Tochter sich als Wirtschafterin eignen möchte. Er ließ dabei durchblicken, daß einer seiner Söhne sie später heiraten werde. Der Scharfrichter war einverstanden, und so kam das Mädchen auf den Hof. Wenn aber der Bauer geglaubt hatte, ihre magischen Künste ihr abzulauschen, so hatte er sich getäuscht; denn sie war verschlossen wie eine Geldkiste. Aber auch sie selber sah sich enttäuscht, denn keiner der Söhne machte die geringste Anstalt, sie zu heiraten. Ja, der Alte und die Söhne gaben ihr nicht undeutlich zu verstehen, sie möge nur nach Hause zum Vater gehen. Als sie aber durchaus nicht ging, kam der Gensdarm und führte sie über die Grenze.

Kurze Zeit darauf wurde dem Bauer ein Sohn krank und starb. Nicht lange nachher starb auch der zweite. Als nun auch der dritte Sohn erkrankte, stieg in dem Bauern ein ganz bestimmter Verdacht auf. Er ging zu dem Scharfrichter und bat die Tochter kniefällig um Verzeihung und beschwor sie, seinen letzten Sohn zu retten. Die Tochter tat sehr verwundert und sagte, sie habe bloß den Schuldigen treffen wollen und jetzt sehe sie, daß alle drei an ihrer Ausweisung schuld seien. Uebrigens helfen könne sie dem kranken Sohne auch nicht mehr, denn sie habe die Abmachung ins Wasser geworfen, und so würde auch dieser sterben. Wie sie gesagt, so geschah es auch, und kurze Zeit danach starb auch der Bauer.

159. Eine Frau in Reinerz ans Waschschaff gebannt.

Eines Tages stand Frau H. in Reinerz am Waschschaffe und reinigte fleißig ihr Linnenzeug. Da trat ein wandernder Handwerker ein und bat um ein Hemd. In ihrem Arbeitseifer wies sie den Burschen barsch ab. Der ging allerdings fort, malte aber beim Hinaustreten einige eigentümliche Zirkel mit Kreide an die Türpfosten und sprach dabei unverständliche Worte. Durch diese Zeichen und Worte wurde über die arme Frau ein Bann verhängt, dem sie jahrelang unterlag. Sie fand, ob früh, ob spät, keine Ruhe, bis sie am Waschschaffe stand und wusch. Oft kam sie weinend zu ihren Nachbarsleuten gelaufen und bat, sie sollten ihr doch um Gotteswillen einige beschmutzte Sachen geben, daß sie sie waschen könne. Wenn sie fertig war und keine Wäsche von irgendwoher zu erreichen war, so zog sie ihren Rock aus und nahm das Kopf- und Halstuch ab, um sie in die Wanne zu legen und zu reiben. Unter dieser Waschwut, gegen die sie sich in keiner Weise helfen konnte, litt die Aermste schon mehrere Jahre. Der Tag der Priesterweihe ihres Sohnes kam heran, und sie fing an zu hoffen, daß der Tag, wo er seine erste heilige Messe lesen würde, für sie zur Befreiung werden

würde. Aber ach, auch dieser Tag fand sie wieder am Waschschaff, sie litt unsäglich.

Endlich sollte sie gelöst werden. Wieder trat ein Handwerksbursche bei ihr ein und bat um ein Paar alte Stiefeln oder Schuhe. Rasch eilte sie auf den Boden und holte das Gewünschte, das sie noch von ihrem verstorbenen Manne liegen hatte. Sie gab es mit Hast, denn sie fürchtete ein neues Ungemach. Dabei erzählte sie dem Bittsteller, in welches Unglück sie durch einen seinesgleichen gekommen sei. „Wenn es sonst nichts ist", entgegnete der Handwerksbursche, „dem soll bald abgeholfen sein". Danach ging er rückwärts zur Stubentür hinaus, zeichnete mit der linken Hand mit Kreide einige Figuren an die Pfosten, murmelte unverständliche Worte, rief zur offenen Tür noch ein „Vielen Dank" herein und marschierte seines Weges. Frau H. war seitdem von dem Banne befreit.

Wunder der Unterwelt und Wunder zwischen Himmel und Erde

160. P. Bernardin geht über die Hochflut der Neiße bei Glatz. — Der Bauer.

Das Kloster der minderen Brüder sancti Francisci, in Glatz auf dem Sande (jetzt Roßmarkt) gelegen, hat von seiner Gründung in der Mitte des 13. Jahrhunderts an bis zu seiner Aufhebung im Jahre 1810 gar mannigfache Schicksale und Gefahren überstanden, namentlich wurde es oftmals von den Fluten der Neiße umtost und überschwemmt. Solches geschah auch a. 1501. Mit einem furchtbaren Gewitter am Jakobitage begann eine drei Wochen lang anhaltende Regenzeit, dergleichen die ältesten Leute nicht erlebt hatten. Immer höher stieg das Wasser des Neißeflusses, die Ufer waren längst nicht mehr sichtbar, die nahen Felder und Wiesen längst schon überströmt, und noch triefte das bleigraue Wolkengewebe von einer schier unerschöpflichen Wasserfülle. Dadurch geschah es, daß von der felsigen Hügelkette bei dem Oberwehre bis zu der Färberpforte, so hineinführte in die innere Stadt (an der steinernen Brücke), alles einem großen, in Aufruhr geratenen Teiche glich, aus dem nur der obere Teil des Klosters Unserer lieben Frau, das damals allein auf der Insel oder dem Sande stand, herausragte und einem schwimmenden, niedrigen Kirchlein nicht unähnlich war. Groß war die Not unter den Brüdern, die in diesem Kloster wohnten. Nicht allein die Angst vor dem Tode des Ertrinkens marterte sie, sondern auch die Furcht, daß der Hunger das Amt des Sensenmannes übernehmen werde, denn die geringen Speisevorräte, die nicht

in dem rasch gestiegenen Wasser begraben lagen, waren aufgezehrt, und ein Tag um den andern ging vorbei, ohne daß die Flut sank, ohne daß Hilfe nahen konnte.

Der 16. Morgen des August brach trübe an, und trübe war es auch in den Gemütern der Klosterbrüder, nur in dem des P. Bernardin nicht. Dieser hatte bei dem Lesen in der Lebensbeschreibung des Tagesheiligen Hyacinthus gefunden, daß dieser über die Wogen der Weichsel gegangen war. Dies als einen Wink von oben betrachtend, faßte er im festen Vertrauen auf Gott und die Fürbitte des heil. Hyacinth den Vorsatz, über die Neiße zu gehen und in einer der umliegenden, nicht überschwemmten Ortschaften Lebensmittel zu holen. Als es hell genug geworden war und P. Bernardin die Menschen nicht mehr im Schlafe zu stören fürchtete, stieg er zum Fenster seiner Zelle hinaus, machte ein Kreuz über sich und das Wasser und wanderte getrost auf diesem hin, als ob es festes Land wäre. Rasch eilte er alsdann über die Hochfläche nach Henningsdorf, sammelte bei den erstaunten Bewohnern, was sie ihm gern und reichlich boten, kehrte ebenso schnell, wie er gekommen war, um und gelangte, abermals das Wasser überschreitend, in sein Kloster zu den durch sein Gottvertrauen geretteten Brüdern.

Während der Mönch fort war, kam ein Bauer mit seinem Gespanne bis an den Rand des Wassers und schaute von da aus gar sehnsüchtig nach der Stadt hinüber, der er gern auf seinem Wagen Atzung zugeführt hätte. Er sah keine Möglichkeit, über die Fluten zu kommen, und war eben im Begriffe umzukehren und sein Rößlein heimwärts zu lenken, als P. Bernardin wohlgemut den beschriebenen Weg über die Wogen nahm. Anfangs staunte der Bauer, bald aber kam ihm der Gedanke: „Der Mönch kann es nur durch Gott, und hilft Gott diesem, warum sollte er nicht auch mir helfen?“ bekreuzte sich, gab seinem Pferde einen leichten Schlag und fuhr über das Wasser weg in die Stadt hinein.

Ein Bild, welches das geschehene Wunder darstellte, war lange Zeit in der Minoritenkirche zu sehen.

161. Pater Faulhabers Tod und Leichenwunder.

Im Jahre 1757 war Pater Andreas Faulhaber, ein Glatzer Bürgersohn, Katechet und Schloßprediger zu Glatz. Er wurde auf die Aussage eines Ueberläufers verhaftet und unter gemeine Verbrecher ins Stockhaus gebracht. Es wurde ihm zur Last gelegt, in der Beichte einem Soldaten (namens Joseph Nentwig) auf dessen Frage entgegnet zu haben, daß die Fahnenflucht zwar eine große Sünde, aber doch nicht so groß sei, daß sie nicht vergeben werden könne. Pater Faulhaber erklärte bei seiner Vernehmung, daß er diese Aeußerung weder leugnen noch eingestehen könne, da er das Beichtgeheimnis nicht verletzen dürfe. Dem charakterfesten Priester erging es nun ähnlich, wie dem heiligen Johannes von Nepomuk, der aus ähnlichem Anlaß, weil er das Beichtgeheimnis nicht preisgab, in die Moldau gestürzt wurde. Pater Faulhaber wurde am 30. Dezember 1757 auf königlichen Befehl zum Galgen geführt und aufgeknüpft.

Die Leiche soll zwei Jahre sieben Monate auf der Richtstätte unversehrt hängen geblieben und erst von den Oesterreichern abgenommen worden sein. Ihre feierliche Beisetzung in der Gruft der Pfarrkirche fand am 8. Juli 1760 statt. Das Volk aber hat an das traurige Ereignis die schöne Sage geknüpft, daß die göttliche Vorsehung, durch Erhaltung des priesterlichen Leichnams während 31 Monaten, die Standhaftigkeit und den Heldenmut dieses Mannes öffentlich anerkannt habe.

Im Volksmunde heißt es wohl auch noch heute, daß die Leiche des seligen Paters unversehrt in der Gruft liege.

162. Hussiten erblinden beim Blick auf die Alt-Wilmsdorfer Kirche.

Der Schnee schmolz unter den Strahlen der Sonne im Frühjahr 1428 und rann in tausend kleinen Rinnsalen zu Tale. Ach, hätten sich doch diese alle zu einem Strome vereint und die Hussiten hinweggeführt, die wie ein harter Eisring die Stadt Glatz umklammert hielten. Aber diesen Wunsch

konnten sie nicht erfüllen. Indessen half Gott doch durch ein Wunder.

Eine bedeutende Schar jener böhmischen Unholde zog eines Tages auf Beute gegen Altwilmsdorf aus und war nur noch eine ganz geringe Strecke von dem Dorfe entfernt. Dort, wo jetzt am Wege von Glatz her die rote Kapelle steht, hielten die Plünderer Rast und Rat, weil sie von da einen guten Teil des Dorfes und seine Kirche überschauen konnten. Allein kaum hatten sie ihre gierigen Blicke auf das Gotteshaus gerichtet, da flog ein Schwarm häßlicher Fliegen herbei und zerstach sie so im Angesicht, daß sie alle erblindeten und unter Fluchen und Heulen stoßend und stürzend mühsam zu ihren Landsleuten zurücktappten. Diese erschraken über das geschehene Unheil derartig, daß sie sogleich die Belagerung aufhoben und in ihr Vaterland zurückmarschierten.

Nach anderer Erzählung soll nur der Anführer der beutesuchenden Truppe auf die angegebene Weise erblindet sein, als er mit seiner Hand nach der Altwilmsdorfer Kirche zeigte.

163. Die Siebenschläfer im Roten Berge.

Vor vielen hundert Jahren sollen sieben Brüder aus Glatz nach Holz auf den Roten Berg gegangen sein und sich in einer Höhle, die noch heute vorhanden ist, niedergelassen haben. Da sie sehr ermüdet waren, schliefen sie ein und kehrten, als sie erwacht waren, nach der Stadt zurück. Dort fanden sie aber Menschen, die sie nicht kannten, und auf ihre Kleidung zeigten neugierig die Vorübergehenden.

Als sie in das Haus kamen, welches sie bewohnt hatten, fanden sie es völlig verändert und fremde Gesichter hausten darin. Nun erklärten sie aber, daß das Grundstück ihr Eigentum sei. Da lachte der Besitzer, ein Mann von fünfzig Jahren, und sagte, daß er in dem Hause geboren sei und es von seinem Vater ererbt habe, dessen Wiege ebenfalls hier gestanden habe.

Die sieben Brüder wandten sich nun an den Rat der Stadt und erzählten hier ihre Geschichte. Die Ratsherren glaubten, es mit Irrsinnigen zu tun zu haben. Einer von

ihnen ließ sich jedoch die Geldmünzen zeigen, welche die Brüder in den Kleidertaschen trugen, schlug dann die städtischen Aufzeichnungen nach und fand, daß wirklich einst die sieben Brüder die gesetzmäßigen Eigentümer des betreffenden Hauses gewesen waren, daß sie vor hundert Jahren in den Wald gegangen, aber nicht mehr zurückgekehrt waren. Nun verbreitete sich schnell das Gerücht von den sieben Brüdern, die hundert Jahre geschlafen hätten, in der Stadt, und die gute Bürgerschaft übernahm die Auseinandersetzung mit dem Hauswirte und setzte sie in ihre alten Rechte wieder ein.

In welchem Jahrhundert die Rückkehr der sieben Schläfer erfolgt ist, davon schweigt die Mär.

164. Die blutende Linde von Eisersdorf.

Zu Eisersdorf, am Ufer der Biele, soll früher eine Linde gestanden haben, an der von Zeit zu Zeit Blutstropfen bemerkbar waren. Die Mär erzählt, daß ihr Stamm einst von einem Pfeile verletzt worden sei und so lange gekrankt habe, bis ein Muttergottesbild an der Stelle angebracht worden sei.

165. Die große Linde bei Eisersdorf und die Türkenschlacht bei Glatz.

Die große Linde bei Eisersdorf soll so alt gewesen sein als der heidnische Turm zu Glatz. Obwohl sie mehrmals verdorrte, ist sie doch immer wieder von neuem gewachsen. Einstmals soll sich die heidnische Jungfrau vom Glatzer Schlosse darauf gesetzt und von der Stadt Glatz viele zukünftige Dinge geweissagt haben. Unter anderem hat sie gesagt, der Türke werde einst bis Glatz kommen und allda, wenn er durch die steinerne Brücke hinauf bis auf den Ring kommen werde, eine große Niederlage erleiden; denn die Christen würden ihm aus dem Schlosse entgegenziehen und ihn auf dem Markte erlegen. Solches werde aber nicht eher geschehen, als bis eine ganze Schar Kraniche durch die Brotbänke geflogen sein würden.

Bis jetzt ist aber die Prophezeiung noch nicht in Erfüllung gegangen.

166. Wasserspuk im Grafenorter Schlosse.

Im Grafenorter Schlosse geriet früher an allen Abenden das Wasser in sämtlichen Standen, Zubern, Kannen und dergleichen in wallende Bewegung. Um diesen Spuk zu bannen, beteten die Bewohner Sonnabends als Nachtgebet den Rosenkranz. Die Wirkung war, daß das Wasser seitdem ruhig blieb.

167. Der „steinerne blutige Wenzel" bei Gläsendorf.

Wenn man von Gläsendorf auf Kaiserswalde zu den Weg nach Hüttengrund geht, so kommt man am Kreuzwege im Walde zu einer steinernen Mannesfigur mit vielen Eingravierungen usw. von fremden Händen. Das ist „der steinerne blutige Wenzel".

Die Sage erzählt: Der Stein sei wegen der Cholera gesetzt worden. Einst wurde der Figur der linke Arm abgeschlagen — da sei Blut herausgeflossen.

168. Die Hirtensteine bei Kieslingswalde.

Vom oberen Ende des Dorfes Kieslingswalde zieht sich gegen Mitternacht von dem weit höheren, östlicher gelegenen Dürren Berge ein Bergrücken hin, die Hirtenlehne oder die Hohen Steine genannt. Zwischen beiden Bergen befindet sich ein Tal, in dem die Kolonie Steingrund liegt. Auf dem Kamme dieser baumlosen, angebauten Hirtenlehne erheben sich in nicht großer Entfernung voneinander fünf große Felsenmassen, von denen eine die Gestalt eines Pferdes hat. Das sind die Hirtensteine.

Nach der mündlichen Sage des Volkes sind dies versteinerte Menschen. Einst hüteten an jenem Berge vier Knaben das Vieh, die Söhne des Gemeindehirten. Der Vater hatte ihnen an diesem Tage die Aufsicht überlassen, um selbst häuslichen Geschäften nachzugehen. Die Knaben trieben den tollsten Unfug mit den Tieren, jagten und mißhandelten sie, bis die Mittagszeit kam. Dann zogen sie das Brot aus der

Tasche, das ihnen die Mutter mitgegeben hatte. Als sie aber sahen, daß es nicht mit Butter, sondern mit Weißquark bestrichen war, gerieten sie in Wut, warfen es auf die Erde, traten darauf, spieen es an und schlugen mit ihren Peitschen danach. Einer rollte es den Berg hinab und schrie: „Geh, hole Butter!“ Ein anderer rief: „Mach ock schnell, mach ock schnell, du Brot, daßde dar Quork nich anôch koan!“ Ein Bauer, der in der Nähe ackerte, hinderte den Frevel nicht, sondern lachte nur über die Worte der Buben. Aber er lachte nicht lange. Die Verunehrung der lieben Gottesgabe zog schnell die Strafe des Himmels nach sich. Ein schweres Gewitter stieg rasch herauf, das den ganzen Berg einhüllte. Ein gewaltiger Donnerschlag entlud sich. Und als das Wetter vorüber war, waren die Buben und der Bauer verschwunden. An ihrer Stelle erblickt man auf dem Berge fünf hohe Sandsteinfelsen, die jedes Kind kennt und die Hirtensteine nennt.

169. Grulicher Schneebergsage.

Der Sage nach soll der mächtige Schneeberg im Innern mit Wasser gefüllt sein. Ein großer See breitet sich da aus, und wenn dessen Wassermengen aus dem Berge hervorstürzen werden, „wenn der Schnîbarg ôreißa werd“ (wenn der Schneeberg anreißen wird), dann kommt der jüngste Tag, das Ende der Welt.

170. Der Jochhoimann oder der versunkene Fuhrmann im Hahnloch.

Während eines Krieges wollte ein Fuhrmann von der österreichischen Grenze aus mit Brot in die Garnison nach Glatz fahren. Als er in das sumpfige Hahnloch kam, sanken die Räder des Wagens so tief in den Boden, daß er Halt machen mußte. Anstatt Steine zu nehmen und unter die Räder zu legen, griff er nach den auf dem Wagen liegenden Broten und schob diese unter. Doch eine solche Verunehrung der lieben Gottesgabe läßt Gott nicht ungestraft. Der Wagen sank und sank, und endlich verschwand er mit Gespann und Fuhrmann in der Erde. Wohl schrie der Mann um Hilfe,

wohl eilten auch die Dorfbewohner herbei, um ihn zu retten, aber ihre Hilfe kam zu spät, er versank vor ihren Augen.

Wenn nachts die zwölfte Stunde schlägt, dann kommt er wieder hervor aus der Erde. Und die Dorfleute hören dann seinen kläglichen Ruf: „Jochhoi! Jochhoi!“ Das war der Ruf, mit dem er die Pferde antrieb.

Die Großeltern der Erzählerin haben ihn noch in der Nacht schreien hören.

171. Brotfrevel eines Hütejungen in Albendorf.

Einst mietete ein Bauer in Albendorf einen armen Knaben als Viehhirten. Der Junge war während der ersten Wochen seines Dienstes mit dem Brote, das ihm jeden Morgen als Zehrung gegeben wurde, wohl zufrieden; jedoch später nicht mehr. Ohne Dank nahm er es in Empfang und unter Murren oder Verwünschungen aß er oder zerbröckelte es. Ganz abscheulich aber war der Frevel, den er eines Tages an dem Ranft, den er mitbekommen hatte, verübte. Er höhlte ihn aus, indem er das Weiche herausgrub, und benutzte dann die hohle Kruste, als ob sie ein Nachtgeschirr wäre. Aber die Strafe folgte dem Verbrechen auf dem Fuße: Die Erde öffnete sich und verschlang den Buben, nur der oberste Teil des Schädels blieb sichtbar.

Noch heutigentags liegt am Straforte ein Stein, der die Form und die Farbe einer menschlichen Hirnschale hat.

172. Versteinerte Stadt und versteinerter Hirt auf dem Käsebrett im Heuscheuergebirge.

Das Käsebrett ist eine gegen Passendorf geneigte baum- und pflanzenlose Steinlehne, die wegen der zu Tage tretenden hellen Sandsteinblöcke weit hinaus ins Land sichtbar ist, gerade wie ein in die Sonne gestelltes Käsebrett. Die Volkssage erzählt davon folgendes:

Hier hatte einmal eine große Stadt gestanden, aber das ist sehr lange her, vielleicht schon zweitausend Jahre. Daß sie zu Stein geworden ist, das war eine Strafe des Himmels. In der Stadt war ein Wirtshaus, in dem sich die jungen Leute zusammenfanden, nicht gerade zu gottgefälliger Unterhaltung. Eins aber war zu arg, sie achteten auch die heiligen Zeiten nicht. Nicht bloß in der Fastenzeit jubelten und tanzten sie, auch am heiligen Karfreitage frönten sie dem Tanzvergnügen. Und als die Eltern kamen und sie ermahnten, nach Hause zu kommen, da zeigten sie sich widerspenstig, stritten mit ihnen und schimpften. Aber da war auch das Maß voll und die ganze gottlose Stadt wurde in Stein verwandelt, und wie die Häuser ragen noch heute die mächtigen Steinmassen empor.

Einer von diesen Steinen sieht aus wie ein Junge. Der hat einmal die Kühe gehütet, und die Mutter hat ihm das Brot aufs Feld geschickt. Aber das hat ihm nicht geschmeckt, und er hat es verächtlich fortgeworfen. Dafür ist er zu Stein geworden. Noch kann man die ganze Herde, die mit verwandelt worden ist, ganz gut erkennen: die Schafe rings um den Hirten.

175. Die Pulverkerzen zu Albendorf.

Zur rechten Seite des Hochaltars in der Wallfahrtskirche zu Albendorf sind fünf ungewöhnlich starke Wachskerzen angebracht, die sicherlich schon manchem aufgefallen sind. Ueber ihre Herkunft weiß die Sage Bescheid zu geben.

Das Schloß zu Albendorf besaß in alter Zeit ein Ritter, der weder an Gott glaubte, noch sich vor dem Teufel fürchtete und seinen bissigen Spott über alles religiöse Wesen ausgoß. Das gerade Gegenteil war sein frommes Gemahl, eine Edelfrau im besten Sinne, treu ihrem Gatten, besorgt für ihre Kinder, mild gegen Arme, fromm gegen Gott. Daß es ihr nicht leicht gemacht wurde, ihre wohl erkannten Pflichten zu erfüllen, dafür sorgte die unaufhörliche Anfeindung ihres Gemahls. Um sich innerlich zu stärken, suchte sie häufig Gott

auf und war darum eine fleißige Kirchgängerin. Deshalb aber wurde der Ritter der Kirche von Tag zu Tage mehr gram und schließlich erreichte sein Ingrimm eine solche Höhe, daß er beschloß, das Gotteshaus mit allem, was darin war, in die Luft zu sprengen. Zu diesem Zwecke heuchelte er eine völlige Umkehr seiner Gesinnung und schenkte der Kirche 12 gewaltig große Wachskerzen als eine Bußgabe, die er sich selbst auferlegt habe. Die Kerzen waren aber im Innern mit Schießpulver gefüllt und sollten, wenn die Flamme dieses erreicht haben würde, das geplante Zerstörungswerk vollbringen. Gott selbst schützte indessen seine Wohnstätte und machte den Anschlag des Schloßherrn zu nichte. Kaum waren die Kerzen am Feste der Aufnahme Mariens in den Himmel (15. August) zu Beginn des feierlichen Hochamtes angezündet worden, wie dies der Geschenkgeber bestimmt hatte, da fiel eine von ihnen vom Leuchter herab und zersprang. Hierbei rieselte das Pulver heraus und bedeckte, allen sichtbar, das weiße Altartuch. Rasch sprangen einige beherzte Männer herbei, löschten die übrigen Kerzen aus und verhüteten ein entsetzliches Unglück.

Während sich das Erzählte in der Kirche ereignete, stand der Graf auf der Zinne seines Schlosses und wartete mit Ungeduld auf die Erfüllung seines Racheplanes. Minute um Minute verfloß, ohne daß die Feuergarbe emporlohte und das Gotteshaus in Trümmer sank. Endlich litt die Ungewißheit ihn nicht länger auf der Warte. Er ließ die Pferde anspannen und fuhr in rasender Eile zur Kirche. An der großen Freitreppe stutzten die Rosse, doch die heftigen Hiebe, die der Kutscher auf Befehl des Herrn den Tieren versetzte, trieben sie von Stufe zu Stufe hinauf. In demselben Augenblicke, als die Hufe der schnaubenden Tiere die letzte Stufe erreicht hatten, ereignete sich etwas Grauenhaftes. Der Schloßnagel, der Vorder- und Hinterwagen zusammenhielt, brach. Jener blieb mit den Pferden und dem Kutscher an der erreichten Stelle haften, dieser stürzte mit dem darin sitzenden Herrn in die Tiefe hinab. Der Graf brach das Genick und starb eines jähen Todes.

174. Das durchschossene Muttergottesbild bei Agnesfeld.

Am Saume des Schornsteinfegerbüschels, das zwischen Agnesfeld und Finkenhübel liegt, hat ein Marienbild seit Jahrhunderten seinen Platz. Einen Schweden verdroß dies Zeichen, das ein Katholik als stummes Bekenntnis seines Glaubens an den Weg gestellt hatte. Er nahm daher seine Büchse vom Rücken und zielte auf das Bild. Aber er vermochte weder Maria noch das Jesuskindlein, das sie im Arm hält, mit seinen Kugeln zu durchbohren. Darüber erbost, rückte er fluchend dem Bilde Schritt um Schritt näher. Zuletzt, schon ganz nahe stehend, hatte er nur noch eine Kugel in der Tasche. Auch diese lud er und schoß sie gegen das Ziel. Aber die Kugel prallte an einem Nagel ab, flog zurück und traf den frevelhaften Schützen mitten ins Herz.

Noch vor wenigen Jahren (vielleicht auch heute noch) sah man zahlreiche Kugellöcher im Rande des Bildes, keines aber in dem Körper der Muttergottes oder des Jesuskindleins.

175. Der hl. Petrus läßt Baudisch, den Erbauer der Kirche zu Brzesowie, rechtzeitig versehen.

Die Kirche zu Brzesowie im Kreise Glatz ist von einem kinderlosen Feldgärtner, Baudisch mit Namen, mit Hilfe der Einwohner erbaut worden (1717). Dreizehn Jahre später erbaute er auch den freistehenden Turm. Das Altarbild stellt die Apostelfürsten Petrus und Paulus, die Schutzheiligen der Gemeinde, dar.

Von dem frommen Erbauer erzählen alte Leute folgende Geschichte: „Unsere Kirche hat ein Mann erbaut, der hieß Baudisch, er hatte Feld und Haus und führte ein frommes Leben. Ein Engel war sein steter Begleiter, und der hat ihm einst den Rat gegeben, er solle mitten im Dorfe eine Kirche bauen. Das hat er denn getan, aber seine Mittel erschöpften sich dabei und er wurde ganz arm. Damals gehörte Brzesowie noch zum Dekanate Nachod. Und wie er sterben sollte, kam eines Nachmittags ein Mann zum Nachoder Pfarrer

und bat ihn um einen Versehgang nach Brzesowie zum Georg Baudisch. Der damalige Dekan machte sich sofort auf den Weg, und der Bote begleitete ihn bis in das sogenannte Erlental, dort zweigt ein Fußsteig nach dem Niederdorfe, wo Baudisch wohnte, ab. An dieser Stelle war der Begleiter etwas zurückgeblieben, und als sich der Priester nach ihm umdrehte, war er verschwunden. So ging denn der Dekan allein zum Hause des ihm wohlbekannten Baudisch. Wie erstaunte er aber, als er diesen ganz gesund in seiner Wohnstube antraf. Auch Baudisch war voll Verwunderung darüber, wer denn den Priester gerufen habe, aber er ließ sich doch nach einigem Besinnen versehen. Einige Zeit nach dem Weggange des Geistlichen fühlte er sich müde und legte sich zu Bett. Als ihn gegen Abend seine Frau wecken wollte, war er eine Leiche.

Der Vorgang wird auch etwas anders erzählt. Als der Pfarrer mit dem Allerheiligsten das Haus betrat und nach Baudisch fragte, sagte seine Frau, er sei auf dem Felde und gar nicht krank. Sie lief aber sofort aufs Feld und brachte ihm die Botschaft, daß der Pfarrer mit der hl. Wegzehrung gekommen sei. Da sagte Baudisch: „Nun, so will ich wenigstens beichten, daß er nicht umsonst gekommen ist.“ Er ging heim, beichtete und empfing das hl. Sakrament. Nach ein paar Stunden war er eine Leiche, der Schlag hatte ihn getroffen.

Unter den Einwohnern ist noch heute die Meinung verbreitet, daß jener Bote der hl. Petrus gewesen sei, der dem frommen Manne zu einem guten Tode verhelfen wollte.

Glocken + Schätze und Schatzsucher

176. Die Säuglocken zu Lichtenwalde.

Schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts besaß Lichtenwalde eine hübsche Pfarrkirche, das Schönste aber an ihr war das Geläute auf dem Turme. Es war eine Freude, die Glocken zu hören, so harmonisch und weich schmeichelte sich ihr Ton ins Herz des Gläubigen. Nun geschah es, daß gegen Ende der zwanziger Jahre nach 1400 die Hussiten den Ort bedrohten. Wer möchte sich also wundern, daß die Einwohner ihren wertvollsten Schatz, ihre Glocken, vor dem habgierigen Feinde zu retten suchten. Nach längerer Beratung kam man überein, sie in die Erde einzugraben, die werde das Geheimnis nicht verraten. Der Beschluß wurde ausgeführt. Anfangs erfüllte die Bewohner tiefe Bangigkeit, als sie ihr schönes Geläute nicht mehr hörten. Aber es kamen unruhige Zeiten mit viel Angst und Not, und so ist es erklärlich, daß die Glocken vergessen wurden. Als endlich wieder Ruhe und Sicherheit eintraten und sich die Bewohner von den Schrecken und Verlusten des Krieges erholten, da gedachte man auch der alten Glocken wieder. Aber wo lagen sie? Die wenigen, die bei dem heimlichen Versenken der Glocken zugegen gewesen waren (aus guten Gründen hatte man es nicht öffentlich vorgenommen), die waren gestorben, und die Ruhestätte der

ehernen Mahner war vergessen. Doch sie wollten nicht vergessen sein. Sooft die Morgenröte eines Festtages aufzuleuchten begann, da klang und tönte es über der Lichtenwalder Feldflur gar wundersam. Es war, als ob ein fernes Domgeläute die Menschen wecken wollte, damit sie in heiliger Morgenstunde den Himmel begrüßen sollten. Niemand wußte aber das Geläute zu deuten.

Einst trieb der Gemeindehirt die Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine und Gänse gewohnheitsmäßig hinaus auf die Trift. Da sonderte sich eins der Borstentiere von den übrigen ab und suchte seine Nahrung allein. Nicht lange hatte es so herumgeschnüffelt, als es heftig mit seinem Rüssel zu wühlen begann. Es ließ sich auch nicht von dem Platze verjagen, sondern grub sich hartnäckig immer tiefer in den Erdboden hinein. Das veranlaßte den Hüter, einmal nachzusehen, was es habe, und da bemerkte er, daß die Sau bereits den oberen Teil einer Glocke bloßgelegt hatte. Sobald es die Zeit erlaubte, trieb er das Vieh ein und meldete seine Entdeckung. Man eilte mit Spaten und Schaufeln hinaus und hatte bald nicht nur eine, sondern drei Glocken ausgegraben. Es war kein Zweifel, das waren die Glocken, von denen Großvater und Großmutter immer erzählt hatten und deren Lagerstätte doch niemand gekannt hatte. Im Triumphzuge wurde das wiedergefundene Kirchengut heimgefahren, und nach wenigen Tagen sangen zur großen Freude der Gemeinde und ihrer Nachbarn die alten herrlichen Glocken ihr Befreiungslied in die Lüfte hinaus.

Weil nun die Sau die Glocken gefunden hatte, so nannte man sie fortan die Säuglocken von Lichtenwalde.

177. Die Krainsdorfer aus dem Acker gezogene Glocke.

In der Kirche zu Krainsdorf hängt eine Glocke, die in alten Kriegszeiten die Bewohner des Ortes vergruben, um sie vor eindringenden Feinden zu retten. Als der Krieg be-

endet war, wußte im Dorfe kein Mensch, wo man die Glocke verscharrt hatte, und es vergingen hundert Jahre, ehe sie wieder aufgefunden wurde. Ein Bauer ackerte einst sein Feld und stieß mit der Pflugschar an hartes Metall. Er gewahrte bald, daß es der obere Teil einer Glocke war, und eilte, seinen Fund dem Pfarrer anzuzeigen. Die Glocke wurde ausgegraben und in feierlicher Prozession nach der Kirche getragen, in deren Dienste sie noch heute ist.

178. Der Schatz im Schnallenstein.

In einem der vielen und weiten Burggewölbe, die unter der Ruine Schnallenstein sich ausdehnen, liegt noch ein großer Schatz, bestehend aus einer mit Silber gefüllten Tonne, einer zweiten mit Gold und einer dritten mit Edelsteinen. Die Tür des Kellers, der diesen Schatz birgt, ist offen; aber auf der Tonne, die sich dem Eingange zunächst befindet, wacht ein furchtbar großer, schwarzer Hund mit glühenden Augen und wehrt den Eintritt. Alljährlich spaltet sich am Karfreitage der Berg für die wenigen Minuten, während deren die Verehrung des heiligen Kreuzes in der Pfarrkirche zu Rosenthal stattfindet. Wer die unterirdischen Reichtümer erwerben will, muß diese Zeit gut benutzen. Ohne Zagen muß er eindringen; nur vergesse er nicht, ein Holzkreuz mitzunehmen, dessen Figur genau dieselbe Länge und Breite hat, wie er selbst, wenn er sich mit ausgespannten Armen hinstellt. Mit diesem Kreuze wird es ihm möglich sein, den Hund von seiner Lagerstatt herabzustoßen, der sich dann knurrend verkriecht. Nun muß der Mensch rasch von den Schätzen zusammenraffen, soviel er fortzubringen imstande ist, und das Tageslicht zu gewinnen suchen, damit der Berg sich nicht über ihn schließe.

Vor vielen Jahren hat ein Müllerbursche aus der Seitendorfer Feldmühle an einem Karfreitage den Gang gewagt, ist aber blaß und ganz verstört zurückgekommen. Auf die an ihn gerichteten Fragen hat er jede Auskunft verweigert, und nach drei Tagen ist er gestorben.

179. Burg Schnallenstein und seine unterirdische Schatzkammer.

Nachdem im Jahre 1428 die Hussiten die Burg Schnallenstein geplündert hatten, hauste ein schlimmer Raubritter darin. Er wurde der wilde Jann genannt und war weitum als Räuber und Landbeschädiger gefürchtet. Namentlich das Böhmerland hatte unter seinen Raubzügen zu leiden. Deshalb zogen die Böhmen einst unvermutet herbei, erstürmten die Burg und zerstörten sie, so daß der heimkehrende Räuber nur noch die Trümmer von ihr fand. Seitdem heißt sie „das wüste Schloß".

Bei der Zerstörung war auch des Ritters einziges Töchterlein auf unerklärliche Weise abhanden gekommen, und die Sage erzählt, sie sitze noch heute in der unterirdischen Schatzkammer, hüte die Schätze und harre ihrer Erlösung.

180. Mutter und Kind im Karpenstein.

In den verschütteten Burgkellern des Karpensteins lagern heute noch die von den Raubrittern zusammengeschleppten Schätze. Viele hundert Tonnen Gold und große Haufen Edelsteine hat einst ein Weib darin erblickt. Alljährlich öffnet sich der Felsenkeller zu der Zeit, wo der Priester in der Kirche zu Landeck die Christnachtfeier hält.

Eine arme Witwe benutzte einst diese Stunde und begab sich mit ihrem einjährigen Knaben auf die Burg. Schon von weitem leuchtete ihr ein heller Lichtschein auf dem Berge entgegen, sie trat näher und war von dem vielen Golde fast geblendet. Als sie sich von ihrem Staunen erholt hatte, dachte sie daran, daß die Zeit zur Hebung der Schätze nur kurz sei, setzte rasch ihren Knaben auf den Fußboden und raffte von dem Golde eine Bürde zusammen. Noch kniete sie bei dem Schatze, da erklang ein unheimliches Dröhnen und Knarren im Berge. Sie sprang erschrocken auf und lief hinaus. Dann erst gedachte sie ihres Knäbleins und wollte zurückeilen. Aber mit Donnergepolter schloß sich vor ihren Augen der Eingang, und der Knabe war rettungslos ver-

loren. Die arme Witwe bereute nun, daß sie über dem Golde das Kind vergessen hatte, und war untröstlich. Sie hatte an nichts mehr Freude und schenkte das Gold den armen Leuten und dachte nur daran, am nächsten Weihnachten die Gebeine ihres Knaben aus dem Burgkeller zu holen. Endlich war wieder die Christnacht herangekommen, und die Witwe stand pünktlich in der Mitternacht vor dem Burgberge. Wieder öffnete sich krachend der Keller, sie trat hinein und schaute sich um, wo die Ueberreste des Kleinen liegen möchten. Aber das Kind saß fröhlich und munter an derselben Stelle, wo sie es gelassen hatte, und spielte mit einem goldenen Apfel, der an einem Zweige von Smaragd hing. Glückstrahlend ergriff die Mutter den Jungen und eilte fort, ohne die funkelnden Schätze auch nur zu berühren. Den Goldapfel verkaufte sie später und erhielt dafür so viel Geld, daß sie sich ein Anwesen kaufen konnte und aller Nahrungssorgen enthoben war.

Dieselbe Sage wird auch vom Schollenstein bei Landeck erzählt.

181. Die Schätze in den Kellern der Kningenburg.

In der Nähe des Dorfes Volpersdorf, auf dem Kningenberge, soll ehemals eine feste Burg gestanden haben, in der wilde Raubritter hausten. Sie haben viele Schätze zusammengeschleppt und in den Kellern der Burg vergraben. Eine reine Jungfrau, die in der Christnacht nach den Schätzen späht und eine angezündete geweihte Kerze in der Hand tragen muß, kann die Pforte zu dem verfallenen Burgkeller öffnen und nach Herzenslust Gold und Edelsteine zusammenraffen.

182. Der Schatz auf dem Bauernberge bei Hausdorf.

Wer den Feldweg am Kurtschacht in Hausdorf, Kreis Neurode, hinaufsteigt, gelangt auf den Querweg, der auf dem Bauernberge nach Centnerbrunn führt. Am Querwege

steht am Waldrande ein quadratisches, mit Eisenkreuz über drei Meter hohes Steinmal, dessen Wände vier Heiligenbilder zieren. Einem Schatzfunde schreibt die Sage die Entstehung dieser Rudolph Adolf-Kapelle zu, die nachweislich schon vor mehr als 100 Jahren ins Hausdorfer Tal hinabsah.

Vor über 100 Jahren sandte ein Bauer zwei Tagelöhner, Postler und Großmann (letzterer Pilzkalle genannt), an diese Stelle des Waldrandes, sie urbar zu machen. Beim Graben wurden die Männer von Rehen gestört, die, trotz des Verscheuchens in den Wald, immer wieder ängstlich um sie kreisten. Die Arbeiter wurden neugierig, was das Benehmen der sonst so scheuen Tiere zu bedeuten habe. Da stießen sie beim Weitergraben auf einen großen, eisernen, verschlossenen Kessel. Die Rehe verschwanden jetzt. Diesen Fund meldeten sie ihrem Brotherrn, der die Truhe in der Nacht mit zwei Pferden abholte und öffnete. Viele Münzen lagen darin und ein Dokument, das den Willen des vielleicht plötzlich verstorbenen Besitzers enthielt. Der eine Teil des Geldes sollte den Armen gehören, ein Teil der Errichtung einer Kapelle dienen, ein Teil dem Finder zufallen. Der Bauer gab den Tagelöhnern Abfindungssummen, ließ das Loch zuwerfen und am Fundorte das steinerne Kapellchen erbauen. Ob er den weiteren Willen des einstigen Schatzbesitzers erfüllte, ist unbekannt. Seit dem Schatzfunde traute er sich in der Dunkelheit kaum mehr aus seinem Gehöfte. Am Kreuze des Steinmals war ein Christuskörper angebracht. Er verschwand nächtlicherweise, so oft man ihn auch erneuerte. Irrlichter treiben um den Ort ihr Spiel, und ein Feuermann stieg von da öfters bis ins Dorf herab.

Der Bauer hat sich später wohl dem Satan verschrieben. Eine alte Frau Postler, die als Dienstmädchen bei ihm diente, hat den Gottseibeiuns öfters als Drache in den Schornstein fahren sehen. Er brachte dem Bauern Geld, und als sie eines Nachts nach einem solchen Besuch in seine Stube trat, sah sie den Tisch mit Goldstücken bedeckt, welche der Bauer zählte. Voll guter Laune schenkte er ihr eins. Einmal des Nachts scharrten vor der Haustür Pferde, und als sie öffnete,

standen zwei große fremde Rappen schnaubend vor ihr. Was nun weiter vorging, zu beobachten, verhinderte der Bauer, der ihr gebot, in ihre Kammer zu gehen.

183. Der Kriegsschatz im Ehrlich bei Hausdorf.

Zu den im Osten Hausdorfs gelegenen Kolonien gehört Ehrlich. Die Kolonie hat ihren Namen vor Hunderten von Jahren von den Erlen erhalten, die dort in großer Zahl gedeihen, müßte also eigentlich Erlich heißen. Indes hat ihr das h im Namen einmal zu einem Schatze verholfen, ohne daß sie es wußte.

Vor vielen Jahren, als schon Eisenbahnen im Lande fuhren, kam eines Tages ein Mann aus dem Rheinlande nach dem Ehrlich bei Hausdorf. Er fragte in der Kolonie hie und da vorsichtig, ob ein Schatz gefunden worden wäre und suchte eine bestimmte Stelle, ohne sie zu finden. Als er das Gewünschte nicht fand, ist er sehr traurig wieder fortgegangen. Aus seinem Benehmen und seinen Reden erkannten die Leute, daß zu Kriegszeiten einmal Soldaten im Orte gelegen hätten, die eine Kriegskasse gestohlen hatten. Sie hatten die Kasse in der Kolonie mit dem ehrlichen Namen an einem Orte vergraben, von dem aus sie drei Turmspitzen sahen. Das war das Wiedererkennungszeichen für den Schatzort. Mögen nun Not oder schlechte Reisegelegenheit oder Tod die Soldaten verhindert haben, den Schatzort eher aufzusuchen: als der die andern überlebende Wissende ihn abholen wollte, hatte sich durch Baumwuchs und sonstige Geschehnisse das Bild der Gegend so verändert, daß der Schatzsucher unverrichteter Sache wieder fortziehen mußte.

Später haben eines Tages drei junge Männer, darunter ein gewisser Loske, in der Kolonie Ehrlich Steinrücken weggeschafft, um Unland fruchtbar zu machen. Der Bauer Johann Hübner befand sich daneben auf seinem Felde. Da stießen sie auf einen harten, gewölbten Gegenstand. Der hinzugerufene Hübner gab ihnen den Rat, die Eisenplatte liegen zu lassen. Ueber den Mittag hat er den Geldkasten — denn als solcher entpuppte sich das Ding beim Ausgraben — mit Gespann

heimgeholt. Ob er darin viel oder wenig, wertvolle oder Scheidemünzen, gangbare oder nicht gangbare Münzen gefunden hat, ist unbekannt. Der alte längst verstorbene G.-Förster soll ihm auf einigen Reisen nach Breslau geholfen haben, das Geld umzuwechseln.

184. Mutter und Kind in der Felsenhöhle der Heuscheuer.

Von der Heuscheuer erzählt man, daß alle Jahre am Palmsonntage während des Absingens der Passion in den umliegenden Kirchen ein Felsentor sich öffne und so lange offen bleibe, bis der letzte Ton der Passion verklungen ist. Wenn man durch das Tor schreite, so heißt es, kommt man durch einen schmalen Gang in eine große Felsenhöhle, deren Wände von Edelsteinen schimmern und blitzen und auf deren Fußboden unermeßliche Schätze von Gold und Silber aufgehäuft sind. Als Hüterin des Raumes sitzt eine holde Jungfrau an einem Nähtrocken, damit beschäftigt, ein Hemd zu fertigen, an dem sie jedoch alljährlich nur einen einzigen Stich näht. Und wenn der letzte Stich getan sein wird, dann ist der jüngste Tag da.

Einmal ist eine arme Witwe mit ihrem kleinen Kinde am Palmsonntage hierher gekommen. Sie hoffte für sich und ihre zahlreiche Kinderschar durch ein gütiges Geschick sich so viel Reichtum zu erwerben, daß sie nicht mehr zu darben brauchte. Schon hatte sie das offene Tor durchschritten, da sah sie einen matten Lichtschimmer vor sich, dem sie folgte. Der Schein führte sie in den großen gewölbten Raum, sie sah die Schätze und das Geflimmer, sah die freundlich lächelnde Jungfrau am goldenen, mit Edelsteinen besetzten Nähtrocken und blieb verwundert stehen. Eine stumme Aufforderung von jener veranlaßte sie, ihr Kind zu Boden zu setzen und mit zitternden Händen ein mitgebrachtes Körbchen mit Kostbarkeiten zu füllen. Sie eilte hinaus, das Körbchen im nahen Gestrüpp zu verbergen und wollte eben ihr Kind holen, da fiel das Felsentor donnernd zu. Händeringend stand sie vor dem geschlossenen Felsen, aber alles Jammern war umsonst,

sie mußte voll bitterer Reue den Heimweg antreten. Wohl war sie durch den erbeuteten Schatz vor jeder Not mit ihren Kindern gesichert, aber der Gram um ihr kleines Kind nagte unaufhörlich an ihr. Sie konnte den Tag kaum erwarten, wo das Felsentor sich von neuem öffnen werde. Endlich kam er, sie stand mit klopfendem Herzen an der gleichen Stelle, und wie Musik ertönte ihr das Dröhnen des sich entfaltenden Felseneingangs. Alle glitzernden Schätze ließen sie kalt, sie stürzte nur auf ihr Kind zu, das ihr die Jungfrau lächelnd wies. Es war frisch und gesund, wie sie es hingesetzt hatte und spielte mit einem Apfel. Glücklich erreichte sie den Ausgang und sah sich am Ende allen Kummers.

185. Die Mutter mit ihrem Kinde im Hummelberge.

Tief unten in den Kellern des Hummels liegen die Schätze, welche die Raubritter dort aufgestapelt haben. Sie sind von bösen Geistern bewacht, und kein Mensch darf es wagen, sich ihnen zu nahen. Nur in der Christnacht ist es einer reinen Jungfrau und einem unbescholtenen Junggesellen gestattet, sie zu heben. Aber auch ehrbare Witwen sind dazu berechtigt, und es ist noch keine hundert Jahre her, da hat eine junge Witwe den Versuch gemacht, die Hummelschätze zu heben. Sie war arm und darbte mit ihrem kleinen Knäblein. Da kam ihr die Idee, in der Christnacht zur Burg hinaufzusteigen. Sie setzte ihr Kind bei den Schätzen im Burgkeller nieder, raffte von dem blinkenden Golde eine große Bürde auf und schleppte sie hinaus. Dabei hatte sie aber vergessen, daß die Pforten sich mit dem Schlage der ersten Morgenstunde schließen, und gewahrte mit Entsetzen, daß hinter ihrem Rücken die Kellertür zufiel. Ihr Knäblein saß im Schatzkeller, und sie stand bei den errafften Schätzen am Hummelberge. Weinend schleppte sie ihre Reichtümer heim. Sie hätte sie gern für die Rettung ihres Kindes hingegeben, aber niemand wußte Rat. Nur ein berühmter Geisterbanner erklärte, daß der Knabe an der nächsten Weihnacht gesund und munter im Berge sitzen werde. Und so war es

auch; die Witwe fand nach Jahresfrist ihr Kind, das die Hummelgeister gut gepflegt hatten, wieder, und ihr Glück war vollständig. Hätte sie aber den Knaben nicht wieder gefunden, so wären die gewonnenen Schätze ihr gleichgiltig und wertlos gewesen.

186. Die Venediger und Jakob Wimmertalek im Goldenen Stollen.

Bei Reinerz am Fuße der Hohen Mense zwischen ihr und dem Torfmoore der Seefelder befindet sich der sogenannte Goldene Stollen mit seinen schwer zugänglichen Tropfsteinhöhlen und unterirdischen Gängen. Nach dem Volksglauben sind dort verwünschte Goldschätze in Fülle vorhanden, aber nicht jeder versteht sie zu heben oder zu entzaubern. Mehr als einmal sind welsche Zauberer oder Venediger dorthin gekommen und haben sich dort unermeßlichen Reichtum geholt. Von einer solchen Fahrt weiß die Sage näheres.

Einmal traf ein Müllergeselle, Jakob Wimmertalek, dessen Heimat Janik (Jauernick) im Hummeldistrikte war, auf seiner Wanderschaft in weiter Ferne abends in einer Herberge mit drei Welschen zusammen. Im Laufe des Gespräches erfuhren sie von ihm seine Heimat und fragten ihn, ob er den „Goldenen Stollen" kenne und, als er ihnen das bejaht hatte, ob er ihnen den Weg dorthin zeigen könne. Das könne er, denn er sei oftmals dort gewesen, sagte er. Dann fragten sie noch, wie weit das wäre und nach welcher Richtung man reisen müsse. Unter solchen Gesprächen war es schon sehr spät geworden, und alle drei legten sich auf eine Streu zum Schlafen nieder. Als der Bursche am andern Morgen erwachte, sah er sich zu seiner Verwunderung in einer ganz andern Gegend, er befand sich mit den Welschen in einem Walde. Aber seine Verwunderung wurde noch größer, als er von ihnen erfuhr, daß sie in der Nacht über 100 Meilen geflogen seien und sich nun in seiner Heimat befänden. Und in der Tat erkannte er, als er sich umschaute, die ihm wohl bekannten Steige und Wege in der Gegend des Goldenen Stollens. Jakob führte die drei Männer, wie sie es wünsch-

ten, vollends zu der Stelle, wo sich der Eingang befand. Als sie den Felsen beschaut hatten, wo ein moosbewachsener Spalt sich öffnete, fragten sie ihn, ob er mit ihnen in das Loch einfahren wolle. Jakob schien bedenklich, denn er dachte an das, was man sich in der Gegend vom Goldenen Stollen erzählte, daß ein schwarzer Hund die Schätze bewache, daß Menschen zwar eingefahren, aber nicht wieder ausgefahren seien. Sie aber redeten ihm gut zu, Schaden werde er nicht davon haben, er müsse es nur so machen wie sie und kein Wort sprechen, möge kommen, was wolle. So war er denn bereit. Erst hieben sie einen Baum um, steckten ihn durch den Spalt hinab und stiegen auf den Aesten wie auf einer Leiter hinunter. Als sie festen Grund fanden, waren sie in einer abgeschlossenen, ziemlich geräumigen Höhle. Da zündete einer der Welschen eine schwarze Kerze an, nahm ein Buch aus seinem Reisesacke und las daraus einige für den Burschen unverständliche Worte. Alsbald sprang die Felsenwand, vor der sie standen, auseinander, und es zeigte sich eine verschlossene eiserne Türe. Der Welsche trat mit Kerze und Buch an sie heran, las wieder einige Worte, und sie tat sich augenblicklich auf. Die Vier traten in einen langen, schmalen Gang, der sie zu einer zweiten, ebenfalls verschlossenen, eisernen Tür führte. Nach einigen Zauberworten sprang sie blitzschnell auf. Der Gang wand sich nach der linken Seite hin bis zu einer dritten Tür, vor der ein großer schwarzer Hund mit glühenden Augen lag. Wieder las der Welsche einige Sätze, und zähnefletschend schlich das Tier beiseite und gab die Tür frei. Auch diese mußte erst wieder durch Zaubersprüche geöffnet werden. Sie traten nun in ein langes geräumiges Gemach, an dessen Deckenwölbung zahllose goldgelbe Zapfen hingen. Hiervon schlugen die Welschen mit Hacken so viel ab, als sie in ihren Reisesäcken fortbringen konnten, und auch Jakob füllte den seinigen. Als sie sich dem Ausgange zuwendeten, erschrak Jakob ordentlich, in einer Ecke des Felsengewölbes saß ein Mann. Er hielt ein Beil in einer Hand, stützte den Kopf mit der andern, die auf seinem Knie ruhte, regte sich nicht und schien zu schlafen.

Er war, wie die Welschen ihm später erzählten, vorzeiten ebenfalls in den Goldenen Stollen eingedrungen, um sich von den Schätzen einen Teil zu holen, hatte aber etwas dabei versehen und mußte deshalb ewig hier unten bleiben und schlafen. Man konnte ihm nicht helfen; die vier Genossen aber kamen glücklich, wie sie gekommen waren, durch alle Türen hindurch, die sich hinter ihnen schlossen, und stiegen mit Hilfe des eingelassenen Baumes ans Tageslicht.

Was die Welschen erbeutet hatten, war ein unermeßlicher Reichtum. Auch Jakob hatte genug des Goldes. Nun fragten ihn seine Begleiter, ob er mit ihnen kommen wolle, dorthin, wo er sie zuerst getroffen. Das wollte er nicht, er wollte in seiner Heimat bleiben. Da bedeuteten sie ihm, daß er mit den goldenen Zapfen nichts anfangen könne, das sei verwünschtes Gold. Es in brauchbares Gold umzuwandeln, sei nur ihnen möglich, sie könnten das nur in ihrer Heimat. Er möge ihnen daher seine Ausbeute überlassen, sie würden ihm dafür 300 Dukaten geben, mehr hätten sie leider nicht bei sich. Sie würden auch nicht mehr nach hier kommen, denn sie hätten genug für sich, ihre Kinder und Enkel. Jakob nahm das Geld an und dankte den Welschen. Er sah noch, wie sie sich vor seinen Augen auf ihre Mäntel setzten und durch die Luft davonflogen. Er aber wandte sich frohen Mutes seinem Dörfchen zu.

II. Geschichtliche Sagen.

Siedlung.

187. Woher der Name der Stadt Glatz kommt.

Unter den verschiedenen Ableitungen, die Aelurius in der Glaciographia anführt, ist nur eine, die auf Volkstümlichkeit Anspruch hat. Sie geht davon aus, daß der Name ursprünglich „Klotz“ gelautet habe. Aelurius erklärt dann:

„Ehe Glatz zum Marktflecken ist worden, ist am selben Orte lauter Busch und Wald gewesen. Als aber in der folgenden Zeit Menschen allda wohneten und die Bäume mehrenteils ausgerodet worden, hat mitten auf dem Platze, wo jetzo der Markt ist, ein großer Eichenklotz, ein Stammteil von einem dicken Baum, gestanden, der überblieben war, da man das Holz fällete und ausrodete und hierdurch Raum machte zu bequemer Wohnung der Menschen. Wenn nun die Leute von nahen Dörfern und Flecken mit ihren Waren zu Markte gingen, und man sie unterwegs fragte: wohin? gaben sie zur Antwort: Zum Klotz.“ So sei der Name Glatz entstanden.

Die Volkstümlichkeit dieser Ableitung bezeugt Aelurius selbst mit den Worten, daß er sich gar wohl zu erinnern wisse, „wenn man unter dem Böhmischen Tore, da es geschlossen wird, aus- oder eingehet und Achtung darauf giebet, siehet man in der Höhe einen Klotz an der Mauer, in einen Stein ausgehauen, eingemauert; dabei wird den Fremden vermeldet, daß es der Stadt Merkzeichen sei und bedeute, daß dieselbe von einem Klotz ihren Namen empfangen habe.“ Dann fährt er weiter fort: „Ferner weiß ich mich auch dieses zu erinnern, daß am Rathause, der Taberne gleich über, in die freie Luft heraus ein Stock oder Klotz hanget, welches man auch einander als ein besonderes Merkzeichen der Stadt zeiget, mit Vermeldung, daß die Stadt ihren Namen von einem Klotze herhabe.“

Eine etwas andere Erklärung ist folgende:

Nach der bis auf unsere Zeit (1789) fortgepflanzten Sage soll der Name der Stadt Glatz von den hier im Walde liegenden Klötzern entstanden sein, wo die Fuhrleute (vielleicht daß in dem Walde eine Herberge war) angehalten und ihre Wagen geschmiert haben. Zum Andenken sei eine

Wagenschmierbüchse in Stein ausgehauen und an dem einen Pfeiler am Rathause angebracht. Dies Denkmal ist wirklich noch zu sehen.

Auf „Klotz" geht der Name auch in folgender Sage zurück:

Die heidnische Fürstin Valiska, welche die ersten Anfänge des Glatzer Schlosses erbaut haben soll, belustigte sich einst mit ihrem Bräutigam damit, von dem Eichberge (dem heutigen Kranich) einen großen Klotz den Berg hinabzurollen. Ueber den rasenden Lauf des unförmlichen Holzblocks soll sie so entzückt gewesen sein, daß sie fortan den Ort, wo er liegen blieb und eben die neue Ansiedlung entstand, „Klotz" nannte, woraus später die Ansiedler „Glatz" machten.

188. Der Ursprung von Glatz.

Die Entstehung der Stadt ist geschichtlich in Dunkel gehüllt; denn die Berichte Hosemanns über diese älteste Zeit sind Erfindungen.

In den handschriftlichen Chroniken, die dieser Abraham Hosemann (Hoßmann) für eine Reihe schlesischer Städte verfaßt hat, kehrt das Märchen von einer Gründung des Ortes durch einen römischen Obersten Luca, nach dem er seinen ersten Namen erhalten habe, sowie von der Ungarnschlacht und der Erhebung des entstandenen Marktfleckens zur Stadt durch Heinrich I., den Vogler, immer wieder. Der geistige Verkehr zwischen den Städten muß damals (um das Jahr 1600 herum) nicht lebhaft gewesen sein, daß man nicht sogleich den Betrug entdeckte. Hosemanns Fabeln wurden vielmehr weit über ein Jahrhundert geglaubt und immer wieder, selbst von ernsthaften Geschichtsschreibern als Tatsachen angeführt und verbreitet, bis endlich Thebesius ihn entlarvte. Seitdem ist er für die Geschichtsforschung tot.

Anders muß sich die Sagenforschung zu ihm stellen. Seine solange geglaubten*) Erfindungen erzeugten eine sich fortpflanzende

*) Bis ins 19. Jahrhundert hinein dauerte dieser Glaube, selbst noch in Geschichtswerken, wie Meylandskys Chronik von Leobschütz.

literarische Sage, die auch ins Volk eindrang, namentlich wenn sie mit bereits vorhandenen Anschauungen des Volkes zusammentraf. Die Volkssage schöpft auch aus trüben Quellen, und darum können sie hier nicht ganz übergangen werden.

1. Die Gründung von Glatz durch den Römer Luca.

Der älteste gedruckte Bericht über diese Gründung findet sich bei Aelurius. Nachdem Aelurius in seiner Glaciographia erklärt hat, daß es einer Stadt zur Zierde gereiche, wenn sie sehr alt sei, und dies gerade bei Glatz zutreffe, (Cosmas, Hagerius und Bonfinius erwähnen sie schon), fährt er fort:

„Sonst lese ich auch in einem manuscripto*), daß die Stadt Glatz umbs Jahr Christi 300 sol haben ihren Anfang bekommen von einem Römischen Kriegs-Hauptmann, mit Namen Luca, denn als derselbe in Römischer bestallung mit einem Fahn Kriegßvolk umb diese Gräntzen und Orthe, wo jetzo Glatz stehet, in besatzung lag und die Landes-Einwohner unter der Römischen devotion durch sein gegenwart und gewalt hielt: Habe er ihm die Bequemigkeit des Orths Glatz also belieben lassen, daß er auch dahin vor sich und seine Soldaten Wohnungen und Häuser auffgebawet hat, darinnen sie ihre Quartier gehalten haben. Durch solchen anfang und erbawung sey der Ort Glatz bald zu einem Marckflecken worden, welcher hernach eine zeitlang von seinem ersten fundatore Luca auch den Namen Luca sol bekommen und behalten haben.

Mit diesen Worten des manuscripti halten es noch etliche Bürger heut zu Tage in der Stadt Glatz und meynen, daß ihre Stadt auff jetzt erzehlte maß und weise ihren Anfang überkommen habe. Weil denn nun diese jetzt erwehnte Geschicht bey etlichen ein angenehme opinion oder meynung ist, begehre ich ihr nicht frey zu widersprechen."

Aelurius begründet vielmehr auf den folgenden Blättern die Haltbarkeit dieser „Meinung" und läßt sie als solche gelten, ohne einem andern Urteil vorzugreifen (S. 24).

*) Es ist Hosemanns handschr. Chronik von Glatz.

2. Ungarnschlacht und Erhebung des Marktfleckens Glatz zur Stadt durch Heinrich den Vogler.

Kaiser Heinrich hatte den einen Haufen der Ungarn bei Merseburg (933) geschlagen, die wollten jetzt wieder nach Ungarland, woher sie gekommen waren. Weil ihnen aber vom Kaiser und seinem Beistand alle Straßen verhauen und die Pässe verrannt waren, mußten sie sich nach Böhmen und durch das Wendenland nach Schlesien wenden. Da sie die Absicht hatten, aus Schlesien ihren Weg durchs Gesenke zu nehmen, so sammelten sie sich vorher beim Marktflecken Luca, damit sie stark genug wären, wenn es beim Durchzuge noch einmal zum Schlagen käme. Die Ersten mußten also auf die andern warten und dabei haben sie in der Umgegend reiche Beute gemacht und allerlei Uebeltaten begangen. Das hatte der Kaiser erfahren, und so schickte er ihnen einen Haufen Kriegsvolk nach, die auch den flüchtigen Haufen der Ungarn bei dem Marktflecken Luca „und im Revier herum bis an den Ort, wo jetzt Münsterberg steht", noch antrafen. Die Kaiserlichen wollten ihnen die Beute wieder abjagen und wegen ihrer Schandtaten sie möglichst vernichten. Es kam zur Schlacht. Gott stand den Christen bei, „daß sie nun zum andern Mal an den Ungarn zu Rittern wurden und um das Revier zwischen Glatz und Münsterberg sie vollends bis aufs Haupt fast erlegten", auch ihnen allen Raub wieder abnahmen.*) Dabei fingen sie den Obersten der Ungarn mit Namen Glotzar, der sich bei der Niederlage seines Volkes versteckt hatte und hervorgezogen wurde, und den schickten sie an den Kaiser, um die Botschaft des Sieges zu bestätigen. Der Kaiser aber ließ ihn an einen Baum hängen.

Kaiser Heinrich hat zu ewig währendem Gedächtnis des Sieges an demselben Ort, wo die Schlacht mit den Ungarn stattgefunden, etliche Städte erbaut. Da hat er nun befohlen, daß man aus dem Marktflecken Luca eine Stadt baue, die von Glotzar, dem Obersten der Ungarn, den Namen Glatz erhalten solle. Er hat auch befohlen, die Stadt Münsterberg

*) Aelurius verlegt die Schlacht ins Jahr 934.

zu erbauen. Und er hat zur Erbauung dieser Städte einen Teil von den Silberkuchen und anderer ansehnlicher Beute, die den Ungarn abgenommen worden war, ebenso einen Teil des jährlich von den Ungarn zu fordernden Tributs verwenden lassen.

189. Woher Schlegel seinen Namen hat.

Nach einer in dem Turmknopfe der im Jahre 1885 abgebrochenen alten Pfarrkirche vorgefundenen Chronik (Schlegeler Pfarrarchiv), welche aber erst am Ende des vorigen Jahrhunderts niedergeschrieben worden ist, soll Schlegel zu Ausgang des ersten Jahrtausends nach Christi Geburt entstanden sein. Ein Hunne (!), welcher sich nach einer großen, 46 stündigen Schlacht (936) geflüchtet hatte, soll im jetzigen Niederdorfe, wo früher dichter Wald stand, in der Nähe der Steinfelsen sich eine Hütte gebaut, Holzschlägel und grobe Holzwaren verfertigt und mit ihnen einen Handel nach Schlesien getrieben haben. Von diesen Holzschlägeln habe das Dorf Schlegel den Namen.

Dieser bloßen Sage gegenüber ist so viel sicher, daß das Dorf Schlegel schon im Jahre 1330 vorhanden war. (In Libro proscriptorum in curia Glacensi.)

190. Melling das älteste Dorf in der Grafschaft Glatz.

Melling soll laut den Glätzischen Chroniken das älteste Dorf in der Grafschaft sein, und ehedem soll ein Wirtshaus hier gestanden haben, in dem die Böhmen besondere Vorrechte gehabt haben, deren Sprache auch noch unlängst darin üblich gewesen.

191. Ehemalige größere Ausdehnung von Habelschwerdt.

Ehedem soll Habelschwerdt, wenigstens dessen Vorstädte, von weit größerem Umfange gewesen sein. Das Dorf Krotenpfuhl soll noch zur Vorstadt gehört haben und mit ihr durch ein schönes zwischenliegendes Dorf, Dittersbach genannt, ver-

bunden gewesen sein, das aber im Hussitenkriege gänzlich zerstört und also Krotenpfuhl ganz und gar von der Stadt abgesondert worden sein soll. Doch steht der Ort noch unter der städtischen Verfassung und gibt Firaccis (1789). Die Gegend, wo sonst Dittersbach stand, heißt jetzt „Auf den Wiesen". Da die Urkunden hierüber im 30 jährigen Kriege verbrannt sind, muß man sich mit der Ueberlieferung begnügen.

192. Woher der Name Habelschwerdt.

1. Man meint, der Name Habelschwerdt sei so viel wie Habels Schwäher. Der Name soll folgenden Ursprung haben: Ein Mann mit Namen Habel hat vor langen Zeiten zu Glatz am Schloßberge gewohnt. Sein Weib soll eines Mannes Tochter gewesen sein, der an demselben Orte, wo jetzt die Stadt Habelschwerdt steht, gewohnt hat. Wenn nun die Fuhrleute, Botenläufer und andere auf der Straße gefragt wurden, wohin sie reisen wollten, gaben sie zur Antwort: Zu Habels Schwäher; denn bei ihm pflegten Fuhrleute, Botenläufer und andere zu herbergen. Davon ist der Stadt der Name Habelschwerdt bis auf den heutigen Tag geblieben.

2. Nach einer anderen Sage hat die Stadt ihren Namen von „Habelswarte" erhalten. Es soll nämlich einer der Landesherren als ältestes Gebäude auf dem Hoppenstein oder jetzigen Stadtberge einen festen Turm errichtet haben, eine Warte, die erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts vom damaligen Kämmerer Ehrenberg um 30 Fuß erniedrigt und zu einem bürgerlichen Wohnhause (Nr. 116) eingerichtet wurde. Dieser Turm, der Kammerstein, Gaffenstein und später die Vogtei genannt, war ein viereckiges, 90 Fuß hohes, unbedecktes Gebäude mit sehr starken Mauern, Zinnen und Brustwehr und zwei kleinen Türmchen, mit Feuerkesseln, eins gegen Süden und eins gegen Norden, die zu Feuerlosungen gedient haben mögen. Von dem Wärter oder Wächter dieses Turmes soll der Turm den Namen Habelswarte erhalten haben und davon im Laufe der Zeit die Stadt Habelschwardt, Habelschwerdt genannt worden sein.

193. Woher Verlorenwasser und Hohndorf ihre Namen haben.

Die Bewohner des Dorfes Buchenwalde, am Abhange des Heidelberges, lebten mit ihren Nachbarn in Lindenthal wegen der Wasserquelle, um die beide stritten, in Feindschaft. Darob beschlossen diese in aller Stille, jenen einen Streich zu spielen. Im Dunkel des Waldes zogen sie einen Graben von jener Quelle, die ihr Wasser nach Buchenwalde entsendete, ihrem Orte zu, um dadurch das Wasser abzuleiten. So mühselig auch die Arbeit war, der Gedanke an das baldige Gelingen des Werkes verlieh ihren Armen stets neue Kraft. War der Graben erst fertig, dann hörte das Klappern der Mühle und des Sägewerkes in Buchenwalde auf und Angst und Bestürzung mußte sich der Bewohner bemächtigen. Doch es kam nicht so weit. Die Buchenwalder entdeckten noch rechtzeitig das Vorhaben ihrer Nachbarn und verhinderten diese durch starke Wachtposten an der Vollendung des Grabens. Buchenwalde aber hieß von jener Zeit ab, wie es die Nachbarn bereits in ihrem Sinne genannt hatten, Verlorenwasser, während Lindenthal von den Gegnern zum ewigen Gedächtnis den Namen Hohndorf erhielt, weil seine Bewohner den Feinden zum Hohne jene verderbliche Tat zu vollbringen gesucht hatten. Längst herrschte Friede und Eintracht zwischen den Bewohnern beider Ortschaften, aber noch lassen sich unterhalb des Heidelberges die Spuren des quer über mehrere Besitzungen führenden Grabens nachweisen, der von der ehemaligen Feindschaft Zeugnis gibt.

194. Woher der Name Langenbrück.

Das Dorf Langenbrück an der Erlitz hat ehedem die „lange Brücke“ geheißen, weil der lange Dorfweg früher so sumpfig gewesen ist, daß er vollständig überbrückt werden mußte. Als die armen Bewohner diese Arbeit angefangen hatten, aber aus Geldmangel nicht weiter führen konnten, sollen die Heinzelmännchen sich verdienstlich gemacht und das angefangene Werk in einer Nacht vollendet haben. Heute ist von dieser Brücke allerdings nichts mehr zu sehen.

195. Die Entstehung der Stadt Mittelwalde.

Die Stadt Mittelwalde in der südlichen Spitze der Grafschaft Glatz soll sehr alt und auf den Trümmern einer zerstörten Stadt, die sich ehemals bis an den früheren Galgen ausdehnte, entstanden sein. Es wird erzählt, daß auf der großen Verkehrsstraße, die Böhmen und Polen verband, an der Stelle, auf der die heutige Stadt erbaut ist, eine einsame Straßen- und Waldschenke (oder ein Jagdschloß) gelegen habe, um die sich später andere Ansiedelungen lagerten.

Aus dieser Lage mitten im Walde soll der Name der Stadt entstanden sein.

196. Die Angsthäuser bei Mittelwalde.

In der Nähe von Mittelwalde liegen die Angsthäuser. Sie sollen ihren Namen von der Angst erhalten haben, die hier nächtliche Wanderer ausstehen mußten. Wenn nämlich des Nachts jemand von Mittelwalde kam oder dorthin ging, da kam der verwünschte Jude, der auf einem Schweine ritt, an ihm vorübergejagt, und das geschah so oft, bis der nächtliche Wanderer schweißdurchnäßt wieder in Mittelwalde ankam. In einer Nacht soll der wilde Reiter sogar einen kräftigen Mann niedergerissen haben, so daß er von der durchlebten Angst bald darauf in den Angsthäusern gestorben ist.

197. Die große Stadt auf den Saalwiesen.

An der Stelle, die heut die Saalwiesen geheißen wird (an der Landesgrenze oberhalb Wilhelmsthal), hat vor alters eine mächtige Stadt gestanden, die Salowien hieß. Nachdem die Stürme der Völkerwanderung spurlos an dieser großen Stadt vorübergegangen waren, brachen Slawen in das Land ein und verwüsteten es. Vor ihnen beschlossen die Salowiener zu fliehen, packten ihre bewegliche Habe auf und zogen zur Donau hinab, wo sie eine neue große Stadt bauten und zum Andenken an ihre verlassene Vaterstadt Wien nannten.

Als die Slawen in Salowien eindrangen, fanden sie Haus und Hof leer. Beutelüstern waren sie gekommen und leer mußten sie abziehen. Darüber ergrimmten sie so, daß sie die Stadt bis auf den Grund zerstörten, so daß heute kein Stein mehr von ihr zu finden ist.

Man sagt auch, daß die Salowiener vor den nahenden Feinden ihre Glocken zu verbergen beschlossen. In feierlicher Prozession führten sie diese von der Hochebene zu Tal und vergruben sie in der Erde. In der Nähe von Bielendorf soll das Geläute noch heute begraben liegen.

198. Wie der Name Ottenstein entstand.

Neben der Sage von der Schlangenjungfrau, derenwegen das Felsgebilde auch Otterstein genannt wird (Schles. Sagen I. S. 251), geht eine andere Sage einher, die an den Namen Otto anknüpft. Die Sage lautet:

Auf der Felsenhöhe bei Hausdorf, die man heute den Ottenstein nennt, stand einst ein ländliches Gebäude, das ein Mann mit Namen Otto samt Frau und 5 Kindern in glücklichem Familienleben bewohnte. Schwarzfleckige Rinder füllten den Stall und lieferten der Bäuerin nährende Milch für ihren Haushalt in Menge. Woher die Familie stammte, hat man nie erfahren, doch war sie von fremd hergekommen. Das Glück dieser einsam lebenden Menschen ward plötzlich zerstört. Es war zur Zeit des Schwedenkrieges, da drangen plündernde Scharen der Schweden in das Städtchen Neurode ein und trieben das Vieh aus der ganzen Gegend zusammen. Ein böser Mensch machte sie auf die Rinder aufmerksam, die oben auf der Höhe des Gebirges gehalten wurden. Unter Führung von einigen eingeborenen Männern, die die Feinde unter Drohungen zwangen, ihnen den Weg zu zeigen, erstiegen sie die Höhe und raubten den jammernden Bergbewohnern ihre kostbare Habe. Als sich Otto seines Besitztums beraubt und mit den Seinen der Not und dem Elend ausgeliefert sah, steckte er das leere Haus in Brand und floh. Wohin er gegangen ist, weiß man nicht. Wenn man aber

später die vernichtete Wohnstätte sah, sagte man immer: Das sind Ottens Steine. Und so entstand der Name „Ottenstein".

199. Die Zerstörung des Raubschlosses auf dem Quingenberge.

Bei Volpersdorf im Eulengebirge liegt der Quingenberg, auf dem noch einige Trümmer einer alten Burg zu sehen sind. Ueber die Zerstörung dieser Burg berichtet die Sage folgendermaßen:

Seit einiger Zeit schon hatten Räuber die Neuroder Gegend unsicher gemacht, aber man konnte nicht entdecken, wo sie eigentlich hausten. Denn sie richteten ihre Raubzüge stets in die Ferne und ließen die nächste Umgebung ihres Schlupfwinkels ungeschoren. Das Dörfchen Volpersdorf war damals nur im unteren westlichen Teile bebaut, das obere Tal war noch von Wald und Morästen erfüllt, wohin selten jemand sich verirrte. Nun hatten sich im Kretscham des Dorfes, wo an Sonn- und Feiertagen die Dorfleute zu Tanz und Zechgelagen zusammenkamen, bisweilen auch einzelne feingekleidete junge Männer eingefunden, die niemand kannte. Sie kamen spät abends, zechten mit, mischten sich auch unter die Tanzenden, bezahlten gut und verschwanden dann wieder plötzlich. Unter den Tänzerinnen befand sich auch eine Magd, die beim Müller im Lögengrund (Löwengrund) diente. Ihre Schönheit hatte bald die Aufmerksamkeit der fremden Herren auf sie gelenkt, sie zeichneten sie besonders aus, schenkten ihr auch Geld und drangen schließlich in sie, mit ihnen zu gehen. Das Mädchen aber war schlau genug, sich nicht betören zu lassen, und vermutete ganz richtig, daß hinter diesen Fremden die Räuber sich verbergen möchten. Sie beriet sich zuerst mit ihrem Brotherrn, andere kluge Männer des Dorfes wurden mit zu Rate gezogen, und man vereinbarte schließlich einen Plan, wie man der Räuber mit Hilfe des Mädchens habhaft werden könnte. Sie sollte zum Schein auf den Wunsch der Fremden eingehen, Furcht brauche sie nicht zu haben, man werde sie

schon zur rechten Zeit befreien, nur müsse sie den zurückgelegten Weg für die Verfolger kenntlich machen.

Als der nächste Sonntag herankam, waren die unbekannten Herren wieder da und erneuerten ihren Antrag dringender, daß das Mädchen ihnen folgen solle. Sie ging darauf ein, hatte aber ihre Taschen mit Erbsen gefüllt und ließ nun auf dem Pfade, wo sie gingen, von Zeit von Zeit einige Erbsen fallen. Man führte sie auf wilden Wegen ins Gebirge, und schließlich standen sie vor einer Burg. Die Dorfbewohner hatten sich heimlich bewaffnet und folgten der Spur, die durch die verstreuten Erbsen kenntlich war. Nun lagen sie vor der Burg im Walde auf der Lauer und warteten auf das Zeichen, das sie mit dem Mädchen verabredet hatten. Lange lagen sie so und wurden schon ungeduldig; es war doch dem Mädchen kein Unglück geschehen? Da sahen sie, wie sie ans Fenster trat und laut hinausrief: „Ach, so lange!“ Sie hörten, wie die Räuber lachten und höhnten. Da hielt sie nichts mehr, mit lautem Ruf stürzten sie heran, zerstießen den Riegel des Tores und drangen in die Burg ein. Erst waren die Räuber erschrocken und standen ratlos, bald aber faßten sie sich, und es kam zu einem blutigen Handgemenge. Aber die Dörfler waren in der Ueberzahl, und schließlich lag die ganze Räuberbande erschlagen zu ihren Füßen. Während des Kampfes war das Mädchen entsprungen und hatte sich versteckt. Jetzt trat sie hervor und wurde jubelnd begrüßt. Die ganze Burg wurde bis auf den Grund zerstört und die Trümmer in die Tiefe gestürzt. So war es gelungen, das Räubernest zu bezwingen, und bis zum heutigen Tage heißt der Berg der Quingenberg. *)

200. Entstehung und älteste Geschichte der Stadt Wünschelburg.

Die Stadt Wünschelburg, auf böhmisch Hradek oder Hrodka d. i. kleine Burg, war ohne Zweifel in frühester

*) Im Volksmunde Quingaberg. Auch Klingenberg genannt. Zerstört Ende des 15. Jahrhunderts.

Zeit ein castrum.*) Daß zuerst an dem Ort ein Jagdschloß gestanden, wo die Burggrafen ihre „Wünsche" hinsichtlich der Jagd befriedigen konnten, ist nur ein volkstümlicher Versuch, den Namen zu deuten. Dieses Jagdschloß soll später käuflich an die Stadt übergegangen und zum Rathause eingerichtet worden sein.

Die Stadt soll schon vor 1200 bestanden haben und viel umfangreicher als jetzt gewesen sein. Auch soll die Stadt ein kleines Kloster, das den Johannitern gehörte, gehabt haben, das 1469 von den Truppen des Königs Matthias zerstört worden sei.

201. Ursprung und Name der Stadt Reinerz.

In der Reinerzer Gegend soll schon in alter Zeit Bergbau getrieben worden sein, wo im Ton- und Glimmerschiefer erzführende Gänge aufsetzten, und diesem Bergbau verdankt der Sage nach Reinerz sein Dasein und seinen Namen.*) Anderthalb Stunden von der Stadt, gegen Südost, bemerkt man noch jetzt einen Bingenzug, auf welchem die Hauptgrube „Das goldene Stiel" baute. Sie wurde aber verwünscht, und seitdem verschloß sich ihr Segen, und es heißt, nur dem werden sich ihre Schätze wieder auftun, der, mit allen Vorzügen des Geistes und Herzens begabt, sich in den Besitz des Lösungsspruches gesetzt hat. Auch ist überliefert, daß von den ehemaligen Eisenhämmern der eine an der Stelle der zweiten Reinerzer Papiermühle, der andere da, wo jetzt die Walkmühle von Vorder-Kohlau liegt, gestanden haben.

202. Der Untergang des Hummelschlosses.

Das Hummelschloß, das seinen Namen von Homole, dem ersten Besitzer, erhalten hat, hieß später Landfried und

*) Der Name Burg haftet noch an einem Gebäude in der Braunauer Straße. Man will wissen, daß dies die alte Wünschelburg gewesen sei. Anderer Sage zufolge soll es das Schloß der Erbvögte gewesen sein, die für die abwesenden Herrn der Wünschelburg das Städtchen verwalteten und die Gerichtsbarkeit ausübten (Klose, Sagen der Grafschaft Glatz 1888 S. 96 Nr. 3).

* Das ursprüngliche Dorf hieß Duschnik. Der Name Reinerz geht auf den Namen Reinhard zurück (Reinhardi Villa, oppidum Reinhardi 1366).

war im 16. Jahrhundert von Raubrittern bewohnt. Im Jahre 1595 hieß es schon das „wüste Schloß".

Im Jahre 1653 war schon die Sage allgemein, daß es in den Ruinen spuke. Menschen, die man tot oder noch lebend, aber sehr zerkratzt, auffand, wurden für eine Beute des Teufels und seiner Gesellen gehalten. Personen, die aus Lewin kamen, um Pilze zu suchen, wollen einen Bären gesehen haben. Man hat auch nach Schätzen gegraben. Beinahe in der Mitte des Platzes, nordwärts vom Turme der Ruine, ist eine kleine Vertiefung auf der Fläche, die von den benachbarten Bewohnern die Küchenöffnung (Küchenloch) genannt wird. Man hat hier in den letzten Dezennien des 18. Jahrhunderts eingeschlagen und eine Küche gefunden. Der Bau wurde aber bald aufgegeben, da man böse Wetter befürchtete. Daher wurde das Mundloch mit Brettern und etwas Erde bedeckt.

Eine Sage schrieb den Spuk, im Anschluß an den Namen „Hummelschloß", den in Hummeln verwandelten letzten Bewohnern zu:

Der letzte Raubritter mit seinen zügellosen Söhnen hat eben einen Zug von Wagen abgefangen. Aber wie sie die Deckel der Kasten aufschlagen, steigen plötzlich zu ihrem Schrecken geharnischte Ritter hervor, so groß wie Riesen, und schwingen ihre Schwerter. Es kommt zum Kampf, aber an den Waffen der Ritter zersplittert ihre Wehr, sie stehen einem Wunder gegenüber. Da reißen die Söhne auf der Flucht den Vater mit, kaum aber haben sie die Burg erreicht, da stürzt diese zusammen und begräbt den letzten Raubgrafen mit seinen Kindern unter ihren Trümmern. Noch heute hört man über ihrer Gruft ein Summen in der Luft, wie wenn wilde Hummeln brummten, und davon heißt die Ruine das Hummelschloß.

203. Die Entstehung des Baudendorfes Grunwald bei Reinerz.

„Vor ein paar hundert Jahren — es mag wohl zur Zeit der Maria Theresia gewesen sein — da war hier, wo

Grunwald liegt, alles Wald. Da ist einmal in Kaiserswalde unten ein Waldbrand aufgekommen, und es hat tagelang gebrannt bis hier herauf.*) Seit der Zeit ist kein rechter Wald mehr aufgekommen. Oben aber, ganz hoch an der Lehne, wo noch Bäume gestanden haben, da hat sich ein Mann eine Hütte gebaut. Der war über die Grenze herübergekommen aus dem Böhmischen. In Prag war er eingesperrt gewesen, ich weiß nicht weswegen. Dort ist er ausgebrochen und hat hier Zuflucht gefunden. Die Förster haben ihn nicht behelligt, weil sie einen Waldarbeiter gut gebrauchen konnten. Das ist der erste Ansiedler gewesen, und bald sind andere gekommen, die irgendwo nicht gut getan hatten und verfolgt wurden, die haben sich auch angebaut. Und so ist die Ortschaft entstanden. Und weil der erste Grun geheißen hat, hat man sie Grunwald genannt. Sie haben dem Staate als Holzfäller und überhaupt als Arbeiter im Walde gedient, und dafür hat er jedem sein Ackerstück abgemessen, wo er sein Anwesen haben durfte. Mein eigenes Anwesen ist das letzte gewesen, es ist 1752 vermessen worden."

204. Der Ursprung der Stadt Lewin.

An der großen Verkehrsstraße, die in uralter Zeit schon durch die Grafschaft Glatz führte, von Böhmen her über Nachod, Kladsko (Glatz) und Schloß Bardun (Wartha), war nur selten ein Wirtshaus zu treffen. Aber dort, wo jetzt Lewin steht, lag eins. Es ist der Ursprung des späteren Fleckens geworden, der im 13. Jahrhundert zur Stadt heranwuchs.

205. Woher die Stadt Lewin ihren Namen hat.

Aelurius schreibt in seiner Glaciographia 1625 „Lewin, Lefin oder Löwin a leone" und fährt fort: „Heutzutage meint

*) Im Jahre 1790 hat ein Waldbrand, der im südlichen Teile der Seefelder entstand, einen Teil des Holzbestandes zerstört. Aber auch in früherer Zeit haben mehrfach verheerende Waldbrände die Gegend heimgesucht. Vgl. Beiträge zur Naturdenkmalspflege Bd. VI Heft 2, 1919 S. 138.

man, daß das Städtlein seinen Namen herhabe von den Löffeln, weil fast alle Leute Löffelmacher sind, wie denn jedermann bekannt ist, daß die Lewinischen Löffel sehr beschrien sind und die Lewinischen Löffelleute sie durch die ganze Christenheit austragen und verkaufen. Ja sie holen in Welschland und andern fernen Landen das teuerste Holz mit großen Unkosten, nämlich Cypressen- und Sandel- und anderes köstliches Holz.

Es ist auch heutzutage eine Tradition der Einwohner, daß dieser Ort seinen Namen von einer Löwin erhalten habe, die man einst in dieser Gegend, als sie noch ganz mit Waldungen bedeckt war, gefunden haben soll."

Bau.

206. Der Bau der Frimburg.

Der „Frummrich", auf böhmisch Radek, ist ein kleines Städtchen, eine gute Stunde von Brzesowie entfernt, drin im Böhmischen. Nicht weit vom „Frummriche", schier im Walde, steht auf einem Felsen ein verfallenes Schloß; die Ringmauer, ein tiefer Brunnen, ein dicker Turm, unten mit angebauten Gewölben, ist davon noch zu sehen.

Früher, vor vielen hundert Jahren, war in jener Gegend noch lauter Wald bis weit ins Land hinein. Der gehörte zu der „Opôtscher" Herrschaft (Opotschno in Böhmen), wie noch heute. In Opotschno hat die Herrschaft ein Schloß, das gehört jetzt dem Fürsten Coloredo. In jener Zeit wohnte auf dem Schlosse ein Fräulein, das hatte sich in einen Bedienten verliebt, und er in sie. Aber an Heiraten konnten sie nicht denken, weil es ihre Eltern nicht zugegeben hätten. Da haben sie sich miteinander beredet, sie wollten das Schloß verlassen und irgendwo ein neues bauen. Daraufhin hat das Schloßfräulein im geheimen alles Gold und alle Wertsachen, die sie erlangen konnte, zusammen gerafft und hat sich mit dem Bedienten auf und davon gemacht in die Gegend, wo jetzt der „Frummrich" ist. Ein paar Leute, die ihnen paßten, haben sie sich bald mit hingenommen.

Diese Leute wurden ringsum in die Dörfer geschickt, um für den Schloßbau Handwerker anzuwerben. Aus Brzesowie hat sich ein Zimmermann und ein Maurer mit einem Handlanger dazu bereden lassen. Als die Schloßbauleute alle zusammen waren, wurde mit ihnen folgendes ausgemacht: sie durften nicht eher nach Hause gehen, bis das Schloß fertig sein würde, eher würden sie keinen Lohn erhalten, dann aber würden sie gut bezahlt werden. Damit waren die Leute einverstanden und fingen sogleich fleißig an zu bauen. Als das Schloß fix und fertig war, da wurde der große Zahltag festgesetzt. In dem Turme war die Zahlstube. Die war so eingerichtet, daß man zu einer Tür hereinkam und zu der andern wieder hinausging. Dort hinein wurden die Arbeiter einzeln gerufen, dort sollten sie ihren Lohn kriegen.

Von allen den Arbeitern, die das Schloß gebaut hatten, ist kein einziger mehr heimgekommen, und niemand wußte, wo sie geblieben sind. Sie konnten auch nicht kommen, denn sie lagen alle unten im Turme und mußten dort elend zu grunde gehen. Das war so zugegangen: Wenn ein Arbeiter in die Zahlstube kam, da verschwand er durch eine Falltür in der Tiefe.

Durch diese große Mörderei hatte die schlechte Bauherrschaft zweierlei erreicht. Fürs erste hatte sie das Bauen sehr wenig gekostet. Fürs zweite sollte das Schloß verborgen bleiben, und auch das ist ihr gelungen. Aber Freude hat die Schloßherrschaft in dem neuen Schlosse nicht erlebt. In der Nacht, wenn sie schlafen wollten, drang aus dem Turme ein fortwährendes Gewinsel und Gejammer, daß sie ganze Nächte hindurch kein Auge zutun konnten. Später haben in dem Schlosse Raubritter gehaust, bis es endlich der Ziska zerstört hat.

Wie die alten Leute erzählen, war früher eine lange Leiter vom Schloßhofe aus auf den Turm hinauf angelehnt. Ueber diese Leiter konnte man durch ein Türchen in den Turm hineinkriechen. Inwendig ist noch das Loch zu sehen, in das die Leute durch die Falltür hinunterstürzten. Und unten soll noch ein ganzer Haufen Knochen liegen.

207. Der heidnische Turm auf dem Oberschlosse zu Glatz mit besonderem Mörtel erbaut.

Von den beiden Türmen auf dem Oberschlosse zu Glatz hieß der eine insgemein der heidnische Turm. Er stand in dem äußersten (dritten) Hofe, der gegen das Böhmische Tor hin lag, und war rund gebaut und ziemlich hoch. Es ist Glatzer Volksüberlieferung, daß er sehr alt und von den Heiden erbaut worden sei, ja sogar vor Christi Geburt. Der Kriegshauptmann Stengel, der im Jahre 1621 das Schloß in Verwahrung hatte, war der Meinung, die überaus starken Mauern wären mit Kalk gemauert, den man mit eitel Wein zubereitet habe. Andere meinen, man habe das Weiße von Eiern mit Wein gemischt, um den Mörtel unverwüstlich zu machen. Im Jahre 1627 wurde er vom Blitze getroffen und barst in Stücke, bis er beim Umbau der Festung vollends sein Leben lassen mußte.

208. Das heidnische Kirchlein auf dem Glatzer Niederschlosse.

Der gemeine Mann pflegt (wie Aelurius sagt) das Schloß zu Glatz in drei Teile abzusondern, in das Niederschloß, in das Mittelschloß und in das Oberschloß. Das Niederschloß enthält einen weiten großen Platz, auf dem sich im Falle der Not (bei plötzlichem Kriegsausbruch) etliche tausend Menschen aufhalten können. Wenn man aus der Stadt durch das große Niedertor hinein in den Hof des Niederschlosses kommt, so sieht man auf der Gegenseite das heidnische Kirchlein liegen. Dieses Kirchlein soll, wie man insgemein dafür hält, anfänglich von den Heiden erbaut worden sein. Aelurius hat darin an der langen Wand gegen das Oberschloß hin an einem Nagel, ungefähr drei Schritte von der Tür entfernt, schön gelbes Haar hängen sehen, welches jedermann das Haar der heidnischen Jungfrau zu nennen pflegte. Auch Bilder hat das Kirchlein enthalten, darunter auch das des hl. Georg. Gar alte Leute haben wächserne Beine darin hängen sehen, so daß es einstmals ein Wallfahrtskirchlein gewesen sein muß.

Es berichten die alten Leute in der Grafschaft, daß sie noch von ihren Großeltern hätten erzählen hören: die Heiden sollen in diesem Kirchlein einen Götzen aufgestellt haben und öfters darin zusammengekommen sein, um ihn anzubeten. Die Großeltern hätten wiederum von ihren Eltern vernommen, daß der heidnische Götze noch zu ihren Zeiten vorhanden gewesen wäre, und sie hätten ihn mit ihren selbsteigenen Augen gesehen, denn man habe ihn Wunders halber von so langen Zeiten her zum Gedächtnis der Nachwelt ganz und unzerbrochen erhalten.

Heute (1625) aber ist dieser Götze nicht mehr vorhanden.

209. Der Anlaß zur Erbauung der Pfarrkirche zu Glatz.

Etwas oberhalb des Ortes, wo heute das Böhmische Tor in Glatz sich befindet, stand dereinst ein altes, mehrere Ellen im Durchmesser starkes Eichenklotz, das, wie nicht wenige glauben, der Stadt Klotz-Glatz den Namen gegeben hat.

Um die Zeit, als die ersten, wenigen Bewohner der Grafschaft dem Christentum gewonnen wurden, saßen einmal die Fürstin des Glatzer Schlosses und ihr Bräutigam auf jenem Klotze. Um ihre Kräfte zu zeigen, kamen sie auf den Gedanken, das Klotz umzustürzen, was ihnen auch gelang. Hierbei fanden sie darunter einen großen Schatz. Bei seinem Anblicke ließen sie das Klotz außer acht, und dieses begann den Hügel hinabzurollen. Sofort befahl die Fürstin, man solle es im Laufe nicht aufhalten; wo es liegen bleiben würde, dort wolle sie ein Gotteshaus bauen lassen. Das Klotz rollte bis an den Platz, wo heute die Pfarrkirche steht, die so ihren Anfang genommen hat.

210. Die Erbauung der Pfarrkirche zu Glatz und ihre späteren Brandschicksale.

Die erste christliche Kirche in Glatz soll der Kaiser Heinrich der Vogler im Jahre 936 gestiftet haben (Hosemann). Die Sage berichtet, daß diese Kirche im Jahre 1033 bei einem Stadtbrande, während einer Belagerung des Schlosses,

vernichtet und, neuerbaut, im Jahre 1114 wieder niedergebrannt worden sei. Die Erbauung der jetzigen prachtvollen Kirche soll in die Mitte des 12. Jahrhunderts fallen.

211. Vom Thumstift zu Glatz.

Seit 1345 hat am Schloßberge und an der böhmischen Straße ein Kloster nebst Kirche gestanden, das von dem Erzbischofe von Prag, Ernest, erbaut und Thumstift genannt wurde. Es wurde zuerst von Augustinern und später von Jesuiten bewohnt, die aber von böhmischen Söldnern vertrieben wurden. Das rohe Kriegsvolk plünderte alsdann Kirche und Kloster und riß sogar die Leichen der Mönche aus den Särgen, um mit ihnen Spott zu treiben. Ehe die Bande abzog, zerstörte sie das Stiftsgebäude (um 1620).

Seitdem soll es an dieser Stelle nicht geheuer sein. Vielfach hat man in der Nacht geisterhafte Mönchsgestalten erblickt, die aus den verschütteten Grüften der Thumkirche gekommen sein sollen.

212. Die Prophezeiungen des seligen Ernest.

Der Erzbischof Ernest von Prag verlangte, in der Pfarrkirche zu Glatz und nicht in der von ihm dort erbauten Thumkirche beigesetzt zu werden, weil er nicht in einem Roßstalle begraben sein wollte. Er prophezeite nämlich der letztgenannten Kirche, daß sie als Pferdestall benutzt werden würde. Im Jahre 1623 ist diese Voraussetzung in Erfüllung gegangen.

Eine zweite Prophezeiung soll Ernest bezüglich seines Grabmales getan haben, welches, aus hartem Marmor gemeißelt, vor dem hölzernen Muttergottesbilde zu Staub zerfallen würde. Auch diese Weissagung ist schon zum Teil eingetroffen; denn das Gnadenbild steht noch unversehrt, das Marmorbild Ernests aber ist bereits in Stücke zerfallen.

213. Der weiße Turm an der Pfarrkirche zu Glatz.

Der weiße Turm an der Pfarrkirche in Glatz soll in der Zeit von 1462 bis 1466 von den Maltesern erbaut worden

sein, deren Wappen mit der Jahreszahl 1468 an einer Fensterbrüstung eingemeißelt ist.

Der Name des Turms soll von seiner Lage nach der Mittagsseite herrühren.

214. Der schwarze Turm an der Pfarrkirche zu Glatz.

Der niedrigere Turm der Pfarrkirche zu Glatz wird der schwarze Turm genannt und soll im Jahre 1487 von dem Herzoge Heinrich von Münsterberg erbaut worden sein.

Den Namen „schwarzer Turm" soll er von seiner Lage nach der Mitternachtsseite erhalten haben.

215. Das älteste Haus zu Glatz.

„Die Bürger der Stadt Glatz sind der Meinung, das Eckhaus, so zur rechten Hand stehet unten an der Gassen, wenn man am Ringe durch die Schlösser hinauf ins Schloß gehen will, sei das erste steinerne Haus der neuen Stadt Glatz gewesen; denn es sei für (vor) allen andern Häusern anfänglich erbauet worden, weil es an derselben Landstraßen das Zollhaus gewesen ist, ja auch schon zuvor, ehe Glatz zur Stadt worden ist."

216. Die steinerne Brücke über die Neiße zu Glatz.

Im Jahre 1287 erbaute man die steinerne Brücke über den Neißfluß zu Glatz, die nach Aussage der Chroniker durch eine Mischung von Weißei und Kalk ihre Festigkeit erhalten haben soll. Aelurius meldet, daß die Dörfer die Eier hätten liefern müssen.

Aehnlich lautet eine andere Nachricht:

Im Jahre 1286 mußte die Bevölkerung um Glatz sämtliche Eier nach Glatz bringen. Das Weißei wurde in eine Bütte geschlagen und zum Grundkalk der Pfeiler an der steinernen Brücke verbraucht, die Dotter in der andern Bütte wurden, der Löffel für einen Heller, verkauft.

217. Die Marienſäule auf dem Glatzer Oberringe und die Peſt von 1680.

Auf dem Oberringe zu Glatz ſteht, abwärts von der Kommandantur, eine hohe ſchöne Säule mit der Statue der Muttergottes und vier Heiligenſtandbildern an den Ecken des Unterbaues. Sie iſt errichtet worden zum Andenken an die verheerende Peſt im Jahre 1680 *), die in der Stadt 4000 Menſchen hingerafft haben ſoll.

Die Sage berichtet, der Tod habe damals ſo arg um ſich gegriffen, daß die Leichen auf Erntewagen hinausgeſchafft werden mußten.

218. Der hl. Antonius und die Erbauung der Antoniuskapelle in Grafenort.

Der Pächter eines Ackerſtückes, welches dem Grafen von Herberſtein gehörte, entrichtete regelmäßig und gewiſſenhaft ſeinen Pachtſchilling, ließ ſich indeſſen niemals darüber eine Beſcheinigung ausſtellen. Darum konnte er, als der alte Herr geſtorben war und der Sohn als neuer Beſitzer Quittungen über die Erfüllung ſeiner Verpflichtungen forderte, ſolche natürlich nicht beibringen. Die Folge hiervon war, daß er zunächſt die ausbedungene Summe für die letzten Jahre nochmals erlegen, dann aber noch die Pacht verlieren ſollte. Er verlegte ſich auf Beteuerungen, jedoch ohne Erfolg; er verlegte ſich auf Bitten, fand jedoch keine Erhörung. Da nahm er, der Verzweiflung nahe gebracht, zu ſeinem Namenspatron, dem hl. Antonius, der ihm ſchon manches Mal geholfen hatte, ſeine Zuflucht. Kaum hatte er ſein inniges Gebet vollendet, da nahte ſich ihm dieſer als ein jugendlicher Mönch im Franziskanerkleide und fragte ihn um die Urſache ſeiner Not. Als der Pächter ſie ihm geklagt hatte, ſchlug der Mönch mit ſeinem Stabe auf die Erde, in dieſer bildete ſich eine Oeffnung gleich einem Grabe, und herauf ſtieg der verſtorbene Graf, eine Anzahl Papierblätter dem erſchrockenen

*) Genaueres bei Robert Becker, die Marienſäule auf dem Ringe der Stadt Glatz 1917.

Landmanne hinreichend. Während dieser ganz bestürzt auf die Blätter hinstarrte und in ihnen die geforderten Quittungen entdeckte, waren Mönch und Graf verschwunden. Rasch verrichtete der auf einmal aller Angst Entledigte ein kurzes Dankgebet und eilte dann zu dem neuen Herrn, um die Beweise seiner Rechtlichkeit zu übergeben. Natürlich fragte dieser, woher er jetzt auf einmal die Quittungen habe. Der Bauer erzählte das Geschehene, fand aber, obwohl der Sohn die Unterschrift des Vaters erkannte, keinen Glauben. Um die Wahrheit seiner Aussage zu beweisen, ersuchte der Pächter den Herrn, daß er mit zu der Stelle des Wunders sich begeben möge. Das geschah. Dort angekommen, bat der Geängstigte noch einmal recht inbrünstig den heil. Antonius, daß er ihn rechtfertigen möge, und wirklich erschien dieser wie vorher. Erschrocken bezeichnete sich der Graf mit dem Kreuze und neigte sich zur Erde. Während dessen war der Himmelsbewohner wieder unsichtbar geworden. Ohne ein Wort zu sprechen, gingen die beiden Männer nach Hause. Der Pächter aber brauchte keinen weiteren Beweis für seine Rechtlichkeit. An der Stelle, wo die Erscheinung stattgefunden hatte, ließ der Graf eine Kapelle erbauen und stellte sie unter den Schutz des heiligen Antonius.

219. Bau und Baukostenrechnung der Neptungrotte im Schloßgarten zu Grafenort.

Ein baulustiger Besitzer des Schlosses zu Grafenort ließ zur Verschönerung des unteren Teiles seines Gartens eine Grotte bauen, deren Inneres noch jetzt einen eigentümlichen Eindruck in dem Besucher hervorbringt. Der heidnische Wassergott Neptun führt darin mit seinen Gesellen die Aufsicht. Auch ist der Putz der Wände so eigenartig, daß gewiß sich schon mancher versucht fühlte, dessen Festigkeit zu probieren. Gerade dieser Anwurf und die gewünschte Dauerhaftigkeit waren indessen nur dadurch zu erzielen, daß zum Aufbau der Grotte der Kalk, statt mit Wasser, mit Eiweiß gelöscht wurde. Dies verursachte jedoch so hohe Baukosten, daß bei der Schlußrechnung der Preis der Grotte nur zwei

Pfennige niedriger war, als der des ganzen Schlosses. Darüber ergrimmte der Graf, nahm einen Zweipfennig und warf diesen über das Dach des Wohnhauses, indem er ausrief: „Jetzt sollen schon beide Gebäude gleich viel kosten!“

220. Floriankapelle und Florianreliquie zu Habelschwerdt.

Die Floriankapelle auf dem Hopfenberge bei Habelschwerdt, die im Jahre 1725 erneut worden ist, soll zum Andenken an den großen Stadtbrand im Jahre 1646, der 168 Gebäude in Asche legte, von einem Bader, Florian Zirl, seinem Namenspatron St. Florian erbaut worden sein, weil durch dessen Schutz sein Haus von den Flammen verschont worden war.

Als die erneute Floriankapelle im Jahre 1727 eingeweiht war, sollen die Bürger nach einer Reliquie des heiligen Florian getrachtet haben. Die Königin von Polen schenkte ihnen ein Daumenglied des Märtyrers, die Bürger brachten dies in feierlicher Prozession in die Kapelle und glaubten sich nun gegen Feuersgefahr gesichert.

Die Reliquie soll später gestohlen, aber zurückerlangt worden und endlich in der Wohnung des Kirchenpflegers bei einem Brande im Jahre 1825 abhanden gekommen sein.

221. Die Erbauung der Pestkapelle zu Habelschwerdt 1681.

Als im Jahre 1680 die Pest in der Grafschaft in grauenhafter Weise hauste, blieb allein Habelschwerdt wie durch eine Fügung des Himmels verschont. Um Gott den schuldigen Dank abzustatten, erbaute die Bürgerschaft von Habelschwerdt im Sommer 1681 die an der unteren Neißebrücke gelegene steinerne Kapelle.

Eine Sage berichtet, daß an dieser Stelle ein aus Glatz (wo bis Ende November 1680 nahezu 1500 Menschen starben) geflohener Pestkranker, der sich nach Habelschwerdt einschleichen wollte und voraussichtlich das Uebel hierorts verbreitet hätte, sein Leben aushauchte.

222. Die Otternburg im Hammertal.

Wenn man das schöne Hammertal durchwandert, so erblickt man auf dem rechten Talrande unweit der neuen Schule ein kleines unansehnliches Häuschen. Wie ein Schwalbennest am Hause, so klebt es an dem steilen Rande, und weit noch überhöht es die mit allerlei Gesträuch bewachsene Berglehne. Im Volksmunde heißt dieses Haus „die Otternburg". Mit diesem Namen hat es folgende Bewandtnis:

Vor vielen, vielen Jahren, so erzählt die Sage, wohnte in diesem Hause eine arme Witwe mit ihren acht Kindern. Mühsam konnte sie die hungrigen Mündlein sättigen. Die mitleidigen Nachbarn halfen ihr, das bißchen Feld zu bestellen. Sie fuhren ihr den Dünger in Radwern die steile Berglehne hinan und fuhren ihr das magere Getreide, das auf dem steinichten Grunde kümmerlich wuchs, ein. Das Haus selbst aber mieden sie alle, als sei es nicht geheuer darin. Und es war auch gar nicht so geheuer in dem Häuschen. Die gute Frau hatte nämlich eine gar sonderliche Neigung. Während sich andere Menschen ein Kätzchen oder ein Hündchen halten, besaß sie eine Vorliebe für Ottern. Ihr ganzes Haus war von diesem Natterngezücht angefüllt. In jedem Winkel, vom Boden bis zum Keller, konnte man diese ungeheuerlichen Gäste finden. In der Stube lagen sie auf Tisch und Bänken oder raschelten über die Dielen dahin. Wenn die Familie sich zu Tische setzte, so kamen die Ottern heran, wie in andern Häusern die Kätzlein. Bis auf den Tisch krochen sie und schielten nach der Schüssel. Wie die Kätzchen bekamen sie denn auch ihr Futter. Gingen die Hausbewohner schlafen, so krochen die Nattern in die Betten der Kinder. Selbst die Wiege, wo das kleinste Büblein schlummerte, verschonten sie nicht, sie machten sich es auch dort bequem. Auch im Keller fand man die unheimlichen Tiere, sie krochen träge zwischen den Aeschlein und Töpfen umher. Mitunter sah man wohl auch, wie das eine oder andere der Tiere den Kopf hob, ihn in die Schüssel tauchte und von der Milch naschte. Im ganzen Hause konnte man keinen Schritt tun, ohne auf eine Otter zu treten. Geschah dies einmal, so schossen die Tiere

jäh in die Höhe und ziſchten den Ahnungsloſen giftig an, oder ſie ringelten ſich blitzſchnell an den Beinen empor und verbiſſen ſich in den Kleidern. Darum mieden die Leute ſo viel als möglich das Haus. Die Hausbewohner aber fürchteten ſich nicht vor den Ottern, dieſe taten weder der Frau noch den Kindern etwas zu leide. Ja, man konnte nicht ſelten ſehen, wie die kleinen Kinder zutraulich mit den giftigen Nattern ſpielten. Dieſe ließen ſich denn auch alles gefallen, was ihnen von den Kindern geſchah. Da die Ottern in dem Hauſe ſo gute Pflege hatten und ihnen an Nahrung nichts abging, ſo gefiel es ihnen auch ſo gut darinnen, daß ſie gar nicht mehr fortgingen. Es gab daher unter ihnen gar große und alte Tiere. So will einſt eine Frau an der Schwelle des Hauſes eine Otter geſehen haben, die an die zehn Schuh lang und ſtark wie ein Arm war. Niemals und nirgends ſind in der ganzen Gegend wieder ſo große Nattern geſehen worden.

Wegen dieſer Otternwirtſchaft gaben die Leute der Frau aus der Otternburg endlich keine Arbeit mehr. Ja, ſie verboten ihr und ihren Kindern ſogar ihre Häuſer. Scheu gingen alle der Otternburg und ihren Bewohnern aus dem Wege. Da fühlte ſich die Frau einſam in der Gegend, einſam unter ihresgleichen, wie der Eibenbaum vor ihrem Hauſe unter den andern Bäumen des Tales. Weil aber die dürftigen Felder nicht Brot genug für ſie und ihre hungrigen Kinder gaben und da zugleich in der Gegend der Glaube aufkam, ſie halte es mit dem Teufel und ſei eine gefährliche Hexe, ſo verkaufte ſie Haus und Hof und alles und zog fort aus der Gegend. Wohin? Niemand weiß es, niemand hat es erfahren.

Als ſie aber mit ihren Kindern und dem wenigen Hausrat der alten Heimſtätte den Rücken kehrte, ſieh! da zogen auch die Ottern mit ihr fort. In langem Zuge folgten ſie ihr nach. Voran zogen im Plänklerzuge die kleinen, flinken Tiere, in gewaltiger Heerſäule folgten ſodann die älteren und alten. In der Mitte des Haufens aber war ein Tier von gewaltiger Größe und Länge. Geſchäftig waren die andern

um diese Otter besorgt. Breiter und heller schimmerten auf ihrem Rücken die goldfarbenen Streifen und Punkte. Auf ihrem Haupte aber blinkte ein Krönlein aus purem Golde. Aalgleich schwammen die Schlangen durch den Kressenbach. Dann schlängelte sich der Zug die jenseitigen Höhen hinan, immer der Frau nach, die, das kleinste Kind auf dem Arme, ein anderes an der Hand, die Lieblingsschlange um Hals und Brust gewunden, nach jener Richtung das Dorf verließ. Langsam, ohne Umschau zu halten, stiegen sie alle die gewundenen Bergpfade hinan. Endlich verschwanden Frau, Kinder, Ottern in dem Walde, der die Höhen bedeckte. Mit Furcht und Staunen sahen die Leute dem Zuge nach. Manchem lief es dabei eiskalt über den Rücken. Die alten Weiber bekreuzten sich, sie wähnten Teufelsspuk und Hexenwerk und kehrten in Eile die Daumen einwärts. Von der Witwe und ihren Kindern aber hat man nie etwas erfahren.

Nur wenige Ottern waren in dem Hause zurückgeblieben. Der neue Besitzer vertrieb sie vollends daraus. Aber sie sind nie ganz aus jener Gegend geschwunden. Noch heute kann man auf den Steinrücken, die in der Nähe jenes Hauses geschichtet sind, manchmal ein Otterlein in der warmen Sommersonne liegen sehen, Nachkommen jener Tiere, die dereinst das ganze Haus bewohnten. Und auch die Erinnerung hält noch jene Frau und ihre Lieblinge in der Sage fest und bis auf den heutigen Tag heißt das Haus „Die Otternburg".

223. Entstehung der St. Annakapelle auf dem Ernestinenberge bei Bärnwald.

Der besuchteste Punkt im Erlitztal ist der Ernestinenberg, vor dem Jahre 1858 Annaberg genannt, oberhalb des Dorfes Bärnwald. Die oben befindliche Kapelle soll folgender Begebenheit ihre Entstehung verdanken.

Einstmals ging der Waldheger Johann Kastner aus dem Dorfe Oberdorf in seinem Geschäfte im Walde herum und hatte sich schließlich so verirrt, daß ihn die finstere Nacht

überfiel und er gezwungen war, sein Nachtlager im Walde auf der höchsten Anhöhe aufzuschlagen. Sein Gewehr und seinen Hund zur Seite, legte er sich unter einem Baume nieder. Aber nicht lange währte es, so kamen drei Männer in seine Nähe und machten ein Feuer an. Da sah er denn gräßliche, wilde Gestalten, die nichts anderes als Räuber sein konnten. Todesangst durchbebte ihn, und auch sein Hund duckte sich scheu zu Boden. Da rief er Gott und die heilige Mutter Anna an, daß sie ihn retten sollten, und er gelobte, an dem Orte zu Ehren der heiligen Mutter Anna eine Kapelle zu erbauen, wenn die Räuber ihm kein Leid antäten. Langsam erhob er sich, kroch auf allen Vieren leise davon, schleppte seine Flinte nach und entkam auch glücklich der Gefahr. Er erfüllte das Gelübde, und bald erhob sich die neue Kapelle an dieser Stelle seiner Angst.

Nach einer anderen Ueberlieferung soll Johann Kastner unter einem Baum eingeschlafen sein. Als er dann in der Nacht erwachte, habe ihn ein lichter Schein umgeben, und als er um sich blickte, habe er drei winzig kleine Männchen gesehen, die mit langen, grüngrauen Bärten vor ihm standen und sprachen: „Hm, hm! Schon sehr, sehr lange hausen wir hier, schon dreimal war hier Wald und dreimal Feld, doch du bist uns noch nicht zu Gesicht gekommen." Nach dieser Anrede waren die drei Heinzelmännchen verschwunden. Johann Kastner merkte sich die Stelle und erbaute dort im Jahre 1766 eine hölzerne Kapelle zu Ehren von St. Joachim und Anna.

Nachdem sie baufällig geworden war, ließ im Jahre 1826 Frau Reichsgräfin Johanna von Nostitz Rieneck den Platz um die Kapelle erweitern und eine steinerne, 7 Meter lange und 6 Meter breite Kapelle mit hölzerner Decke und einem Aussichtstürmchen auf dem Dache erbauen. Im Jahre 1858 ließ Frau Reichsgräfin Ernestine von Nostitz-Rieneck die Kapelle gänzlich neu herrichten und die Umgebung neu gestalten. Seitdem wurde der seitherige Annaberg zu ihrem Andenken Ernestinenberg genannt.

224. Das wiedergefundene Töchterchen des Schulzen von Schönfeld und der Bau des Barbarakirchleins.

Der Schulze des Ortes Schönfeld hatte um 1486 in einem wilden Gebüsche seine einzige kleine Tochter verloren. Er flehte zu Gott und tat ein Gelübde, daß, wenn er sein Töchterchen Barbara wiederfände, er zu Ehren der hl. Barbara ein Kirchlein bauen wollte. Nach dreien Tagen ward wirklich das Kind im Walde, auf Holzspänen sitzend und damit spielend, gesund und froh wiedergefunden. Nun legte der Vater Hand ans Werk, ließ ein Bild der hl. Barbara nach dem Ebenbilde seines Kindleins schnitzen und solches in das neuerbaute Kirchlein setzen, wie solches noch auf dem Barbara-Altare zu Neuendorf befindlich ist.

225. Vom Turm des Mittelwalder Schlosses.

Im Frühjahre 1828 zerstörten die Hussiten die Stadt Mittelwalde und die herumliegenden Dörfer, so daß die Leute in die Wälder flohen. Um Weihnachten kamen sie wieder und zerstörten noch die wenigen Ueberbleibsel, wodurch die Gegend von neuem zur Wüste wurde und sich mit Wald bedeckte, wie vor dem ersten Anbaue der Stadt.

Nur der Turm des Mittelwalder Schlosses soll einer Sage nach stehen geblieben sein.

Das erste Haus, das nach dieser Zerstörung der Sage zufolge wieder erbaut worden ist, soll das Wirtshaus in der Glatzer Vorstadt sein, das nur wenige Schritte weit vom Ufer der Neiße liegt.

226. Entstehung der Kirche in Neundorf.

Eine Dorfkirche mit 2 Türmen ist eine Seltenheit. Das ist die Kirche von Neundorf. Ebenso staunt man über die gewaltige Ausdehnung des Gotteshauses in der nur 451 Einwohner zählenden Gemeinde. Die Sage weiß Antwort auf die Frage, wie das gekommen ist.

Ein Fürst, der in türkische Gefangenschaft geraten war, machte ein Gelübde, wenn Gott ihn aus seiner üblen Lage befreie, wolle er zu seiner Ehre unter dem Titel der seligsten Jungfrau und Mutter Maria eine Kirche bauen.*) Sein Gebet ward erhört. Er kam nach Wien, wo er mit dem Grafen Althann bekannt wurde. Diesem erzählte er, daß er selbst keine Güter besäße, nicht wüßte, wo er das Gotteshaus bauen sollte. Graf Althann machte ihm den Vorschlag, auf irgend einem seiner Güter diese Kirche zu errichten, und bereiste mit ihm seine österreichischen Herrschaften, doch kein Ort fand Gnade vor dem Fürsten. So kamen die beiden Herren über Grulich nach Mittelwalde. Die Bewohner dieses Städtchens bemühten sich, den Fürsten zu bewegen, in ihrer Mitte die gelobte Kirche zu erbauen, aber vergebens. Die Herren wollten nun über Lauterbach nach Wölfelsdorf fahren. Wie der Wagen in Neundorf zu der Kapelle kam, die in des Scholzen Garten stand, ließ der Fürst halten und rief aus: „Hier ist der Ort, wo ich meine Kirche bauen werde!“ Ein Häuschen, das auf dem Platze gestanden, wo jetzt die Kirche steht, kaufte der Fürst sofort seinem Eigentümer ab, und wies nicht nur zum Bau der Kirche das nötige Geld an, sondern stiftete auch ein Kloster, in dem die Ordensgeistlichen unaufhörlich Gott preisen sollten. Der Bau der Kirche wurde begonnen, stockte aber bald. Wie das gekommen ist, weiß niemand zu sagen.

227. Die Barbarakapelle zu Neundorf.

Nach einem alten Schriftstück soll um das Jahr 1520 der Schulze zu Neundorf eine Kapelle zu Ehren der heiligen Barbara erbaut haben, und zwar aus folgender Veranlassung.

Er hatte eine kleine Tochter, die unweit des Hauses ihres Vaters in den Wald ging, der damals noch die ganze

*) Bei Hohaus gelobt der österreichische Fürst S. eine siebentürmige Kirche zu bauen, entsprechend den sieben Moscheenkuppeln, die er so oft von seinem Kerker aus in Konstantinopel gesehen und gezählt hatte. Allerdings wurden schließlich nur 2 Türme ausgebaut, weil durch des Fürsten Tod der Bau ins Stocken geriet.

Gegend erfüllte. Als das Kind nicht zurückkam, suchte man nach ihm. Es vergingen etliche Tage, ohne daß das Nachsuchen einen Erfolg hatte. Da rief der Vater die heilige Barbara an, sie möchte durch ihre Fürbitte bei Gott bewirken, daß er sein Kind, das Barbara hieß, wiederfinde. Darauf wurde eben auf dem Orte, wo jetzt die alte zusammengefallene Kirche steht, deren Trümmer noch zu sehen sind, das Kind gesund und munter aufgefunden. Nun hatte der Vater versprochen, zu Ehren der heiligen Barbara eine Kapelle zu bauen, wenn er seine kleine Tochter wiedersähe, und das hat er auch sogleich getan. In der Folge geschah es, daß verschiedene Menschen ihre Zuflucht in geistlichen Angelegenheiten alldort suchten, und so wurde öfter dahin gewallfahrtet.

Endlich entschloß sich der Grundherr Graf Michel Wenzel von Althann, eine große Kirche zu bauen. Im Jahre 1690 wurde der Anfang gemacht, aber der Bau blieb liegen, bis der Pfarrer Begefeld 1722 die Kirche auf eigene Kosten nach und nach so ausbaute, wie sie heute steht.

228. Die Puhu-Kapelle bei Heudorf.

An einer Wegabzweigung bei Heudorf steht eine kleine Kapelle, die mit einem Holzgitter verschlossen ist und im Innern in barocker Darstellung den Abschied Jesu von seiner Mutter darstellt. Ueber der Tür befindet sich eine Inschrift in gemalter Schrift, die also lautet:

Über den Ursprung dieser Kapelle.

Sie weiß Dir zu erzählen / von trüber, harter Zeit /
Von Wind und Wetter Grollen / von Gram und Herzeleid. /
Vor mehr als 100 Jahren / zum Dörflein zog hinaus /
Gewonnen von den Werbern / ein Mann zum Blut'gen Strauß. /
Die Feinde sah er fallen / vor seinem tapfern Schwerdt /
Hat in des Kampfes Hitze / sich wie ein Held bewährt. /
Und als er einst die Wache / bezieht in finstrer Nacht /
Die Liebe zu den seinen / in seiner Brust erwacht. /
Ihn fesselt namlos sehnen / Er kann nicht wiederstehn /

Muß die Geliebten Seinen / in dieser Nacht noch sehn. /
Die Waffe legt er nieder / Stürmt in die Nacht hinaus /
Und in der zwölften Stunde / steht Er vor seinem Haus. /
Mach auf Du treue Gattin / mach auf, mach auf geschwind /
Die Liebe hat gesieget / die Lieb zu Weib und Kind. /
Und aus der Kammer dringet / ein Freudiges Geschrei /
O Vater sei willkommen / jetzt bist Du wieder frei. /
Ach schweiget von der Freiheit / sie ward mir nicht gewährt /
Euch heute nur zu sehen / hab ich so heiß begehrt. /
Und Morgen kehr ich wieder / zurück zur Garnison /
Um mit dem Tod zu büßen / das Treulos ich geflohn. /
Des andern Tages wanket / der Flüchtige zurück /
Begleitet von den Seinen / ein gutes Wegestück. /
Und ehe sie sich trennen / im tiefsten Herzensweh /
Verspricht die Frau zu stellen / ein Denkmal auf der Höh. /
Ein Kirchlein will sie bauen / Zum Wege klein und schlicht /
Auf das ein Pater noster / der Wanderer dort spricht. /
† Zu Tode ward gepeitschet / zu Glatz, der Deserteur / †
Und zu den Seinen kehret / der Vater nimmermehr. /

229. Die Onophriuskapelle bei Seitenberg a. d. Biele.

Die Kapelle wurde von dem früheren Besitzer der Herrschaft Seitenberg, dem Grafen Johann Olivier von Wallis, 1735 erbaut.

Der Volksmund erzählt über die Widmung des Baues an einen sonst nicht oft erwähnten Heiligen folgendes: Als der Bau der Kapelle beendet war, wurde bei einem Feste des Schloßherrn die Frage aufgeworfen, wem zu Ehren die Kapelle geweiht werden solle. Da man darüber nicht einig werden konnte, machte ein Gast den Vorschlag, es dem Zufall zu überlassen, welchem Schutzheiligen der Bau gewidmet werden solle. Da beim Oeffnen der Heiligenlegende das Auge des Schloßherrn zuerst auf den Namen Onophrius fiel, wurde die Kapelle diesem Heiligen geweiht. Früher wurde an dem auf den 10. Juni folgenden Sonntag daselbst Gottesdienst gehalten.

Die Onophriuskapelle wird im Glatzer Volksmunde „Ophruskopalle“ genannt. Heiratslustige Mädchen nehmen zu dieser Kapelle ihre Zuflucht und bitten den heiligen Onophrius um einen Bräutigam. Nickt der Heilige auf dem Altare, werden sie einen Mann bekommen; nickt er nicht, müssen sie vergeblich auf einen Freier warten.

230. Der Bau der Johannesbrücke zu Landeck.

Nach der neuen Badestraße führt von Landeck aus eine uralte Brücke über die Biele, die Johannesbrücke, welche die Leute auch die Hussiten- oder die Schwedenbrücke nannten, weil sie glaubten, daß sie zu dieser oder jener Zeit erbaut worden sei. (Sie ist aber 1505 entstanden.) Da sie die einzige Bielebrücke ist, welche das Hochwasser am 22. Juni 1783 nicht wegriß, so erzählt man sich, daß die Erbauer der Brücke ihr eine besondere Festigkeit dadurch gegeben hätten, daß sie zum Bau kein Wasser, sondern Eiweiß verwandt hätten.

231. Warum die Vierzippelkapelle bei Kunzendorf erbaut wurde.

Auf dem Wege von Kunzendorf nach Landeck steht ein kleiner viergiebliger Bau, vom Volke die Vierzippelkapelle genannt. Sie ist zum Gedächtnis an einen Kampf erbaut, der hier ausgefochten wurde. Die Sage erzählt ihn folgendermaßen.

1. Im Glogauischen Kriege (zwischen den Glogauern und Truppen des Königs Matthias) ums Jahr 1488 oder später ist von einer zu Patschkau liegenden Truppenabteilung ein Kriegszug nach der Grafschaft beschlossen worden. Sie fiel feindlich in die Gegend von Landeck und Habelschwerdt ein, plünderte die Dörfer und befand sich beutebeladen auf dem Rückwege. Die Bauern aus etlichen Dörfern hatten sich gesammelt und stellten sich den Feinden zwischen Kunzendorf und Raiersdorf entgegen, schlugen sie und töteten über 100 von ihnen, deren Leichname später auf dem Kirchhofe zu

Kunzendorf begraben sein sollen. Ihr Oberster, der sie von Patschkau zur Plünderung ausgeführt hatte, sah keine Möglichkeit des Entkommens, und so bot er sich den Bauern gutwillig zum Gefangenen an, um wenigstens sein Leben zu retten. Er soll über seinem Harnisch ein Hemde oder einen Kittel, von eitel Seide durchnäht, getragen haben. Und als der vornehme Mann so vor ihnen stand, ergrimmten sie und begehrten sein Blut. Da hat er sie gebeten, es solle ihm wenigstens kein Bauer, sondern ein ihm ebenbürtiger Edelmann den Todesstreich versetzen, er wolle es geduldig ertragen. Da aber kein Edelmann vorhanden war, fielen die Bauern über ihn her und erschlugen ihn.

Auf der Stelle, wo diese Metzelei stattfand, ist eine Kapelle erbaut worden. Zu Aelurius Zeit war sie schon vor wenig Jahren altershalben eingefallen.

Anders erzählt folgende Sage, die zugleich den Grund angibt, warum die Kapelle vier Giebel erhielt.

2. Gar manches Mal sind die Täler und Höhen der Grafschaft Glatz mit dem Blute getränkt worden, das infolge von Schlachten und Gefechten floß, in denen Deutsche wider Deutsche oder Fremde stritten. Kaum jemals aber war dies schlimmer, als in der letzten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges, als die Schweden das genannte Ländchen kreuz und quer durchzogen, es verwüsteten und die Bewohner in bekannter Grausamkeit zu Opfern des Krieges machten. Freilich wurde dies den nordischen Eindringlingen auch heimgezahlt, wenn des Kaisers Söldlinge, unterstützt von den Landeskindern, einmal die Oberhand gewannen, wie es auf den Roten Wiesen zwischen Olbersdorf und Winkeldorf bei Landeck im Juli 1639 geschah. Hei, wie da die Schwerter klangen! Hei, wie da die Bauern droschen! Alle Gräben waren mit Blut gefüllt. Die es aber hergeben mußten, waren zum großen Teile die Schweden. Noch heute erinnert der Name „Rotenbach", „Rote Wiesen" und ein Stein mit dem eingemeißelten Abbilde eines Schwertes an den Aderlaß, den dort des deutschen Kaisers Feinde dulden mußten. Unter den Gefallenen waren vier schwedische Generale. Gleich als ob

deren Leichname Beweise der Tapferkeit wären, nahmen sie diese auf dem Weitermarsche mit sich, wurden ihrer aber bald überdrüssig, begruben sie am Fuße des Hutberges bei Raiersdorf und legten auf das Grab vier Steinblöcke, die nach dem Westfälischen Frieden durch eine feste, kleine Kapelle mit einer Krönung, die vier Giebeln ähnelt, ersetzt wurden. Das Volk nennt dies Denkmal die „vierzipflige Kapelle".

232. Der verhängnisvolle Grundstein in der Raumnitzer Schenke.

Die Schenke in Raumnitz (so schreibt Rechtsanwalt R. Boese aus Glatz im Anschluß an einige geschichtliche Mitteilungen über seine Familie) hatte mein Urgroßvater Mitte vorigen Jahrhunderts gebaut. Als Grundstein benützte er einen großen Stein, der auf den Kuhbergen am Wege von Raumnitz nach Martinsberg und Konradswalde auf der Besitzung des Bauers Gloger in Neuwaltersdorf gelegen hatte. Von diesem mit Moos bewachsenen Steine ging die Sage, daß ein graues Männchen in der Nacht auf ihm säße. In der Neujahrsnacht um Mitternacht vor Baubeginn holte mein Urgroßvater mit Hilfe seiner Freunde diesen Stein und setzte ihn als Grundstein. Die Schankwirtschaft in Raumnitz brachte meinen Vorfahren kein Glück, sie gerieten allmählich in Vermögensverfall. Und es gab manchen, der dies als die Rache des „graua Mannlas" ansah und bezeichnete.

233. Die Entstehung der Sebastiankapelle bei Niedersteine.

Auf einem Hügel in der Nähe der Pfarrkirche zu Niedersteine liegt eine hübsche Kapelle, die dem heiligen Sebastian geweiht ist. Ihr Ursprung geht auf das Jahr 1680 zurück. Als damals die Pest in der Grafschaft hauste, gelobte die Besitzerin von Steine, Freiin Maria von Hemm, geb. Freiin von Stillfried, zur Ehre Gottes eine Kapelle zu bauen, wenn der Ort von der tückischen Krankheit verschont bliebe.*) Und

*) Aus dem gleichen Grunde gelobten die Neuroder in demselben Jahre 1680 eine Pestkapelle und bauten sie dann auch auf dem Wege nach dem Annaberge.

das geschah auch. Daher erbaute die Freiin die Kapelle und hinterlegte ein Kapital zu ihrer ewigen Unterhaltung.

Dieser geschichtlichen Nachricht steht eine sagenhafte gegenüber, die der Kapelle einen früheren Ursprung gibt und folgendermaßen lautet:

Die Tochter eines Schloßherrn von Niedersteine erging sich einmal im dunklen Walde, der damals noch bis in das Tal herabreichte. Da sie Weg und Steg ringsumher kannte, so gab sie wenig acht darauf, wohin sie kam, hing viel lieber ihren Gedanken nach, die sich gerade mit der Person des Herzliebsten beschäftigten. Welch ein Schrecken daher, als sie mitten in diesem süßen Sinnen durch das Erscheinen eines Wolfes gestört wurde! Wie gelähmt blieb sie stehen. Aber auch das Raubtier stutzte; indessen nur kurze Zeit. Diese jedoch hatte genügt, um die Jungfrau die Gefährlichkeit ihrer Lage genügend erkennen zu lassen. Das Erklimmen eines Baumes hatte sie nicht gelernt, an ein Entfliehen war nicht zu denken, ein Kampf mußte, da sie gar keine Waffe bei sich führte, mit ihrem Untergange enden. Was sollte sie tun? Rasch wie ein Blitz kam ihr der Gedanke: Gelobe dem Herrgott ein gutes Werk und empfiehl dich seinem Schutze. Und sie gelobte, falls sie gerettet würde, an dem Orte, wo sie stand, eine Kapelle bauen zu lassen. Kaum hatte sie diesen Vorsatz gefaßt, da änderte der schon näher kommende Wolf seine Richtung und lief seitwärts in das Dickicht. Sobald das Fräulein sich einigermaßen erholt hatte, ging es langsam in das Dorf zurück. Hier erzählte sie den Angehörigen und dem Ortspfarrer die gefährliche Begegnung und ihr Vornehmen. Alle billigten es. Daher dauerte es auch nicht lange, bis sich an der Stelle der wunderbaren Rettung eine kleine Kapelle mit dem Bilde des hl. Schutzengels erhob. Später, als die Pest in der Grafschaft wütete, zogen viele Bewohner von Niedersteine hinaus zu jener in des Waldes Einsamkeit gelegenen frommen Stätte und beteten dort um Behütung vor der drohenden Krankheit. In dieser Zeit wurde die Kapelle vergrößert und unter den Schutz des hl. Sebastian gestellt.

234. Wie in Hausdorf die Geschichte von der Neuroder Kreuzkirche erzählt wird.

Als Neurode noch ein kleines Städtel war, gingen zwei Holzhauer in den Wald vor der Stadt. Da fanden sie an einem Baume ein Kreuz mit einem Christuskörper, welcher einen lebendigen Bart trug. Sie nahmen das Kreuz mit in ihre Kirche. Aber das Kreuz war am nächsten Tage verschwunden, und sie fanden es später an derselben Stelle im Walde wieder. Sie trugen es abermals in die Kirche, und noch zweimal verschwand dort das Kreuz, um im Walde wiedergefunden zu werden. Da wurde die Kreuzkirche über dem Fundorte errichtet und das Christusbild in ihr aufgestellt.

235. Vom Holze der alten St. Annakapelle bei Neurode.

Schon im 16. Jahrhundert hat an der Stelle der heutigen steinernen St. Annakapelle auf dem Gipfel südlich von der Stadt Neurode eine hölzerne Kapelle der heiligen Anna gestanden, die aber im Jahre 1600 gänzlich zusammenfiel, weil sich niemand um ihre Wiederherstellung kümmerte. Es war nur noch ein Bildnis der heiligen Anna an einem Baume zu finden. Das Holz dieser zusammengefallenen Kapelle ist der Gegenstand einer wunderbaren Geschichte.

Ein gewisser Caspar Pohl aus Neurode führte den Holzhaufen vom Berge herab, um ihn zu Hause zu verbrennen. Mehrfach hatten ihn zwar Leute gewarnt und gesagt, er solle das Holz lieber liegen lassen, aber er hatte geantwortet, das Holz sei nichts mehr wert, als daß es verbrannt würde. Als er nun das letzte Holz wegfuhr, kam ein Blitz mit heftigem Donnerschlage aus der Luft und tötete seine drei besten Pferde auf der Stelle, er selbst ward durch Gottes Güte verschont. Dessenungeachtet rief er mit lästerlichem Munde die Worte: „Hast du meine drei besten Pferde geschlagen, so triff auch das vierte, daß mir nicht das schlechteste übrig bleibt."

An dem Orte jener Begebenheit wurde einige Jahre nach Unterdrückung der Reformation eine hölzerne Säule mit dem Bildnis der hl. Anna aufgestellt, um das Andenken daran zu erhalten.

236. Die Werner-Kapelle im Köhlergrunde.

Der Bauer Anton Werner in Kolonie Köhlergrund bei Hausdorf hat auf seinem Felde einen Topf mit Goldstücken gefunden. Dabei hat ein Brief gelegen. In dem hat gestanden, der Finder solle von dem Gelde eine Kapelle erbauen; den Rest könne er sich behalten. Der Bauer hat die Werner-Kapelle im Köhlergrunde dafür erbaut.

237. Der große Turm von Tuntschendorf und die Erbauung der Ortskirche.

Auf der Grundmark von Tuntschendorf soll ehemals ein festes Schloß gestanden haben, über welches ein gewaltiger Turm hinwegragte. Dieser Turm wurde im Jahre 1717 abgetragen und soll so viel Bausteine ergeben haben, daß davon die Ortskirche erbaut werden konnte.

238. Von der Erbauung der ersten Kirche Unserer lieben Frauen zu Albendorf.

Herr Ludwig von Ponovetz auf Lomnitz, als damaliger Besitzer von Albendorf, hat im Jahre 1263 dem wundertätigen Gnadenbilde eine Kirche erbauen lassen, und das Bild ist von der Linde herabgenommen worden und feierlich in die Kirche übertragen worden.

Es hat sich aber bei Erbauung des Gotteshauses folgendes Wunder begeben: „Nachdem die Kirchenmauer errichtet war und der Dachstuhl von Holz, alles beisammen, auf der Erde neben der Kirche fertig gelegen, in Meinung, künftige Wochen solches Holz auf die Kirchen zu heben und aufzusetzen, sind die Zimmerleute, welche in dem Dorfe Stolzenau wohnhaft waren, am Samstag zum Feierabend nach Hause gegangen. Und als sie auf die Hälfte des Weges zwischen

Albendorf und Stolzenau gekommen sind, kommt ihnen von ungefähr ein wohlgebildeter Knabe in ungemeiner Kleidung entgegen, redet sie an und fragt: ob er noch zurecht komme, er habe Befehl, ihnen das Gespärr auf die Albendorfische Kirche aufheben zu helfen. Als sie nun den Knaben recht anschauen und über seine Rede sich verwundern, wie daß er bei so schwerer Arbeit wenig oder nichts helfen würde, ist er vor ihren Augen verschwunden. Als sie nun am kommenden Montag ihre Arbeit fertig zu stellen kommen, finden sie das ganze Holz alles in Ordnung auf der Kirche liegen, da erinnern sie sich des Knaben, erzählen es den umstehenden Leuten und finden, daß es ein wahrhaftiger Engel Gottes gewesen sein müsse und daß das Holz durch dessen Hilfe hinauf gekommen sein müsse. So haben es Jakob Oehlkruck, ein Mann von 100 Jahren, und Melchior Umlauff von etlichen 90 Jahren, unter ihrem Gewissen ausgesagt, daß sie es aus ihrer Eltern und Voreltern Munde oftmals haben erzählen hören."

239. Der wunderbare Schein über der Wallfahrtskirche zu Albendorf.

„Im Jahr 1679 den 30. Mai vor der Sonnen Untergang bei heiterem und hellem Wetter, daß man kein einziges Gewölke, sondern bloß das helle klare Firmament des Himmels sehen können, ist die Albendorfische Kirchen mit einem weißen Schein von der Turnspitzen herab bis auf die Erden auf 80 Schritt breit mit zweien großen Strahlen, einen gegen Mittag, den andern etwas kleiner gegen Mitternacht, durchaus umgebener zu sehen gewesen, welcher ganz unveränderlich auf einem Ort, auf einerlei Weiß, durch etliche Stunden bis in die dunkele Nacht gestanden. Dieses haben auch viel Anwesende, teils fremde, teils einheimische Personen, laut untergesetzter Specifikation gesehen, welcher nachmals da, als es schon dunkel worden, zwischen 9 und 10 Uhren, in der mitten zwerch herüber von einander gefahren, hernach das Unterteil herunter, und das obere hinauf gefahren, und also mit denen beiden Strahlen auf einmal zugleich verschwunden ist. Diese Vision ist nachmals anno 1681 den 2. Februar am Fest

Unserer lieben Frauen Lichtmeß im Beisein etlicher tausend Menschen durch die hierzu bestellten Herren Commissarien in Gesicht alles Volkes in allhiesiger Pfarrkirchen durch ein öffentlich geistliches Examen in facie ecclesiae genau erforschet und nach Ablegung eines jeden Juraments, dazu elf Personen, teils fremde, teils einheimische, schon betagte Leute, zugelassen worden, nach Ablegung dessen darauf das heilige Abendmahl empfangen, und mit ihrem guten Gewissen bestätigt haben, wie hier folgendes aus beigefügter Authentifikation zu sehen." (Es folgen die Namen der Personen, welche die Erscheinung wahrgenommen, sowie die ihnen vorgelegten Fragen, die sie übereinstimmend beantwortet, und der Eid, den sie auf die Wahrheit ihrer Aussage abgelegt haben.)

Dieser Schein soll eine Vorbedeutung gewesen sein, wie weit man den Bau der neuen Kirche, die wegen des großen Zulaufs der Wallfahrer erweitert werden mußte, ausdehnen müsse. Denn verschiedene Versuche scheiterten an der Unsicherheit des Grundes, bis ein Baumeister genau bis zu der Stelle, wo vor 16 Jahren der Schein auf die Erde aufgeschlagen war, den Bau geführt hat.

240. Der Grund zur Erbauung der Johanneskapelle bei Lewin.

Vor Zeiten lebte in Lewin ein Weib, das als Hexe verrufen war. Rotes Haar machte sie schon von weitem kenntlich; in der Nähe aber sah man auch, daß sie rote Augen und einen teuflischen Gesichtsausdruck hatte, so daß man ihr unwillkürlich auswich. Sie stand offenbar mit dem Gottseibeiuns im Bunde; denn sonst hätte sie nicht die Gewalt gehabt, den Leuten die Felder unfruchtbar zu machen und das Vieh sterben zu lassen. Kam sie mit irgendeinem Anliegen zu einem Nachbarn oder Mitbürger, dann erhielt sie sicherlich, was sie forderte, damit sie nur nicht böse würde und Schaden anrichtete. Endlich war man ihres nichtswürdigen Treibens müde, ergriff sie und verurteilte sie zum Feuertode, lud sie auf einen Wagen (um ihr jede Berührung mit der Erde un-

möglich zu machen; denn wenn sie diese wieder erreicht hätte, dann würde sie sich unsichtbar gemacht haben und entflohen sein) und fuhr sie zu dem auf einem Kreuzwege errichteten Scheiterhaufen hinaus.

Schon von den Flammen umzingelt, rief sie, mit der Hand auf ein kleines, altes, hölzernes Haus deutend, aus: „Dies ist das festeste Haus!“ Darüber wunderten sich die Leute natürlich und gingen, nachdem das Feuer seine Wirkung getan und den Leib des Weibes in Asche verwandelt hatte, sofort zu dem Eigentümer jenes Häuschens, um von ihm zu erfahren, welchen Grund die Gerichtete zu ihrem Ausspruche gehabt habe. Der Mann entgegnete: „Ich habe nichts zu meinem Schutze als geweihtes Wasser, das ich fleißig im Vertrauen auf Gottes Macht benutze. Gegen dieses Mittel kann keine Hexe und kein Teufel etwas ausrichten und mir schaden.“

Seit der beschriebenen Hinrichtung trieb an der Stelle, wo der Scheiterhaufen gestanden hatte, ein Gespenst seinen Spuk. Um dieses zu beruhigen oder, wenn es der Ruhe nicht würdig sei, zu vertreiben, grub der Besitzer des benachbarten Grundstücks (der Müller in Jauernig) den Platz um, ließ ihn einweihen und baute darauf eine hölzerne Kapelle, die er der Obhut des heil. Johannes von Nepomuk empfahl. Später wurde das hölzerne Kirchlein durch ein größeres, steinernes ersetzt.

241. Von der hl. Katharina und dem Kirchbau in Sackisch.

Da, wo jetzt in Sackisch die Kirche steht, war ehemals ein Feld, das zur jetzigen Folknerschen Wirtschaft gehörte. Dort hat einmal der Bauer geackert. Plötzlich sind die Ochsen stehen geblieben und nicht fortzubringen gewesen. Der Bauer hat sich gewundert und nachgesehen, und da hat er ein Bild der heiligen Katharina aus der Furche gezogen. Es ist dasselbe, das heute noch auf dem Hochaltare steht. Hier ist dann die jetzige Kirche hingebaut worden. Um zu erklären, wie das Bild in den Acker gekommen ist, wird angenommen,

daß an derselben Stele schon einmal eine Holzkirche gestanden hat, die ist jedenfalls von den Hussiten zerstört worden, und man hat wohl vor der Zerstörung das Bild dort vergraben.

Wie es aber zum Kirchenbau an dieser Stelle gekommen ist, darüber wird folgendes erzählt: Erst hat man die Kirche am Paradieshübel bauen wollen, wo schon immer ein Kreuz und eine Steinkapelle steht. Man fuhr also Holz und Stein dort im Oberdorfe an. Aber früh morgens lag das ganze Baumaterial unten im Niederdorfe auf dem jetzigen Kirchplatze. Man hat alles zwar wieder hinaufgeschafft, am andern Morgen war's wieder unten. Und so ist es noch ein drittes Mal geschehen. Da sagte man, das hätten die Engel getan, und hat beschlossen, die Kirche auf dem Flecke zu bauen, wo man das Katharinenbild gefunden hatte. Und so steht sie halt hier.

242. Der Dammbau bei Sackisch.

Südlich der Kunststraße, die bei Sackisch vorüber führt, dehnt sich weithin ein Tal und bildet mit der Bucht der Kolonie „Paradies" eine ziemlich ebene Fläche, die sich nach Westen zu senkt. Das von den Bergen kommende Wasser wurde durch drei aufeinanderfolgende Dämme zu großen flachen Teichen aufgestaut, um dadurch Fischereianlagen zu schaffen. Die Errichtung dieser Dämme muß eine große Sache gewesen sein und viele Menschen beschäftigt haben. Die Sage erzählt, daß es beim Bau der Dämme zu einem grausamen Auftritt gekommen ist. Ein träger und widerspenstiger Mann wurde totgeschlagen und in den oberen Damm eingebettet.

Gegenwärtig sind an Stelle der Teiche große Wiesenflächen zu sehen, die der Herrschaft Gellenau gehören und im Volksmunde noch den Namen „Teiche" behalten haben.

243. Vom Bau des Kirchhofes in Brzesowie.

Als man den Kirchhof in Brzesowie anlegen wollte, da sollte er auf der Seite, außerhalb des Dorfes, zu liegen kommen. Schon hatte man den Zaun und Steine und Bretter

für die Totenhalle auf der Wiese angefahren. Aber am andern Morgen, als die Leute aufstanden und anfangen wollten zu bauen, war alles Material fort und lag auf einer ganz andern Wiese mitten im Dorfe. Da hat man es nun zwar zurückgefahren, aber am nächsten Tage lag's wieder am selben Orte. Und dorthin ist jetzt der Kirchhof gebaut worden.

Künstliche Gebilde.

244. Woher die Wagenschmierbutte am Rathause in Glatz stammt.

Wer in Glatz an der unteren Seite des Ringes entlang ging und seinen Blick zu dem ersten Stockwerke des Rathauses emporhob, der sah wohl auch an der Ecke desselben, welche der Hirschapotheke gegenüber ist, einen eigentümlichen Gegenstand eingemauert, den er vielleicht für einen alten Ritterhelm hielt. Ein solcher ist jenes Ding nun allerdings nicht, sondern die Nachbildung einer Wagenschmierbutte. Von ihr berichtet folgende Sage:

In alter Zeit, als die Handelsstraße zwischen Böhmen und Polen und deren Hinterländern durch die öde Gegend ging, die wir jetzt Grafschaft Glatz nennen, hing an einem Pfahle neben dem Klotze, an welchem verschiedene Kreuzwege zusammenkamen, und in das jeder vorüberwandernde Gesell einen Nagel einschlug, ein Gefäß mit Wagenschmiere, damit die Kutscher die Achsen ihres Gefährtes für den schlechten Weg, der über Berg und Tal, durch Flüsse und Sümpfe, über Gräben und umgeworfene Bäume führte und doch zurückgelegt werden mußte, gut einfetten konnten. Ein Kienrußmann, der oft genug Zeuge der Tierquälerei in den Wäldern gewesen war, hatte das erste in Rede stehende Gefäß mit dem entsprechenden Inhalt in der Nähe des Klotzes angebracht, und die Nachkommen jenes Wohltäters sorgten dafür, daß es der Butte nie an Füllung mangelte.

Auf Wunsch der Bürger brachten die Erbauer des Rathauses an diesem ein Abbild des nützlichen Tönnchens als Zeichen der Dankbarkeit für geleistete Dienste an.

245. Das wundertätige Muttergottesbild in der Pfarrkirche zu Glatz.

Auf einem Throne über dem Hochaltare der Pfarrkirche zu Glatz steht ein aus Zedernholz kunstvoll geschnitztes Bildnis der heiligen Maria mit dem Jesuskinde. Es soll um das Jahr 1190 (oder schon 1130 und 1140) von Kreuzrittern aus Syrien dorthin gebracht worden sein. Zu dem Bilde wallten von alters her viele Kranke, und die Gottesmutter soll fast immer ihre Bitten erhört und die Leidenden geheilt haben.

Das wundertätige Bild, dem nur noch das zu Drepano auf Sizilien (1187 in Jerusalem von den Tempelherren den Sarazenen entrissen) an Schönheit gleichkommt, soll in allen religiösen und politischen Stürmen nicht von seinem Platze gewichen, von keinem Brande beschädigt worden sein und von keiner Belagerung gelitten haben. Die Sage behauptet, daß auch der Wurmstich ihm keine Vernichtung bringen könne.

246. Die Vision des hl. Ernestus vor dem Marienbilde in der Pfarrkirche zu Glatz.

„In der Mitte des Hauptaltars dieser Kirche befindet sich ein Gnadenbild U. L. Frauen, welches aus Cedernholz gut geschnitzt und nach Aussagen von Kennern über 800 Jahre alt sein soll (P. Millers Beschreibung des Glätzer Marienbildes S. 37). Im Jahre 1310 geschah durch Gott bei dieser (!) Bildnis das erste Wunder in dem Gesicht des Arnestus, als er zu jener Zeit bei den St. Johanniter-Rittern studierte, und erst auf seinem Sterbebette im Jahre 1364 geoffenbart und selbst niedergeschrieben hat. Dies Gesicht war der Grund zu vielen und verschiedenen Stiftungen, welche er nachmals als Erzbischof zu Ehren der hl. Jungfrau Maria veranlaßte, und sich auch nach seinem Tode in dieser Pfarrkirche begraben ließ. Von jener Zeit an nahm die Verehrung dieses Bildnis mehr und mehr zu, so daß fast in jeder Kirche der Grafschaft ein nach dem Glätzer Modell ge-

schnitztes Marienbild zur Verehrung aufgerichtet wurde und vor wie nach den Reformationsunruhen viele Wallfahrten zu dem Gnadenbilde in der Pfarrkirche angestellt wurden."

Wunderbares Gesicht des E. W. Vaters Ernesti, welches er selbst beschrieben und nahe vorm End seines Lebens kund gemacht hat.

„Als ich zu Glatz in der Pfarr-Schul, welche die Spital-Herren S. Joannis von Jerusalem verwalten, studirete, und selbsten allda an einem Tag (meine an einem Samstag) mit andern Schul-Knaben stehend, der Vesper beywohnete, hat sich nach dem Magnificat, oder bald nach der Vesper, als ein Antiphon (ich meine das Salve Regina, wie ich mich eigentlich nicht erinnere) gesungen wurde, zugetragen, daß als ich das Bild angesehen, welches daselbst auf dem hohen Altar der seligsten Jungfrau Maria ware, bald ohne allen Verzug sich das Angesicht des Bildes der Ehrwürdigsten Jungfrauen und Mutter Gottes Maria sehr verdrüßlich und zornig von mir abgewendet und zu mir das Hinterteil des Gesichts und ein Teil des Rucken gekehret. Dabey ich hefftig erschrocken und verändert und gleichsam von Sinnen gantz bestürtzt; doch werete es nicht lange, daß ich wieder zu mir kommen. Jedoch konte ich nicht ansehen ohne Schröcken das Hinderteil des Gesichts, Halses und Ruckens, welche mir gantz unsauber, schimlicht und zerrissen vorkommen, auf solche Weiß, die ich mit eigentlichen Worten nicht erklären kan. Ich sahe sie an und finge an mit gantz traurigem und bitterm Gemüt die seligste Jungfrau zu bitten, sie wolte sich doch meiner erbarmen und ihr Angesicht wiederum zu mir wenden.

Da ich also in Traurigkeit betete, begunte ich ferner auf das Bild ihres Sohnes zu sehen und zu erfahren, ob sich auch das Angesicht des Bildes Jesu Christi von mir abgewendet hätte. Weil ich aber gesehen, daß es nicht verwendet, gewann mein Hertz etlichermaßen einen Trost, und verharrete im vorigen Gebet zu der glorwürdigsten Jungfrau, auf daß sie

ihr Angesicht wiederum zu mir wenden wolle. Indem ich also betete, ist nach kleiner Weil geschehen, daß sie langsam bey mählig und gleichsam noch nicht allerdings mit mir zufrieden das Angesicht zu mir gewendet, in denselbigen Stand, wie ich sie gesehen, eh daß sie verwendet und entrüstet war."

Ernestus erzählt dann, daß er von dieser wunderbaren Erscheinung niemandem etwas gesagt habe „aus Forcht und Schamhaffigkeit, daß ich nicht vor einen so grossen Sünder gehalten wurde." Von außen habe er sich fromm gestellt, inwendig aber in Gedanken und Werken sei er der Sündhaftigste gewesen von jener Zeit an bis zu dieser Stunde, wo er das Ereignis aufschrieb. Erst nahe vor dem Ende seines Lebens habe er für gut befunden, „zur Auferbauung der Glaubigen und Offenbahrung der Grösse seiner Sünden — das erschröckliche Wunderwerk — zu offenbaren." Er schließt die Aufzeichnung mit den Worten:

„Geschrieben durch mich der H. Prager-Kirchen unwürdigen Ertz-Bischoff durch meine sündhafftige Hände."

Klose (S. 8) macht über den Ort der Vision des seligen Ernest folgende Angaben:

Vor dem Hochaltare der Pfarrkirche zu Glatz befand sich ein Grabdenkmal aus rötlichem Marmor, auf welchem eine weißr Marmorfigur, einen Bischof darstellend, ruhte. Dieses wurde im Jahre 1881, da es in Stücke zerfallen war, fortgenommen und durch das gegenwärtig dort befindliche, aus karrarischem Marmor gefertigte Standbild eines knieenden Bischofs ersetzt.

Unter diesem liegen die Ueberreste des seligen Ernestus, der von 1346 bis 1364 Erzbischof von Prag war. Er war der Sohn des Landeshauptmanns von Glatz, Arnost von Pardubitz und Skara. Die Legende erzählt, daß er als Schüler der lateinischen Schule des Jesuiten-Collegii (vielmehr der Hospitaliter- oder Johanniter-Schule), das er von 1305 bis 1310 besuchte, an der Stelle, wo er jetzt begraben liegt, folgende Erscheinung hatte (die Vision wird kurz erzählt). Die Legende ist auf einem Wandgemälde an der linken Seite des Hochaltars dargestellt.

247. Ein Nachklang dieser Sage hat sich in Hausdorf bei Neurode erhalten:

In Neurode war einmal ein Meßdiener. Der hat immer in der Kirche gelacht. Darüber hat einmal die Muttergottes in der Kirche mit dem Kopfe geschüttelt. Darauf ist der Junge ernst geworden, und später ist er sogar Missionar geworden. Als er gestorben war, hat man in der Kreuzkirche in Neurode Knochensplitter von ihm als Reliquien aufgehoben.

248. Weitere Wunder, die dem Gnadenbilde in der Pfarrkirche zu Glatz zugeschrieben werden.

Miller in seiner Beschreibung des uralten wundertätigen Marienbildes in der Pfarrkirche zu Glatz teilt eine ganze Reihe wunderbarer Erscheinungen, besonders Hilfen, mit, die Maria zu Glatz den bei ihr Zuflucht Suchenden erwiesen habe.

Vor dem Jahre 1623 wird nur weniges berichtet, Miller meint, daß außer der Sparsamkeit der Vorfahren in Aufzeichnungen und dem vielfältigen Verluste solcher Bücher und Schriften namentlich die Abneigung der Neugläubigen (Protestanten) gegen alles Katholische schuld gewesen sei, daß ihre Aufzeichnungen von solchen wunderbaren Erscheinungen keine oder wenig Notiz nehmen (S. 178—180). Dennoch lasse sich manches zwischen den Zeilen lesen. So sage Aelurius in der Glaciographia S. 291 über die Glatzer Pfarrkirche: „Es halten sonsten die Catholischen Leuthe von dieser Glätzischen Pfarrkirche sehr viel wegen des erwehnten Marien-Bildes im hohen Altar, das noch vorhanden ist und allda stehet. Item wegen Ertz-Bischoffs Ernesti Leichnam, der in dieser Kirch begraben liegt. Item wegen Ernesti Grabstein, der, wie gemeldt, in viel kleine Stuck zersprungen ist. Darum halten sie auch diese Kirch für einen besondern heil. Ort und vergleichen ihn anderen heiligen Stellen."

Vom Jahre 1640 berichtet Miller (S. 184): „Oefters seyn über unser Pfarrkirchen zu Nachts schöne Lichter gesehen worden, bevorab im Jahre 1640, wie in Historia Collegii und das Leben Ernesti bezeugt mit diesen Worten: Luminibus coelestibus etc. Es laufft der gemeine Ruff und der Alt-Catholischen Zeugnis bejahet es, daß die Pfarrkirch öffters mit himmlischen Lichtern erleuchtet werde. Zu unseren Zeiten im Jahre 1640, als die größte Kriegs-Gefahr wegen des Schweden unserem Vaterland drohete, haben die Schildwachen auf dem Schloß gesehen, wie daß die feurige Kugeln vom Himmel biß auf die Kirch ab und von dannen wieder gen Himmel in eine unendliche Höhe empor aufgefahren. Den andern Tag darauf brachten sie die Zeitung eilends ins Collegium, welche dann R. P. Nicolaus Lancicius S. J., der im Ruff grosser Heiligkeit hernach gestorben, vielen durch die Provintz mit Brieffen zu wissen gethan."

Ein in Gefängnis und Eisenbanden geratener Soldat ward 1642 am dritten Tage, nachdem er sich der Allerheiligsten Dreifaltigkeit und der Mutter Gottes in der hiesigen Kirche verlobt hatte, von Banden frei (S. 185).

Eine Mutter verlobt ihr krankes Kind 1645 der Glatzer Mutter Gottes, worauf es gesund wird (S. 186).

Ein alter frommer Priester kniet vor dem Marienbilde und bittet die Mutter Gottes um eine gewisse Gnade mit inständigem und eifrigem Gebete. Da hat ihm das heilige Bild mit klarer Stimme, welche durch die ganze Länge der Kirche zu seinen Ohren gelangte, mit wiederholtem Ja! Ja! Ja! geantwortet (S. 188).

Im Jahre 1665 ist ein zündender Blitz mit schrecklichem Donnerknall in die Kirche gefahren und am Rücken des Gnadenbildes herunter in den großen Kasten gedrungen, wo die kirchlichen Gegenstände zur Bekleidung des Altars aufbewahrt wurden. Als der Rauch gedämpft war, erkannte man, daß das Gnadenbild ganz unversehrt war (S. 109 f.).

Unter den von Miller auf S. 191—222 erwähnten Fällen wunderbarer Hilfe der Glatzer Mutter Gottes in Krankheiten seien folgende hervorgehoben:

„Anno 1672 ward ein kleiner Knab mit der hinfallenden Krankheit sehr geplagt. Da schon alle an seinem Aufkommen verzweifelt, haben sie ihn zu unserm Gnaden-Bild verlobet. Als das geschehen, höret der Knab aus dem neben seinem Bett stehenden Cruzifix die Wort: „Stehe auf und trink". Er machte sie auff, tranke, und obschon er der Sprach zuvor gantz beraubt war, ruffete er die H. H. Namen Jesus und Maria an und ward gesund." (S. 194.)

Unser lieben Frauen Fürbitte bei Gott schrieben auch die erlangte Gesundheit ihres Töchterleins zu zwei Eheleute von Adel. Es traf den 26. Oktober 1678 die Kleine im fünften Jahr ihres Alters ein tödlicher Schlagfluß. Da kein menschliches Mittel und keine Arznei half, nahmen die Eltern ihre Zuflucht zur Mutter Gottes in der Glatzer Pfarrkirche und verlobten ihr das Kind. Nachdem dies in großer Feierlichkeit geschehen war und die Eltern und Freunde an eben diesem Tage abends sich in ein anderes Zimmer zur Tafel begeben hatten, meldet plötzlich die Amme, das Kind hätte sich in der Wiege aufgerichtet und begehrt, man solle Vater und Mutter rufen, denn es wäre U. L. Frau auf einem goldenen Altar mit großem Glanz und vielen Heiligen (die es auch nannte) umgeben zu ihm gekommen und hätte gesagt: „Der H. Antonius hat für Dich gebeten, ich will Dich gesund machen." Es hat darauf ein Marienbild verlangt und mit diesem die linke Seite, die vom Schlage getroffen war, bestrichen und gebetet, so gut es konnte. Dann ist es gleich aufgestanden, und nun ist es täglich mit ihm besser geworden. Nach völliger Genesung hat die Mutter das Kind in die Kirche geführt und ihm die dort befindlichen Marienbilder gezeigt, ob eins oder das andere diejenige Mutter Gottes gewesen sei, die ihm erschienen. Ueberall hat es die Frage verneint, erst vor dem hohen Altare hat es ohne weiteres auf das Gnadenbild gewiesen und hat gesagt, das sei die Mutter Gottes, die es gesund gemacht habe, nur habe sie einen ganz goldenen Rock gehabt und sei von großem Glanz umgeben gewesen.

Diese Beschreibung des Falles hat der Vater des Kindes selbst dem Verfasser der Historia übersandt.

Aus dem 19. Jahrhundert liegt ein Bericht von „des Gnadenbildes Schutz“ vor bei Klose:

Im Anfange dieses Jahrhunderts stürzte ein Lehrling bei der Erneuerung des Deckengewölbes in der Glatzer Kirche von dem über sechs Stockwerk hohen Gerüst vor dem Gnadenbilde auf die Steinfliesen des Altares, ohne den geringsten Schaden davonzutragen. Die wunderbare Verhütung des Todes jenes Knaben schrieb man dem Gnadenbilde zu.

249. Wie die von Hussiten geraubte Glatzer Muttergottesstatue*) wiedergefunden wurde.

Neben der Tür, die im Innern der Glatzer Pfarrkirche dem Aufgange zur Kanzel gegenüber in die Sakristei führt, steht auf einem an der Wand befestigten Piedestal eine Marienstatue, die in würdiger Weise den Sinn des gläubigen Beters auf die Mutter des Welterlösers hinlenkt und darum in gebührenden Ehren gehalten wird.

Einst wurde diese Statue von einer Schar Hussiten geraubt und nebst anderen Beutestücken bis nach Frankenstein mitgenommen, dort aber von den Dieben, die das große, schwer fortzuschaffende und noch schwerer zu verheimlichende Gut nicht weiter in die Fremde mitführen, wohl aber sich sichern wollten, in dem Keller eines Hauses, dessen Wirt es mit ihrer Partei hielt, hinter Kisten und Kasten verborgen. Doch nur wenige Tage blieb sie in dem unwürdigen Versteck. Als der erste auf den Plünderungszug folgende Samstag zur Neige ging und die Kirche den Christen ihren Abendgruß durch der Glocken Mund entbieten ließ, da klang es und sang es so laut und so lieblich aus dem die Muttergottesstatue bergenden Keller herauf, daß die Vorübergehenden stehen blieben und die in der Nähe Wohnenden herbeieilten, um den harmonischen Tönen zu lauschen. Natürlich fragte das Volk, woher diese nie vernommenen Melodien kämen. Niemand

*) Nicht zu verwechseln mit dem wundertätigen Muttergottesbilde auf dem Hochaltar.

konnte indes genügende Auskunft geben. Auch der Wirt schien dies nicht zu vermögen; wenigstens leugnete er, daß ihm die Quelle der überirdischen Musik bekannt sei. Schließlich konnte er es aber nicht hindern, daß die Leute in sein Haus, in dem offenbar das himmlische Singen den Ursprung hatte, eindrangen, es durchsuchten und die Marienstatue als Ursache der wunderbaren Töne entdeckten. Rasch wurde der Ortspfarrer benachrichtigt und in seiner Begleitung das Nachbild der Himmelskönigin in die Kirche getragen. Alsbald verstummte hier die Engelsmusik. Darauf wurde der Wirt gezwungen zu gestehen, woher das offenbar geraubte Kirchengut stamme, und da er die Johanniterkirche in Glatz als seine Eigentümerin angab, wurde die Statue am nächsten Sonntage mit gebührenden Ehren durch eine Prozession dahin zurückgebracht.

Ueber denselben Raubzug der Hussiten finde ich in einer Handschrift, die im Turmknopfe der alten Schlegeler Pfarrkirche lag, zum Jahre 1428 folgende Bemerkung: „Eben das Jahr haben die Hussiten sehr viele Marienbilder aus der Grafschaft nacher Frankenstein geführet und allda über einen Haufen gesetzt und den Pater Prior von Frankenstein darauf und angezündet, das Schlögler aber ist unverletzt geblieben."

250. Das seltsame Oel des Ernestus-Grabdenkmals in der Pfarrkirche zu Glatz.

Dem Marmordenkmal des seligen Ernst soll im 15. Jahrhundert (15. Mai 1467) ein seltsames Oel entquollen und so stark zur Erde geflossen sein, daß man es mit Löffeln aufschöpfen konnte. Es soll weder auf dem Wasser geschwommen, noch brennfähig gewesen sein, aber einen Geruch gehabt haben, als ob es von einem Menschenleibe herrühre. Die Sage berichtet, daß es aus den Tränen des seligen Toten entstanden sei, mit denen er die kommenden Schicksalsschläge der Stadt Glatz angezeigt habe. (Ein Augustinerprobst, Michael, hat diese Erklärung abgegeben und auf die Hussitenkriege und den Stadtbrand von 1469 bezogen.)

251. Der Ochsenkopf in der Glatzer Pfarrkirche.

Bis in den Anfang der siebziger Jahre des jetzigen Jahrhunderts hing in der Pfarrkirche zu Glatz, in der Nähe des Taufsteins, vom Gewölbe hernieder ein aus Holz gefertigter Ochsenkopf. Durch einige daran befestigte Lichthalter hatte man aus ihm einen Kronleuchter hergestellt und ihn so dem Dienste der Kirche gewidmet. Ueber die Ursache, warum der Ochsenkopf in das Gotteshaus gebracht worden war, erzählt die Sage wie folgt.

Als der erste Erzbischof von Prag, Ernestus von Pardubitz, am 30. Juli 1364 auf seinem Gute Raudnitz in Böhmen gestorben war, wurde seinem letzten Willen gemäß die Leiche nach Glatz übergeführt. Bis zum Weichbilde dieser Stadt war der Transport ohne jeden Unfall von statten gegangen. Hier aber waren die Pferde auf einmal nicht mehr imstande, die sterbliche Hülle des einstigen Kirchenfürsten vom Platze zu ziehen. Die Lenker ermunterten die Zugtiere durch Zuruf, trieben sie an durch Schläge, holten Vorspann herbei — doch ohne Erfolg. Die Rosse bäumten sich unter den schmerzlichen Peitschenhieben, rissen an den Ketten, gerieten in Schweiß und standen dann wieder zitternd still; die Last hinter ihnen konnten sie nicht bewegen. Endlich spannte man die Pferde aus und führte sie in die Stadt. Zugleich eilten Boten zu der Pfarrgeistlichkeit, um dieser das eingetretene Mißgeschick mitzuteilen. Inzwischen kam ein Glatzer Bürger, der in der Nähe seinen Acker gepflügt und dabei das eigentümliche Ereignis gesehen hatte, mit seinem Ochsen heran und bat die bei der Leiche zurückgebliebenen Wächter, daß sie ihm gestatten möchten, jenen vor den Wagen zu spannen. Gern ward ihm die Erlaubnis hierzu erteilt. Und siehe da! kaum fühlte das Tier, daß es eingespannt sei, da zog es, keines Antriebes weiter bedürfend, den Wagen ohne jede Anstrengung von der Stelle hinweg und dem Stadttore zu. Hier kamen dem Gefährte die Priester entgegen, die zu dem Orte des Unheils hinauseilen wollten. Der bloße Anblick des Stieres mit dem Wagen genügte, um alles zu erklären. Die bange Stimmung der Diener des Tempels und

des herbeiſtrömenden Volkes war im Augenblicke gehoben, und Gott lobpreiſend geleiteten ſie das Geſpann mit der koſtbaren Laſt zur Kirche, in deren Gruft die Beiſetzung des Leichnams erfolgen ſollte.

Zum Andenken an das Geſchehene ließen einige Bürger einen Ochſenkopf fertigen und hingen ihn mit Erlaubnis des Johanniter-Komturs, der damals Pfarrer war, in der Kirche als Dankesgabe für die von Gott durch einen Ochſen geleiſtete Hilfe auf.

Eine andere Sage meldet:

In jener fernen Zeit, als die Böhmen und Polen um die Herrſchaft über Schleſien und das Land Glatz rangen und auf ihren Raubzügen alles mitnahmen, was nur irgend einen Wert hatte, vergruben die Bürger von Glatz ihre neue Glocke auf den Wieſen, die heute Komturwieſen heißen, um dadurch ihren ehernen Rufer und Mahner vor fremder Habgier zu retten. Natürlich durften, um Verrat zu vermeiden, nur wenige den Platz wiſſen, wo die Glocke lag. Da die Unruhen und Kämpfe lange währten, die Zeugen des Glockenbegräbniſſes nach und nach ſtarben, ſo iſt leicht zu erklären, warum die Glocke und ihr Grab ſchließlich ganz in Vergeſſenheit geraten waren.

Einſt hütete ein Hirt ſeine Herde auf den Komturwieſen. Als er heimtrieb, blieb ein Schwein auf dem Weideplatze zurück. Eifrig wühlte es mit dem Rüſſel in der Erde, als es der Eigentümer am nächſten Tage fand. Bei genauem Nachſehen erblickte der Mann in der durch das Wühlen entſtandenen Vertiefung den oberen Teil einer Glocke, und nun ſelbſt nachgrabend legte er bald die ganze Glocke bloß. Freudig eilte er in die Stadt zurück und meldete ſeinen Fund. Jetzt erinnerten ſich ältere Bürger der Erzählung ihrer Väter von der vergrabenen Kirchenglocke, und raſch bereiteten ſie alles Nötige vor, um den Schatz vollends zu heben, zu bergen und an ſeine, ihm zukommende Stelle zu befördern. Kein anderes Zugtier aber vermochte den mit der Glocke belaſteten Wagen

zu bewegen, als ein Stier. Deshalb hingen die Bürger einen Ochsenkopf in der Kirche als Weihegeschenk auf.*)

252. Der Gelöbniskasten in der Pfarrkirche zu Glatz.

Unter den beiden Bildern zu beiden Seiten des Hochaltars in der Glatzer Pfarrkirche, welche die Hauptereignisse aus dem Leben des seligen Ernest, als Schüler und als Erzbischof vor dem Marienbilde, darstellen, befinden sich die Gelöbniskasten, in welche die Pilger in früherer Zeit die kostbarsten Geschenke von Gold, Silber und Wachs gelegt und durch solche Opfer von der wundertätigen Maria Heilung ihrer Leiden an Leib und Seele erlangt haben sollen.

253. Der heilige Primitivi zu Glatz.

Die Gebeine des heiligen Primitivi sollen ebenfalls in der Glatzer Pfarrkirche ruhen. Ihm ist an einem der mittleren Pfeiler auf der rechten Seite der Kirche ein Altar geweiht. Für besondere Leiden haben die Wallfahrer dort ihr Gebet verrichtet und Heilung erlangt.

254. Die heilige Sekunda zu Glatz.

Ein Altar in der Pfarrkirche zu Glatz, der dem Altar des heiligen Primitivi gegenübersteht, ist der heiligen Sekunda gewidmet. Auf diesem sollen sich die Gebeine der genannten Märtyrerin befinden. Der Legende nach sind an ihrem Todestage, den man als ihren Geburtstag (zum himmlischen Leben) betrachtet, viele Wünsche der frommen Bittenden erfüllt worden.

255. Die große Kerze in der Pfarrkirche zu Glatz.

An einem Pfeiler der Pfarrkirche zu Glatz ist eine Riesen-Wachskerze zu sehen, von der erzählt wird, daß eine Gräfin

*) Der Ochsenkopf befindet sich jetzt im Besitze des Fleischermeisters Pietsch in Glatz.

(Herberstein, verehelichte von Haslinger) sie (1720 oder 1724) ihrem Körpergewichte gleich anfertigen ließ und der wundertätigen Maria geopfert habe.

Der Volksmund weiß wohl noch eine andere, aber unbegründete Sage, nach der ein Feind der Kirche die große Kerze mit Pulver angefüllt und zum gottesdienstlichen Gebrauche geschenkt habe, um das Gnadenbild zu verderben. Sonderbarerweise soll die Kerze aber nicht angebrannt sein und einen Pulvergeruch verbreitet haben, durch den der Inhalt entdeckt und die Büberei vereitelt wurde. (Wahrscheinlich ein Anklang an die Albendorfer Pulverkerzensage.)

256. Ritterliche Waffenstücke in der Pfarrkirche zu Glatz.

An einem Pfeiler in der Nähe des Hochaltars der Glatzer Pfarrkirche hängen Waffen und eine Standarte. Man sagt, daß sie aus den Hussitenkriegen oder gar aus den Mongolenkämpfen herrühren. Nach anderer Sage sind es die Ritterinsignien eines der sieben Herzöge, die in der Pfarrkirche die letzte Ruhestätte fanden.

Am wahrscheinlichsten ist es, daß die Gegenstände dem ebenfalls (seit 1679) unter der Pfarrkirche ruhenden Reichsgrafen von Götzen, Landeshauptmann der Grafschaft Glatz, angehört haben.

257. Der Brunnen auf dem Glatzer Schlosse.

Im mittleren Hofe des Oberschlosses zu Glatz befindet sich ein gar schöner Brunnen. Er soll so tief sein, daß er der Stadt, ja sogar dem Neißeflusse gleich ist. Er ist ferner in so harten Fels eingegraben, daß an manchen Stellen die Arbeiter, die den Brunnen ausgruben, täglich kaum so viel Steingrus hatten ausbrechen können, als sie beim Feierabendmachen mit sich im Schurzfell heraustragen konnten.

Auf der Festung Glatz wird noch heute der 100 Meter tiefe Brunnen gezeigt, den die Heiden in uralter Zeit in der Burg Kladsko angelegt haben sollen. In der unheimlichen

Tiefe soll des Nachts oft Kettengerassel wahrgenommen werden, später aber verstummt sein, als man ein menschliches Gerippe daraus zu Tage gefördert und in geweihter Erde beigesetzt hatte.

258. Die Bildsäule des hl. Johannes von Nepomuk auf dem Donjon zu Glatz.

Auf der höchsten Spitze der Hauptfestung zu Glatz steht eine Statue des heiligen Johannes von Nepomuk. Diese hat früher auf der Feldtorbrücke gestanden und ist auf Befehl Friedrichs des Großen im Jahre 1773 an ihren jetzigen Standplatz gekommen.

Der Volksmund erzählt, daß sich die Figur einmal umgewendet, und zwar mit dem Gesicht nach Böhmen zu gewendet habe. (Geschichtlich steht fest, daß Friedrich II. befohlen hat, das Gesicht der Statue dem Böhmerlande zuzuwenden.) Zu verschiedenen Zeiten wollen auch Einheimische einen Lichtschein um diese Statue bemerkt haben.

Andererseits wird erzählt, daß die Nepomukstatue auf dem Donjon zu Glatz früher nach Böhmen gesehen habe; Friedrich der Große habe sie umkehren lassen und sie so gezwungen, nach Schlesien zu blicken.*) Doch sie habe sich wunderbarerweise umgekehrt und wieder nach Böhmen geblickt. So habe sie der König dann stehen lassen.

259. Der Kornbauer auf der Staupsäule zu Glatz.

Die Ernte des Jahres 1551 war in der Grafschaft Glatz durchaus mißraten. Daher wurden im folgenden Winter und

*) Der König von Preußen wollte dadurch ausdrücken, daß ihm die in Schlesien von Böhmen aus eingedrungene Verehrung des böhmischen Nationalheiligen nicht genehm sei, er wünschte, daß sie nach Böhmen, woher sie gekommen, sich zurückwende. Dafür begünstigte er den Kultus der heiligen Hedwig, die er „seine himmlische Frau Bas" nannte, mit der er im 20. Grade verwandt war. Knoblich, Lebensgeschichte der hl. Hedwig S. 263.

Frühling die Lebensmittel, besonders das Getreide, gar teuer, und wer noch ein wenig Mehl besaß oder sich einige ordentliche Brote zu erwerben verstand, der wurde allerseits als glücklich gepriesen und beneidet. Am drückendsten wurde die Not in Glatz. Der geringe Ertrag an Körnerfrüchten aus dem Weichbilde der Stadt und von der Feldmark der benachbarten Dörfer war aufgezehrt, und von weiterer Entfernung her wurde der schlechten Wege halber nichts herbeigebracht. Trübe schlichen den Armen die Tage dahin, und mit Bangigkeit schauten die Hungrigen in die Zukunft; denn hatten sie heute sich gesättigt mit einem Gericht aus den Kätzchen vom Haselstrauch und der Weide, womit sollten sie morgen den Magen füllen? Wer wußte, ob sie so viele Wurzeln aus dem Boden ausgraben würden, um damit das Leben auf einige Stunden zu fristen.

Diese Not, die scheinbar ihren Gipfel erreicht hatte, wollte ein Bauer zu seinem Vorteile benützen. Von einem kräftigen Knechte unterstützt, brachte er einen Scheffel Korn (Roggen), den er bis dahin auf der Bühne seines Hauses vor den Späheraugen verborgen hatte, auf den Markt. Im Augenblicke war er von Käufern umringt, aber ach! ihr Geld reichte nicht hin, um den Schatz des habsüchtigen Landmannes zu erwerben, der dafür die fast unerschwingliche Summe von 3 Talern forderte. Langsam und niedergeschlagen schlichen die nach dem Korn sehnsüchtig Verlangenden von dannen, indem sie den Bauern verwünschten, der weder vernünftiger Einrede noch zähem Feilschen, noch rührender Bitte zugänglich war. Aufgebläht stand er da, die eine Hand in der Tasche seiner Beinkleider haltend, mit der andern die obere Schicht des Roggens durchwühlend. Schließlich band er den Sack wieder zu und brachte angesichts der ihm fluchenden Bürger, mit einem Hohnlächeln auf seinem breiten Gesichte, sein kostbares Eigentum in Sicherheit. Darob aber rächten sich die Bewohner von Glatz. Zu ewiger Schmach ließen sie das Bild des hartherzigen Menschenfeindes in den Sandstein des Prangers einhauen, damit er der Nachwelt am Schandpfahle seine Schande zeige.

260. Warum der Löwe im Glatzer Stadtwappen zwei Schwänze hat.

König Ottokar II. von Böhmen wollte der Stadt Glatz auf Bitten der Ratmannen ein eigenes Wappen verleihen und ließ als solches in besonderer Huld, eingedenk der oft bewiesenen Stärke der Stadt, von seinem Hofmaler einen Löwen malen. Als das Wappen in Glatz seiner Umhüllung entledigt ward und die Väter der Stadt nach ungeduldiger Erwartung der eine über die Schultern des andern hinweg den ersten Blick auf das königliche Geschenk richteten, da waren ihre Gefühle recht geteilt. Sie freuten sich der Ehre, mit den Herrschern des Landes den König der Tiere im Schilde zu führen, aber sie betrübten sich darüber, daß dieser ihnen in ganz widernatürlicher Weise ohne Schwanz verliehen worden sei. Solche Verunstaltung hatte jedoch nicht im Willen des Königs gelegen, sondern war nur durch die Verpackung des Bildes geschehen, infolge deren auf dem Transport der richtig gemalte Schwanz weggerieben worden war. Nach kurzer Beratung beschlossen Bürgermeister und Schöffen nebst dem gebührenden Danke dem Könige die neue Bitte vorzutragen, daß er die Verstümmelung des Wappenlöwen huldvoll beseitigen lasse. Der König fand die Bitte durchaus gerechtfertigt und entschied, in überschwenglicher Güte, daß zum Ersatz für den einen verlorenen Schwanz dem Glatzer Löwen zwei Schwänze zu teil werden sollten. Und also geschah es.

261. Die Ziskatrommel.

Johann Ziska, der Hussitenführer, ist von jeher durch die fanatische Grausamkeit seiner Kriegführung berüchtigt gewesen. Mag in den Berichten über ihn manches übertrieben oder erfunden sein, es bleibt genug übrig, um es verständlich zu machen, daß dieser Mann vielen mehr für einen bösen Dämon als für ein Wesen von Fleisch und Blut gelten konnte. Noch über ein Jahrhundert nach seinem Tode erregte der bloße Klang seines Namens und die Erinnerung an seine Taten solchen Schrecken, daß Kaiser Ferdinand I. nicht in

Czaslau übernachten wollte, nachdem die zitternden Höflinge erst auf wiederholtes Fragen ihm mitgeteilt hatten, daß das Grabmal, bei dem man vorbeigekommen, Ziskas Ueberreste decke. Alles atmete auf, als diese Gottesgeißel 1424 starb.

Da verbreitete sich ein seltsames Märchen. Ziska selbst sollte sterbend Vorkehrungen getroffen haben, um nach seinem Tode noch unter den Seinen verweilen und sie ferner zum Siege führen zu können. Es hieß, er habe auf die Frage, wo er bestattet sein wolle, geantwortet, daß man seinen Leichnam den Tieren des Feldes hinwerfen, aus der Haut aber eine Trommel anfertigen möge, bei deren Schalle die Hussiten in die Schlacht ziehen sollten. Sowie diese Trommel ertöne, würden die Feinde die Flucht ergreifen. Diese Nachricht findet sich schon bei Aeneas Sylvius*), und spätere Schriftsteller, wie Albert Kranz, wissen zu berichten, daß Ziskas Befehl ausgeführt worden sei, und daß die Trommel alles geleistet habe, was man von ihr erwartete.

Mit einer bedeutsamen Aenderung hat Hormayr 1833 die Sage erzählt. Ziska, so schreibt er, habe befohlen, man solle die Tierhaut, die er stets unter dem Panzerhemd auf dem bloßen Leibe getragen, ablösen und aus dem bereiteten Felle eine Trommel zurichten. Diese solle man seinen Scharen vorantragen und vor Anfang jeder Schlacht rühren; ihr Ton werde alle Feinde in die Flucht schlagen. In der Tat habe auch die obere Seite dieser Trommel eine wahre Löwenstimme gehabt, der untere Teil aber, den er gewöhnlich über Brust und Herz getragen, sei von einem markerschütternden und doch gar herzlichen Tone gewesen. Die Trommel habe sich eine Zeitlang bei Ziskas Grabe in Czaslau und später im Schlosse zu Altbunzlau befunden. Wenn dem Böhmerlande irgend ein Unheil, Krieg, Hunger, Pest oder Tod hoher Personen drohte, so habe die Trommel von selbst angefangen zu wirbeln, anfangs dumpf und leise, dann immer lauter und schrecklicher, so daß ängstliche Gemüter über diese Töne in Wahnsinn verfielen. Der Bunzlauer Schloßhauptmann

*) † 14. August 1464 als Papst Pius II.

habe ein für allemal Befehl gehabt, es eiligst dem Prager Burggrafen zu melden, wenn die Trommel sich hören ließe, damit ungesäumt Anstalten getroffen würden, das Unglück zu wenden oder zu mindern.

262. Das Marienbild in dem Spittelkirchlein in Mariathal bei Glatz.

Auf den äußersten Feldmarken der Stadt Glatz, in Mariathal, nahe bei dem Dorf Königshain, liegt auf einem von Fichtenwald gekrönten Hügel eine kleine Wallfahrtskirche (Bild in „Grafschaft Glatz" 12. Jahrg. 1917 S. 23), die nach ihrem Erbauer noch heute den Namen „Spittelkirche" führt. Sie stammt aus dem Jahre 1713, und der damalige Besitzer des Spittelberges, der Hospitalmüller Heinrich Deckert, hat sie erbaut. Er ließ gleichzeitig ein Marienbild in das Kirchlein übertragen, das nach der Ueberlieferung vorher lange Jahre an einem Baum im Freien gehangen haben soll.

Nach einer Legende soll nämlich der Sohn eines Holzabzählers in Glatz, der als Handwerksgeselle auf der Wanderschaft zum Matrosen gepreßt, dann unter die Seeräuber und in die Sklaverei geraten, endlich aber wieder frei geworden war, in Erfüllung eines während der Gefangenschaft gemachten Gelübdes das Bildnis aus einem in der Neiße aufgefischten Stück schwarzen Holzes „von sonderbarer Form" von einem Bildhauer haben anfertigen lassen. Er selbst aber soll das Bild, welches er „Maria Trost" benannte, mit Genehmigung des Besitzers der Hospitalmühle und des „Spittelberges "an einer Kiefer auf dem Berge aufgehangen haben. Das Glatzer Volk ist immer gern dorthin gewallfahrtet.

263. Muttergottesbild in der Pfarrkirche zu Mittelwalde.

In einem Seitengange der Pfarrkirche zu Mittelwalde befindet sich ein Muttergottesbild, welches dasjenige sein soll, das Papst Innocenz XI. dem Könige von Polen, Johann Sobieski, geschenkt hat, als dieser (1683) die von den Türken bedrängte Stadt Wien entsetzt hatte.

264. Das Wandgemälde in der Einsiedelei bei Mittelwalde.

Auf dem Rübenberge bei Mittelwalde liegt eine halbe Stunde oberhalb der Stadt gegen Steinbach im Walde, an der alten böhmischen Grenze, eine kleine massive, aber dem Verfall nahe Kapelle, gewöhnlich die Einsiedelei genannt. In ihr ist ein Wandgemälde, das einen Ritter zu Rosse in altertümlicher Kleidung darstellt, der fast im Schlamme versunken ist. Der Sagen über das Gemälde gibt es mehrere, von einer wirklich hier vorhanden gewesenen Einsiedelei weiß man jedoch nichts.

265. Marie Antoinettes Schleier in der Neundorfer Kirche.

In der Neundorfer Kirche befindet sich ein Schleier, der einst der unglücklichen Königin Marie Antoinette, der Tochter Maria Theresias, gehört haben soll. An jenem Tage, wo ihr Haupt auf dem Schaffot fiel — es war am 16. Oktober 1793 — soll sie diesen Schleier ihrem Beichtvater geschenkt haben, dem Abbé de l'Orme. Nach vielen Wanderungen von Hand zu Hand soll er endlich in die Kirche zu Neundorf gelangt sein.

Der Schleier ist eine drei Meter lange und $^1/_3$ Meter breite echte weiße Spitze.

266. Das Gnadenbild und die Wallfahrtsstätte Maria Schnee auf dem Spitzigen Berge bei Wölfelsdorf.

Um das Jahr 1750 lebte im oberen Bauernhofe zu Wölfelsdorf ein Mann namens Christoph Veith, der eine besondere Vorliebe für den zu seinem Vaterhause gehörigen und diesem zunächst liegenden Spitzigen Berg hatte. Christoph Veith war aber auch ein eifriger Marienverehrer, und als er im Jahre 1750 an einer Wallfahrt nach dem weit entfernten Gnadenorte Maria Zell teilnahm, brachte er ein aus Holz geschnitztes Bildnis der Muttergottes mit, welches dem zu Maria Zell ähnlich war. Er trug es auf die Spitze des

Berges und hing es an einer Buche auf. Zum Schutze gegen die Witterung brachte er später ein hölzernes Häuschen aus Brettern um das Bild an. Im Jahre 1765 ereignete es sich, daß bei einem orkanartigen Sturme der Baum entwurzelt und das Häuschen zertrümmert wurde. Als man aber das Bild ganz unversehrt vorfand, galt dies bei der Bevölkerung als ein wunderbares Ereignis, und seitdem nahm die Verehrung des Bildes, wie sie von Anfang an bestanden hatte, den Verlauf von Wallfahrten. Als nun im Jahre 1777 ein Knabe, der in eine Kalkgrube gefallen und fast erblindet war, dadurch, daß die Eltern zur Mutter Gottes auf dem Spitzigen Berge ihre Zuflucht nahmen, binnen drei Tagen genas, war das Volk überzeugt, daß die göttliche Gnade durch die Fürbitte Mariens sich auf diese Stelle herablasse, das Bildnis galt als ein Gnadenbild. Der Zustrom der Wallfahrer ward so groß, daß man das Häuschen, das man nach dem Unfall von 1765 errichtet hatte, durch ein größeres ersetzen mußte. Als nun immer neue wunderbare Gebetserhörungen bekannt wurden und die dadurch immer noch zunehmende Menge der Bittenden nur mit Mühe und nach langem Harren Zutritt zu dem Gnadenbilde erlangen konnte, ward der Bau eines Kirchleins zur unabweisbaren Notwendigkeit. Bisher hatte sich die Entwickelung der Wallfahrtsstätte aus dem Volke heraus und ohne besondere Beförderung der Geistlichkeit vollzogen. Erst vom Jahre 1778 an nahm sich der damals eintretende Pfarrer Joseph Franke im Verein mit dem Gutsbesitzer Johann Veith und einem gewissen Christoph Wagner der Sache tatkräftig an, ein Bauplatz wurde etwas unterhalb der Bergspitze gewählt und von der Kirchgemeinde erworben. Dort steht jetzt die Wallfahrtskirche, die im Jahre 1781 zu bauen begonnen und 1782 unter dem Namen Maria Schnee (S. Maria ad nives) eingeweiht wurde.

267. Das Frauenbild zu Wilhelmsdorf (Wilmsdorf).

In diesem Dorfe der Grafschaft Glatz war vor vielen Jahren ein Bauer, mit Namen Schneider, welcher ohne alle

seine Schuld und nur aus Unglück schier von Haus und Hof gekommen. Alle Mühe war umsonst; es wollte nichts ersprießen, Vieh und Pferd erkrankten ihm; der gute Mann kümmerte sich stark. Einmal kam ihm im Schlafe vor, es werde alles in seinem Hauswesen besser werden, wenn er ein Muttergottesbild machen lasse und solches in der Dorfkirche auf den Altar stelle. Der Bauer hat dies getan, das Bildnis der schmerzhaften Mutter Gottes machen lassen und es auf den Altar gesetzt. Da hat alles sich in einen bessern Stand zu schicken angefangen: das Vieh ist wieder gesund worden, und er selbst als ein armer Tropf zu einem ziemlichen Vermögen gekommen. Als die andern Bauern solches vernommen, haben auch sie mit großem Nutzen zu diesem Bilde ihre Zuflucht genommen. Im Jahre 1645 hat ein guter, frommer, aufrichtiger Bauer, namens Georg, aus Furcht von den Soldaten beraubt zu werden, seine wenigen Dukaten, in Werg und Leinwand wohl eingemacht, bei einem hohen Baume in die Erde vergraben. Nach etlichen Tagen wollte er zu dem Hauswesen etwas davon nehmen, war aber das Geld nicht mehr vorhanden. Der gute Georg fällt auf die Kniee nieder, verlobt der Mutter Gottes zu Wilhelmsdorf, wenn er das vergrabene Geld wieder bekomme, ein Kleid oder einen Rock machen zu lassen. Siehe, da kommt daher geflogen ein Rabe, der bringt das Geld, wie es eingemacht war, in dem Schnabel, wirft es vor Georgs Füßen nieder und fliegt wieder davon. Der Georg, voll Freuden, eilt dem Pfarrhofe zu, erzählt alles dem Herrn Pfarrer Ruprecht und gibt ihm einen Dukaten zur Bekleidung des Bildes. Welches alles der Pfarrherr durch ein öffentliches schriftliches Zeugnis authentisch bezeuget.

268. Das wandernde Bild in der Waldkapelle zwischen Zettritz und Walddorf.

Zwischen den beiden Dörfern Zettritz und Walddorf liegt im Walde eine Kapelle, die aus folgender Ursache erbaut wurde.

In Altwilmsdorf wurde eine Bauerswitwe schwer krank und sollte nach Aussagen aller Aerzte der Umgegend dem Tode in kürzester Frist verfallen. Als sie dies hörte, wandte sie ihr ganzes Vertrauen auf Gott und die Jungfrau Maria. Einige Zeit schien trotzdem ihr Gebet keine Erhörung zu finden, bis sie während einer Nacht im Traume die Gottesmutter sah. Diese versprach der Kranken Wiederherstellung der Gesundheit, wenn sie das Marienbild, das in der Stube hing, in dem oben genannten Walde anbringen und dort eine Kapelle erbauen ließe. Sofort wurden die nötigen Vorkehrungen zum Baue getroffen, und nach wenigen Wochen war die Kapelle fertig. Das Marienbild aber wurde nicht in der Kapelle, sondern neben dieser an einem Baume befestigt. Kaum war das geschehen, so besserte sich der Zustand der Kranken, sie konnte das Bett verlassen und fühlte sich bald vollkommen gesund. Anfänglich wurde die Kapelle selten und meist nur von Wallfahrern besucht, die auf dem vorüberführenden Wege nach Albendorf gingen; später mehrten sich die frommen Beter an dieser Stätte, weil Nachstehendes bekannt wurde.

Einige Wallfahrer hatten das besprochene Bild vom Baume ab- und nach Albendorf mitgenommen, um es in der dortigen Kirche aufzuhängen. Allein plötzlich war es von da verschwunden und wieder an seine alte Stelle am Baume zurückgekehrt. *)

269. Die Volpersdorfer Steinkreuze.

In der Dorfgemarkung Volpersdorf, hart an der Straße, steht bei den Kilometersteinen 26,6 + 63 Meter und 22,2 + 30 Meter je ein in rotem Sandstein ausgehauenes Kreuz. Ueber deren Bedeutung ist der Volksmund verschiedener Auffassung. Die einen sagen:

*) Im vorigen Jahrzehnt brannte die Kapelle gänzlich aus. Beter hatten bei ihrer Andacht Kerzen angezündet und diese beim Weggehen nicht ausgelöscht. Die Flammen hatten das Altartuch erfaßt und, was sonst Brennbares vorhanden war, in kurzer Zeit verzehrt. Erst nach mehreren Jahren fanden sich fromme Personen, welche die Kapelle wieder herstellten. Jetzt hat sie ein schmuckes Gewand, und zahlreiche Besucher finden sich ein.

Dort, wo die beiden Kreuze stehen, sollen die äußersten Grenzen einer Pestepidemie gewesen sein. Nur das Mitteldorf, nicht aber das Nieder- und Oberdorf sollen von der Seuche heimgesucht worden sein. Die andern:

An diesen beiden Orten sollen Mordtaten verübt worden sein, zu deren Entsühnung die Kreuze gesetzt worden seien. Oder:

Es sollen Massengräber entweder aus dem 30jährigen oder 7jährigen Kriege hier sein. Oder:

Das Steinkreuz bei 23,6 + 63 Meter soll daran erinnern, daß dort ein Bauer mit seinem Gespann versunken sein soll.

Soweit der Volksmund!

270. Das Kreuz bei Maria Hilf (Neurode).

Hinter dem Krankenhause Maria Hilf in Neurode gegenüber der Kreuzkirche steht ein hohes Holzkreuz mit einem lebensgroßen Christuskörper. Von diesem wurde früher erzählt, es wachse der Bart des Heilandes immer wieder nach, so daß er von Zeit zu Zeit beschnitten werden müsse.

271. Das Sühnekreuz am Farbrichswege in Hausdorf.

Am Vorwerkswege nach Kolonie Wenzelshain in Hausdorf steht ein altes Steinkreuz, das, halbverschüttet, wenig mehr als einen halben Meter über den Boden ragt. Von alten Leuten wird erzählt, das Sühnekreuz sei errichtet worden, weil an dieser Stelle eine Braut auf dem Zuge zur Kirche von dem verschmähten Liebhaber erschossen worden sei. Eine andere Erzählung besagt, es sei errichtet worden, weil hier zwei Schäfer einander erschlagen hätten.

272. Der Geldsteinweg.

Ueber dem Bärenstein an der Grenze des Hausdorfer Ober-Forstreviers mündet in den Grenzweg der sogenannte

Geldsteinweg ein. Er wird deswegen so genannt, weil neben dem Wege sich Gruben befinden, wo Geld gesucht worden ist. Dieses soll der Volkssage nach dort vergraben worden sein.

273. Wie die Muttergottes zu Albendorf das Messer eines Räubers in Holz verwandelt.

Durch düsteren Wald schlängelte sich im Rathengrunde hinauf ein schmaler Fußsteig, der bei dem Kirchlein in Albendorf sein Ziel erreichte. Nur wenige Personen betraten ihn, denn die Zahl der Waller war noch klein. Eines Tages pilgerte, fromme Gebete verrichtend, eine Jungfrau diesen Pfad. Plötzlich sprang aus dem Dickicht heraus ein wild aussehender Wegelagerer, packte das Mädchen, warf es zu Boden und drohte es zu töten, wenn es nicht willig seinen Wünschen sich füge oder um Hilfe schreie, um etwa nachkommende Personen zur Eile anzuspornen. Trotz dieser Drohung rief die Gefährdete gellend in den Wald hinein. Darüber erzürnt, riß der Räuber aus seinem Gürtel einen Dolch heraus und senkte dessen Spitze gegen die Brust der wehrlos Daliegenden. In solch furchtbarer Not rief die Jungfrau: „Maria von Albendorf stehe mir bei!“ und in dem nämlichen Augenblicke verwandelte sich der Dolch in ein Stück Holz. Darüber erschrocken, warf der Wegelagerer das verwandelte Mordinstrument weg und lief wie ein gehetztes Wild zwischen den Bäumen davon. Die Geängstigte hob, Gott und Maria dankend, das die Form eines Messers zeigende Holzstück, vom Volke kurz Holzmesser genannt, auf und nahm es mit nach Albendorf, wo sie es in dem Kirchlein der Retterin als ein Zeichen der erlangten Hilfe niederlegte.

274. Das wunderwirkende Muttergottesbild an der Linde zu Albendorf.

Neben der uralten Kirche Unserer lieben Frau zu Albendorf stand eine verwüstete uralte Ara unter einer von Würmern ausgehöhlten Linde. Diese Linde und dieser Altar

mußten im Jahre 1693 wegen des neu angefangenen Kirchbaues weggeräumt werden.

Die Einwohner Albendorfs erzählen nun von dieser Linde folgendes: Vor langen Zeiten hat auf der Aue unweit der Linde ein blinder Einwohner, namens Jann, gewohnt, der pflegte oft unter der Linde zu ruhen und Gott um Wiedergabe seines Gesichtes anzuflehen. Als er einst ohne Führer zurück in seine Behausung gehen wollte, hat er sich an der Linde dermaßen hart gestoßen, daß er aus Ungeduld gen Himmel geschrien und Gott inbrünstig gebeten, er wolle ihm aus Gnaden sein Gesicht wiederum verleihen. In diesem Augenblick spürt er eine schreckliche Erschütterung und fällt zur Erde. Wie er nun auf der Erde liegt, öffnen sich beide Augen und er spürt wahrhaftig durch Anschauen des grünen Grases, daß sich seine Augen geöffnet haben. Er erhebt sein Angesicht und erblickt das kleine Bildnis in einem zarten weißen Schein, die liebe Mutter Gottes, um das Haupt mit dreifachen glänzenden Strahlen geziert, tragend das Kindlein Jesu auf dem rechten Arm. Lange bleibt er knieend und betend, bis man ihn sucht und nach Hause führen will. Als er nun der Seinigen ansichtig wird, springt er vor Freuden auf und erzählt ihnen alles, was sich zugetragen hat. Diese Geschichte wird bald ruchbar in der Umgegend, und viel Volk strömt herbei, das Bildnis zu sehen. Ladislaus, Herzog zu Münsterberg, damaliger Herr und Besitzer der Grafschaft Glatz, der sich oft Jagens wegen auf Schloß Hradek aufzuhalten pflegte, hörte ebenfalls von diesem Bildnis und ließ zu Ehren der Himmelskönigin Maria unter dieser Linde einen steinernen Altar aufrichten und des öfteren, wenn er im Orte war, Gottesdienst daselbst halten. Dann kam viel Volk aus der Umgegend zusammen und trug der Gottesmutter seine Anliegen vor und fand Anhörung, besonders Genesung in Krankheitsfällen. So hat allmählich die Andacht zu dem Orte erheblich zugenommen, dergestalt, daß nach Aussagen der alten Einwohner, als Jakob Mehrs, eines Mannes von 104 Jahren, Matthes Adelt, etliche 90 Jahre alt, wie auch Thomas Ihm, eines Mannes von 100

Jahren, unter ihrem Gewissen ausgesprochen haben, daß sie es aus ihrer Voreltern Munde haben sagen hören, daß der Zulauf zu diesem Orte noch vor den unruhigen Zeiten so groß gewesen sei, daß der ganze Platz von der Linde an bis zu den Rathener Grenzbüschen voll Menschen, Pferde und Wagen gestanden hat, auch sich gar wohl zu erinnern wissen, daß um die Linde oberhalb des Altars viel unterschiedliche Zeichen der Gnade, als Krücken, Handstelzen und Fußschellen gehangen haben, die aber durch die unfriedsamen Zeiten teils herunter gefallen, teils „verbrunnen", verfault und verloren gegangen sind.

275. Das Kreuz an der Sägemühle in Albendorf.

Zwei Brüder, Ritter von Pannewitz, liebten (1595) gleichzeitig Valeska, die schöne Grafentochter vom Gute. Aber beide verbargen ihre Liebe vor einander, und Valeska ließ sich beider Werben gefallen. Der eine war zarter von Gesinnung und liebte es, seiner Angebeteten süße Melodien als Ständchen vor ihrem Fenster darzubringen. Der andre war ein ungestümer Jäger und pflegte seine Jagdbeute der Geliebten zu widmen. Sie nahm beides so entgegen, als ob sie gerade dem zufällig Anwesenden allein von Herzen geneigt sei; denn sie hatte etwas weiblich Verschlagenes in ihrem Sinne. Aber es blieb nicht aus, daß jeder das Geheimnis des andern entdeckte, und sie entzweiten sich in wilder Eifersucht. Schließlich kam es so weit, daß sie sich oben am Hange mit der tödlichen Waffe entgegentraten, der Jäger aber stieß seinem milderen Bruder den Degen in die Brust, daß er stöhnend zusammenbrach. Doch auch dieser hatte seinen Bruder so schwer verwundet, daß sie schließlich beide sterbend am Wiesenraine lagen. Im Augenblicke des Abschieds vom Leben versöhnten sie sich und starben Hand in Hand. Als dies Valeska erfuhr, brach sie in laute Klagen aus, auch für sie gab es keine Hoffnung mehr. Sie stürzte sich in den Mühlbach und ward als Leiche ins Räderwerk der Sägemühle getrieben. Die Mühle stockte und der Müller fand ihren verstümmelten Leichnam.

Wo aber die beiden Junker gefallen waren, hat man ein steinern Kreuz gesetzt, das heute noch steht.

276. Die Hundsage haftend an alten Grabsteinen zu Wünschelburg.

Am Torgebäude des alten Kirchhofs zu Wünschelburg links neben der Tür des Beinhauses sind ein paar alte Grabsteine eingemauert. Das Torgebäude ist nach der vorn über dem Eingange eingehauenen Jahreszahl 1775 errichtet, und man hat damals wahrscheinlich diese Grabsteine hier eingefügt, um sie zu erhalten.

Zu unterst befindet sich eine große Platte mit dem Bilde von fünf eingewickelten Kindern („Wickelkindern"), von links nach rechts eins immer kleiner als das andere. Darüber stehen die Bilder einer Frau und eines Mannes, die Frau mit zwei Wappen oberhalb ihrer Gestalt, der Mann mit einem einzigen links neben seinem Kopfe. Zu oberst ist ein vierter Grabstein angebracht mit dem Bilde eines kleinen Kindes. Bei dem unten befindlichen Grabstein mit den Wickelkindern handelt es sich um Kinder des Stadtvogtes Friedrich Therer, der in der Zeit des 30jährigen Krieges lebte und eine Chronik von Wünschelburg verfaßt hat. Eine schwer lesbare Inschrift gibt die Namen und das Todesjahr der Kinder an.

An diesen Grabstein knüpft sich nun die folgende Sage: Ein Ritter, der auf dem Freirichterhofe zu Rathen saß, mußte in den Krieg ziehen und blieb Jahre lang in der Ferne. Derweil bekam die ungetreue Frau Kind um Kind. Plötzlich wurde ihr die Nachricht gebracht, daß der Mann zurückkehre. In ihrer Angst tat sie die Kinder in einen verdeckten Korb und trug sie hinaus, sie zu ertränken. Einem Begegnenden — vielleicht war es der Gatte selbst — antwortete sie auf seine Frage, sie trage junge Hunde in den Teich. Der Teich aber erhielt von der Untat den Namen Hundeteich.

Eine kürzere Form der Sage weiß, daß die Frau, in Anwesenheit ihres Mannes, auf einmal sieben oder gar neun Kinder zur Welt gebracht habe, die der überraschte Vater im Grimm junge Hunde nannte und ertränken ließ.

277. Der Fouquéweg auf den Seefeldern von den Schweden erbaut.

„Den Fouquéweg haben die Schweden erbaut, als sie durch den Nesselgrunder Forst bis hierher vorgedrungen waren. Ihr Oberst hat Fouqué geheißen. Nach diesem ist der Weg genannt worden. In dem Torfe der Seefelder haben die Leute bisweilen kleine Hufeisen gefunden, die waren von den Schwedenpferden und sind im Moore stecken geblieben."

Tatsächlich ist der Fouquéweg erst in den Schlesischen Kriegen, allerdings wohl aus militärischen Gründen, von dem damaligen Festungskommandanten von Glatz, General de la Motte Fouqué, angelegt worden. Beiträge zur Naturdenkmalspflege Bd. VI. Heft 2 ,1919. S. 135.

278. Das Sühnekreuz in Lewin.

In Lewin steht ein Steinkreuz hinter dem auf der Prager Straße gelegenen Hause Nr. 88, seitlich am Feldwege der zum Gasthof „Deutsches Haus" gehörenden Grundstücke. Es ist so unansehnlich, daß Vorübergehende kaum davon Notiz nehmen. In früherer Zeit soll es „Pestkreuz" genannt worden sein, eine historische Begründung hierfür fehlt aber. Das Kreuz besteht aus einem roh bearbeiteten Sandstein, es ist etwas über einen Meter hoch, mit einem gleich breiten Querbalken. Eine Inschrift ist nicht vorhanden.

Eine mündliche Ueberlieferung, die man noch vor Jahren kannte, erzählt von einem Bauer, der aus Eifersucht einen Mord beging, und zwar an der Stelle, wo heute das Kreuz steht.

Die Ueberlieferung findet eine Stütze in einer Mitteilung in der Urkundlichen Geschichte der Grafschaft Glatz von Alois Bach. In den Dekanatsschriften nämlich vom Jahre 1560, in denen von der Sühne eines Ortes im Kirchspiel Lewin die Rede ist, wird mitgeteilt: „Ein Bauer in Kl.-Krzischney war verpflichtet, seinem Pfarrer Roboten zu leisten, die ihm (dem Pfarrer) vor Zeiten ein Herr vom Schloß Hummel auf ewig geschenkt hatte, um das Haus (des Bauern

Haus) zu beruhigen, das wegen eines an diesem Ort begangenen Mordes angefeindet wurde.“ Das Roboten war aber im 16. Jahrh. als Sühne nicht mehr üblich, dagegen die Setzung eines Steinkreuzes war noch Sitte. Also wurde statt der Robotleistung das Steinkreuz gesetzt.

279. Der unterirdische Gang von der Hummelburg nach Reinerz.

Der Gasthof zum Hummelfürsten in Reinerz war früher die städtische Taberne und gehörte in alter Zeit den Herren der Burg Hummel. Von dem Keller dieses Gebäudes soll ein riesiger unterirdischer Gang bis in die Hummelburg geführt haben, und die alten Burgherren sollen in den Nebengemachen dieses Ganges ihre Schätze aufbewahrt haben. Den Gang selbst aber benutzten sie zu Ausfällen, wenn die Feinde die Burg umzingelten und sie diesen in den Rücken fallen wollten.

Flur.

(Quellen, Felsen und andere Naturstellen.)

280. Der heilkräftige Marienbrunnen am Götzhofe zu Glatz.

Am Götzhofe in Glatz ist ein Brünnlein, über dem sich ein altes Marienbild befindet. Zu diesem Brunnen wanderten früher (und auch noch in der Neuzeit) viele Glatzer, um in den Morgenstunden der Maitage das Wasser zu schöpfen und zu trinken. Denn der Sage nach soll zu dieser Zeit das schöne frische Quellwasser des Brunnens heilkräftig sein.

281. Die Schusterwiesen zu Glatz.

Die Schusterwiesen im Glatzer Stadtbezirk sollen einer alten Stiftung angehört haben. Es wird erzählt, daß ein Glatzer Bürger, Wenzel Schramm, vor dem Gnadenbilde gebetet habe und von einer Krankheit geheilt worden sei. Aus Dankbarkeit stiftete er einen Altar und schenkte zu dessen

Unterhaltung zwei Stadthäuser und eine Wiesenfläche. Da der Stifter Schuhmacher war, sind die Wiesen seit jener Zeit (1493) die Schusterwiesen genannt worden.

282. Der Mariannenstein.

An den Mariannenstein bei den Haselwiesen, die zwischen dem Tal der großen Wölfel und dem Klessengrund liegen, knüpft sich folgende Sage. Eine Prinzessin (Marianne), die mit ihrem Gemahl nicht gut lebte, soll einst mit einem vierspännigen Wagen hier hinuntergefahren oder vielmehr absichtlich hinuntergestürzt worden sein, so daß sie ihren Tod fand.

283. Die Entdeckung des Heilquells zu Landeck, und zwar der Georgenquelle.

Wann die warmen Bäder zu Landeck entdeckt worden, darüber schweigt alle Geschichte, und nichts als Sage ist, was die Alten darüber berichten:

„Wie die alten Reden gehen, und aus dem Bericht, welchen der Raht zu Landeck Reimweise verfertigen, und andern diesem Bade zu Verkleinerung ertichteten, ungeschickten Reimen entgegen seyn lassen, zu vernehmen, hat man von Erfindung dieses warmen Brunnens so viel Nachricht, daß dieser Ort und Gegent ist vor etlichen hundert Jahren weit und ferne eine große Einöde und Wildnüß gewesen.

Als nun zur selben Zeit ein Hirte mit seinem Viehe in solchen Wald weit hineingeraten, hat er einen schönen Qual funden, aus welchem er zu trinken eine Lust bekommen. Indem er aber statt eines frischen Trunkes, den er anzutreffen vermeynet, warmen Qual geschmecket, hat er nicht allein des Trinkens sich enthalten, sondern auch über dem selzamen Geruch und Farbe dieses Wassers sich höchlich verwundert, und was er allda angetroffen andern Leuten angezeiget, welche es gleicher weise besichtiget, gekostet und betrachtet, und daraus geschlossen, daß dieser Qual etwas gutes in sich haben müsse, darumb sie auch Versuch gethan, ob er für Krankheiten dienen möchte, und solches eben sowohl just und bewärt befunden.

Nachdem nun durch vielfältigen Brauch eine gute Zeit dieses Qualles Nutzbarkeit den Einwohnern selbiger Gegent bekannt worden, ist das Geschrey davon auch in andere abgelegene und frembde Oerter erschollen, dannenhero solcher Qual von ihnen besuchet, und seine Tugend durch Heilung vieler Gebresten an Tag kommen. Welches nochmals Ursach gegeben, daß der Qual zu einem Brunne ist zugerichtet, auch dabei ein Häuslein, zwar schlecht, gebawet worden, damit frembde Leute darinnen Herberge haben, und sich geringlich behelfen könnten."

Diese Erzählung stammt von dem Medikus D. Samuel Schilling zu Neisse, der auf Ersuchen von Schickfuß eine Abhandlung „Vom Uhrsprung und Erfindung des warmen Brunnen zu Landeck" geschrieben, um dessen Schlesischer Chronika" einverleibt zu werden.

284. Zerstörung des Bades zu Landeck durch die Mongolen.

In einem gereimten Berichte des Landecker Rates aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts findet sich die Nachricht, daß der Heilbrunnen zu Landeck nebst einem zur Herberge für fremde Leute bestimmten Häuschen von den Mongolen zerstört worden sei, als sie auf den Roten Wiesen einen Sieg errungen hatten.

Auch die Hussiten sollen in den Jahren 1428 und 1431 die Brunnenanlagen verwüstet haben.

285. Auffindung des Quells des Marienbades zu Landeck.

Das Marienbad, auch das „neue Bad" genannt, ist 1678 entstanden. Der Quell soll schon vor vielen hundert Jahren bekannt gewesen sein, und man erzählt, daß bei der Ausgrabung des Brunnens viel altes Gerät und Handwerkszeug in der Tiefe des Quells aufgefunden worden sei.

286. Woher der Pfaffensteig und das Pfaffengründel ihren Namen haben.

Winkeldorf darf sich rühmen, eine der ältesten christlichen Kirchen in der Grafschaft zu besitzen. Kaum hatten sich in dem lieblichen, von lang sich hinziehenden Bergarmen schützend umfaßten Tale, südlich vom Blauen Berge, einige Einwohner angesiedelt, da verlangten sie auch nach einem Priester, der sie und ihre Kinder in der Religion unterrichte, die sie bereits im Frankenlande kennengelernt und geübt hatten. Der Priester kam, stillte die Sehnsucht nach der Wahrheit und baute, um für seine Schäflein das Opfer des neuen Bundes darbringen zu können, eine Kapelle. Bald mehrte sich die Zahl der Talbewohner. Aber nicht alle neuen Ankömmlinge waren derselben guten Gesinnung, wie die bereits Angesessenen. Namentlich zeigten die Heiden unter ihnen einen solchen Haß gegen den Diener des Herrn, daß dieser, zumal mehrere heimtückische Angriffe gegen seine schlichte Hütte ausgeführt worden waren, sich im liebgewordenen Grunde nicht mehr für sicher hielt und in dem nahen Walde ein Asyl suchte. Allein auch dort störte nach kurzer Zeit der Götzendiener Haß seine Ruhe. Daher zog er sich in eine Felsenhöhle zurück, welche zwischen dem Schwarzen Berge und dem heutigen Mühlbach sich befand. Von dort stieg er oftmals in dunkler Nacht, während die Augen seiner Gegner vom Schlummer geschlossen waren, auf steilem Pfade zum Tale, in dem heute Seitenberg liegt, hinab und eilte nach neuem, mäßigem Aufstieg durch eine zwischen den sich reckenden Bergspitzen liegende Senkung seiner Gemeinde zu. Von diesen Wanderungen erhielt im Volksmunde die Wegstrecke zwischen Mühlbach und Seitenberg den Namen Pfaffensteig und die zwischen dem letztgenannten Orte und Winkeldorf die Bezeichnung Pfaffengründel.

287. „Tote Frau“ und „Toter Junge“ bei Altheide.

„Es gibt in den ausgedehnten Forsten bei Altheide in der Grafschaft Glatz zwei Stellen, die unter dem Namen

„Tote Frau“ und „Toter Junge“ allgemein bekannt sind. An der ersten kündet das an einem Baume angebrachte Bild dem Wanderer, daß eine Frau dort beim Grasmähen vom Blitz erschlagen wurde, bei der letzten, daß ein Kind, das sich im Walde verirrte, den Hungertod erlitt. Wer nun vom Bahnhof Altheide unter Vermeidung der Fahrstraße nach dem Forsthaus Hubertus gelangen will, wählt entweder den längeren, aber herrlichen Weg durch den Wald über die „Tote Frau“ oder den etwas kürzeren über den „Toten Jungen“.

288. Ursprung des Sprichworts: Er wird in die Erlen gehn.

Ein in der Gegend von Altheide und überhaupt in dem westlichen Teil der Grafschaft Glatz gebrauchtes Sprichwort heißt: Er wird in die Erlen gehn (ei de Erla giehn), was so viel bedeutet wie: „Er wird sterben“. Das Sprichwort soll daher kommen, weil es in alten Zeiten Sitte gewesen sei, die Begräbnisplätze in Erlengebüschen anzulegen.

289. Die Marienquelle zwischen Walddorf und Zettritz.

Zwischen Walddorf und Zettritz liegt in der Nähe der Marienkapelle ein Brunnen, den die Leute die Marienquelle oder das Gesundbrünnlein nennen. Wer an den Marientagen mit dem Wasser der Quelle die kranken Augen wäscht, wird gesund, und gesunde Augen, die damit bestrichen werden, bleiben vor Krankheit bewahrt.

290. Die Schanzen auf dem Kalten Plane.

Geht man den Kammweg von der Sonnenkoppe im Eulengebirge nach der Zimmermannsbaude, so kommt man über den „Kalten Plan“. Es müssen dort wohl einst Kämpfe stattgefunden haben. Denn alte Leute wissen zu erzählen von Soldaten, die, ihren Kopf unter dem Arme tragend, ihnen dort begegneten. Grabähnliche Aufschüttungen sind auf dem Kalten Plane heute noch zu sehen und werden verschieden

benannt, bald Husarengräber, bald Schweden- oder Kroatengräber. In Wirklichkeit sind es die während der schlesischen Kriege oder später erbauten Schanzen.

291. Sage vom Bärenstein.

Im Oberforstrevier von Hausdorf Kreis Neurode („Glätzisch-Hausdorf"), über der Bärenwiese dicht an der Grenze nach der Falkenberger Ladestatt, liegt der sogenannte Bärenstein. An ihn knüpft sich folgende Sage: Ein Förster schoß einst in der Nähe des Steines auf einen Bären, traf ihn aber nicht tödlich. Infolgedessen mußte sich der Förster flüchten und kletterte auf den Stein. Hier hatte er Zeit, sein Gewehr schnell zu laden, und es gelang ihm danach, den Bären zusammenzuschießen. Infolge dieser Begebenheit führt der Bärenstein seinen Namen.

292. Vom Ursprung des heilsamen Gnadenbrunnens zu Albendorf.

Im Jahre 1678 den 7. Juni, als man zu dem bevorstehenden Feste Corporis Christi den Platz unterhalb der Kirche säubern und räumen tät, den künftigen Sonntag die erste Prozession des heil. Fronleichnams zu halten, hat sich von ungefähr etliche Tage zuvor im unteren Gange zwischen den Lindenbäumen in der Mitte des Weges auf ganz trockenem und unberastem Boden ein nasser runder Fleck sehen lassen, welcher bei damaligem sehr trockenem Wetter nicht vergehen, noch austrocknen wollen, wann man denn gerne den Weg gleichgehends trocken hätte gehabt. Daher hat man, um auf die Ursache zu kommen, ungefähr eine Elle tief in die Erde gegraben und hat gefunden, daß diese Feuchtigkeit zwischen zwei großen Steinen hervordrang. Und als man den oberen Stein, hernach auch den unteren wegnahm, ist bald der volle Quell so stark herausgedrungen, daß, obzwar man solchen mit Moos und Lattich verstopfen wollen, dennoch nichts geholfen, sondern alles und jedes mit großer Gewalt wiederum herausgestoßen, davon der ganze Platz überschwemmt

wurde, bis man einen Graben auswarf und das Wasser in den vorbeifließenden Bach führte.

Nachmals wurde dieser Quell mit einer dabeiliegenden alten Tür bedeckt gelassen, bis in etlichen Wochen, ohne Zweifel aus sonderbarer Eingebung Gottes, der Anna Maria Scholtzin zu Seifersdorf, die eine Zeitlang an der Wassersucht tödlich daniedergelegen, ohne von diesem neu entsprungenen Brunn zu wissen, des Nachts in den Sinn gekommen, wenn sie nur einen Trunk Wassers aus dem Marienbrünnel von Albendorf haben könnte, vermeinte sie davon bald gesund zu werden. Daher hat sie ihren Ehemann anständig gebeten, er solle ihr doch aus diesem Brunnen nur einen Trunk Wasser bringen. Ihr Ehemann aber hatte, obwohl er vorher alle Gelegenheit zu Albendorf kannte, von einem solchen Marienbrünnlein weder etwas gesehen noch gehört, er suchte ihr also den Gedanken auszureden. Sie aber hat nicht aufgehört zu bitten, er solle ihr doch die Liebe erweisen und ihr einen solchen Trunk holen. Darauf hat er sich am folgenden Tage aufgemacht mit einem Kruge und hat gefragt, wo denn das Marienbrünnel zu finden wäre (welchen Namen das Weib diesem Brunnen das erste Mal gegeben). Aber man konnte ihm keine Nachricht geben, bis endlich einer mit Namen Gottwald den Ort gezeigt und gesagt, er solle nur dorten unterm Weg die alte Türe aufheben, darunter würde er einen Quell (Quall) finden, welcher vor ein paar Wochen von freien Stücken entsprungen wäre. Also ist der Mann hingegangen und hat den Krug voll Wasser geschöpft, ist nach Hause gegangen und hat ihn seinem Weibe gebracht. Sobald sie davon getrunken hatte, ist sie eingeschlafen, nach etlichen Stunden, als sie vom Schlafe erwachte, ist sie vom Bette aufgestanden und hat zu essen verlangt. Da hat sich die Geschwulst verloren und ist zur Verwunderung all ihrer Nachbarn frisch und gesund geworden.

Seit der Zeit hat sich bei dem Brunnen noch manches Mirakel und Wunder zugetragen.

293. Der Riese von der Schauerburg, und die Heuscheuerjungfrau.

Ein gewaltiger Riese, der Ritter Schauer, hauste in dunkler Vorzeit auf der Heuscheuer. Hier war seine gewaltige Burg errichtet, die die ganze Plattform des Berges einnahm. Von hier zog er mit zahlreicher Mannschaft in die Umgegend hinaus, um zu rauben, zu sengen und zu morden. Das geängstigte Volk der Gegend nannte ihn „das Ungeheuer von der Schauerburg", woraus mit der Zeit abgekürzt der Name „Heuschauer, Heuscheuer" entstanden sein soll. Auf diesen Raubzügen war er auch von seiner Tochter begleitet. Sie ritt wie der Vater hoch zu Roß und war ebenso wild und zügellos, eben so habgierig und grausam wie er.

Einst kam ein frommer Pilger des Weges. Der Riese griff ihn auf und schleppte ihn in sein Schloß. Es war ein junger, bildschöner Mann, und die Riesenmaid entbrannte in wilder sinnlicher Leidenschaft zu dem Ankömmling. Und so erbat sie sich vom Vater den Pilger zum Spielzeug, und er mußte der Jungfrau in ihre Kemenate folgen. Aber was sie auch anstellen mochte, seine Liebe zu gewinnen, der junge Mann gab sich nicht gefangen. Ihren Verführungskünsten setzte er ernste Ermahnungen und Vorwürfe entgegen, und dann zog er sich in frommem Gebete auf sich selbst zurück. Diese unerschütterliche Abweisung blieb mit der Zeit nicht ohne Eindruck auf sie. Sie wurde nachdenklich und still und hörte aufmerksam auf seine Predigten. Sie weigerte sich auch, an den Raubzügen ihres Vaters fernerhin teilzunehmen, ein Geist der Buße kam über sie, und den im Verließe schmachtenden Gefangenen tat sie mancherlei Gutes. Da wurde der Riese stutzig und forschte nach der Ursache dieser Sinnesänderung, die seinem bisherigen Tun stracks zuwiderlief. Es war gerade in der heiligen Nacht, da trat der Riese plötzlich in die Kemenate seiner Tochter, sah den Pilger mit herausfordernden Blicken an und schrie: „Wenn Dir Dein Leben lieb ist, so nimm diesen Becher, stoße mit mir an und rufe: Der Teufel soll leben!" Aber kaum hatte er die drohenden Worte gesprochen, da schlugen Feuerflammen aus dem Becher

hervor, Blitze zuckten über die Berge, Donnerschlag dröhnte auf Donnerschlag, daß die Felsen erbebten, sich spalteten und das ganze mächtige Schloß samt dem Riesen und seinem Troß hinabschlangen. Seitdem hat die Heuscheuer die heutige Gestalt.

Des Riesen Tochter aber wurde in das Innere des Trümmerfeldes verbannt. Hier soll sie ihre Buße vollenden. Sie muß an einem Hemde nähen, welches in jedem Jahre bis auf den letzten Stich fertig wird. In der Christnacht aber trennt eine Geisterhand alle Nähte wieder auf, und die Heuscheuerjungfrau muß dann ihre Arbeit von neuem beginnen.

Der letzte Stich des verzauberten Hemdes gelingt erst dann, wenn ein reiner, keuscher und frommer Jüngling ihren geheimen Verbannungsort entdeckt, wodurch sie erlöst wird.

Nach einer andern Fassung der Sage gerät ihr in zwölf Monaten nur ein Stich; wenn das Hemde endlich fertig wird, ist sie erlöst, aber dann geht auch die Welt unter.

294. Die Entstehung des Pelzelteiches bei Rückers.

In der Frühlings- und Sommerzeit ertönt von Rückers her eine Trauermusik, je mehr sich der Wanderer dem Dorfe nähert. Sie kommt aus einem Teiche hinter dem herrschaftlichen Garten unfern der Straße, dem Pelzelteiche. Ab und zu strecken die Herren Musiker ihre Köpfe aus dem Wasser. Es ist ein unzählbares Heer von Fröschen.

Vor sehr langer Zeit hat hier ein Bauernhof gestanden, dessen letzter Besitzer Pelzel hieß. In Saufen, Spielen und allerlei Ausschweifungen suchte er seinesgleichen und brachte so das vom Vater ererbte schöne Gut immer mehr herunter. „Müßiggang ist des Teufels Ruhebank und aller Laster Anfang.“ Er tat nichts mehr und ließ nur seine Knechte arbeiten. Er ging nur noch ins Wirtshaus. Pelzels Weib war eine tüchtige Wirtin. Aber sein Mangel an Glauben und Gottvertrauen machte ihn immer zügelloser. Bisweilen überkam ihn sein Gewissen, aber sein Wille war zu schwach sich zu bessern und immer wieder verfiel er der Trunksucht. Im

Wirtshaus ertränkte er die Sorgen, wenn er sah, daß seine Wirtschaft rückwärts ging. Dann kam er wüst nach Hause, behandelte Frau und Kinder schlecht. Er war ihr Peiniger in seiner Trunkenheit. Im Wirtshause saßen seine Freunde, die mit ihm jubelten. Ja, die aufgenommenen Zinsen konnte er nicht bezahlen, ein Stück Vieh ums andere wurde verkauft. Die Felder lagen unbebaut und voll Unkraut, das Haus verfiel. Sein Weib war eine stille Dulderin, und endlich erlag sie den Leiden und starb. Verwaist waren die Kinder. Der Vater kümmerte sich nicht um sie. Immer wieder packte ihn der Gram über seine Schlechtigkeit, aber es hatte keinen Bestand. Auch die Kinder erkrankten und lagen auf ihrem elenden Strohlager. Das jüngste starb zuerst. Dann folgte das mittlere trotz der Mildtätigkeit guter Nachbarn. Der älteste Knabe widerstand am längsten, aber auch er starb dahin. Da ergriff ihn wilde Verzweiflung. Wieder suchte er sich im Wirtshause zu betäuben. Seine Kumpane rückten von ihm ab, jetzt wollten sie nichts mit ihm zu tun haben. Krampfhaft trank er den Schnaps Glas um Glas und suchte sich zu betäuben. Er sank schließlich vom Stuhle und ward hinaus in den Stall geschleppt, um den Rausch auszuschlafen. So verlebte er den Begräbnistag seines Weibes. So auch die seiner Kinder. Und nach dem Tode seines letzten Kindes ergriff ihn die Verzweiflung. Doppelt goß er im Wirtshause den giftigen Trank hinab, er fluchte ganz fürchterlich und die Spuren des Säuferwahnsinns zeigten sich an ihm. Mit aller Gewalt goß er den feurigen Trank hinab, wie ein Wütender geberdete er sich. Da war das Maß seiner Sünden voll. Auf einmal fühlte er im Innern einen brennenden Schmerz, als ob alle seine Eingeweide verkohlen müßten. Er schrie um Hilfe, wild starrte er die Anwesenden an. Endlich floh er von entsetzlichen Schmerzen gepeinigt nach Hause und warf sich aufs Strohlager. Er schrie in einem fort, aber niemand kam ihm zu Hilfe. Er war in der letzten Stunde des Lebens einsam und verlassen. Das Gewissen quälte ihn und er schrie: „Ich bin verloren! Ich bin verloren!“ Ein stinkender Qualm kam aus seinem Halse, und eine blaue Flamme schlug ihm aus

dem Munde. Sein Lager wurde vom Feuer erfaßt, bald brannte das ganze Haus. Es war Nacht, die Sturmglocke läutete, die Leute eilten mit Leitern und Eimern herbei. Ganze Fluten von Wasser wurden in das Feuer gegossen, aber es schien, als ob das Wasser selbst zu Flammen würde. Mancher Bauer warf die Löschwerkzeuge weg und rief: „Hat der Teufel das Feuer nicht angelegt, so schürt er es wenigstens und alle Mühe ist verloren!“ Schließlich sank der ganze Hof zusammen. Man wollte bemerkt haben, wie sogar Flammen aus dem Erdboden schlugen. Ein Teich stand endlich an dem Platze des Gehöftes. Die Leute gingen davon und erzählten, was sie Wunderbares erlebt hatten. Die einen wollten ein Heer schwarzer Gestalten gesehen haben, die fortwährend das Feuer schürten. Andere wollen gesehen haben, wie Pelzels fürchterliche Gestalt gleich einem Wirbelwinde fortwährend um das brennende Gebäude getrieben worden sei und aus einem großen Glase brennende Flüssigkeit in die Flammen geschüttet habe.

Am andern Tage war keine Spur mehr von der Brandstelle zu sehen, ein sumpfiger Teich war an ihrer Stelle und in seinen moorigen Tiefen spielten Kröten und Molche, und Frösche stimmten das schauerliche Sterbelied an. Bis auf den heutigen Tag heißt der Teich der Pelzelteich, Kröten und Molche hausen im Grunde und Frösche quaken das Sterbelied.

295. Das Marienbrünnlein bei Brzesowie ein Heilbrunn.

Im Böhmischen wohnte ein Mädchen, das war ganz blind. Ihre Mutter und auch das Mädchen selbst hörten nicht auf zu beten, sie möchte doch geheilt werden. Da träumte einmal dem Mädchen, die Mutter Gottes käme zu ihr und sagte, sie solle morgen früh um 6 oder $^1/_2$7 Uhr ins Marienbörnel kommen. Sie werde dort drei Kerzen angezündet finden. Als das Mädchen erwachte, weckte sie sogleich die Mutter und erzählte ihr den Traum. Und Mutter und Tochter machten sich am folgenden Morgen in aller Frühe auf und kamen ins Marienbörnel. Und wirklich standen

da auf dem Steine beim Wasser drei Kerzen angezündet. Darauf hat sich das Mädchen mit dem Wasser des Brünnleins gewaschen und hat auf einmal sehen können. Zum Dank dafür hat die Mutter ein großes Bild an die Stelle geschenkt.

In Schlaney sind auch ein paar Leute gesund geworden, die hatten sich mit dem Wasser gewaschen. Und darauf hin hat man eine Kapelle hingebaut, und die Menschen gehen dahin auf Wallfahrt.

Merkwürdige Personen und Ereignisse.

296. Die heidnische Jungfrau vom Glatzer Schlosse.

Als die Grafschaft Glatz noch heidnisch war, lebte auf dem Schlosse zu Glatz eine Jungfrau, deren Namen uns die Sage nicht aufbewahrt hat. Sie war die Regentin des Landes und als Heidin aller Ueppigkeit und Wollust ergeben, dabei eine mächtige Zauberin. Bei ihr lebte ihr Bruder, dem sie, wie die Sage geht, sich selbst als Gemahlin verbunden habe.

Mit wunderbarer Stärke begabt, vermochte sie mit ihrem Ranzenbogen vom Glatzer Schlosse bis zu der großen Linde bei Eisersdorf (Nerichsdorf) an der Grenze zu schießen. Einst wettete sie mit ihrem Bruder um hohen Preis, wer mit dem Bogen am weitesten schießen würde. Aber des Bruders Pfeil erreichte kaum den halben Weg, während sie noch einmal so weit (eine Meile Weges) traf, eben bis zu dem genannten Baume, der großen Linde bei Eisersdorf, in die ihr Pfeil eindrang. So gewann sie die Wette. Zum Zeichen soll man dort, wo des Bruders Pfeil die Erde berührte, zwei spitze Steine errichtet haben, die noch bis ins 16. Jahrhundert zu sehen waren.

Von dieser Linde werden auch sonst viele Fabeln erzählt. Sie soll so alt sein wie der heidnische Turm bei Glatz, und obgleich sie ein und das andere Mal verdorrt sei, habe sie doch immer wieder ausgeschlagen. Wenn einmal auch die

Wurzeln ihr Leben verlieren, dann ist das Ende der Welt nahe. Auch soll eine Sibylla (oder auch die heidnische Jungfrau selber) einst darauf gesessen und von der Stadt Glatz viel zukünftige Dinge geweissagt haben.

Als eine Zauberin zerriß die heidnische Jungfrau oft zur Kurzweil ein starkes Hufeisen mit ihren Händen. Um ihren Zaubereien und ihrem schandbaren Leben ein Ende zu machen, trachtete man danach, sich ihrer zu bemächtigen, aber lange Zeit ohne Erfolg. Immer wieder vereitelte sie durch ihre Zauberkünste diese Versuche. Endlich aber erhaschte man sie und vermauerte sie fest in einen großen Saal, um sie hier umkommen zu lassen. Dieser Saal soll bei dem Tore gelegen haben, durch das man aus dem Niederschlosse ins Oberschloß gehen kann. Ueber dem tiefen Graben bei jenem Tore hat man zum Gedächtnis ihr in Stein gehauenes Bildnis eingemauert — wenn man hinaufgeht, zur linken Hand des Tores. Fremden, die das Schloß zu Glatz besuchten, pflegte man diesen Denkstein zu zeigen, wie es noch zu Aelurius' Zeit geschah.

Von dieser Jungfrau ist fast noch denkwürdiger zu melden, daß ihr Bildnis auf dem grünen Saale im Glatzer Schlosse *) zu etlichen Malen gar sauber und schön gemalt gestanden hat. Aelurius will daraus schließen, daß die Vorfahren von der Jungfrau noch mehr gewußt und ihr Andenken durch solche Gemälde fortzupflanzen gewünscht haben. Es befand sich früher auf dem Schlosse das sogenannte heidnische Kirchlein, und wenn fremde Leute kamen, um das Schloß zu besichtigen, so zeigte man ihnen in diesem Kirchlein das schöne, gelbe Haar der Jungfrau, das an einem eisernen Nagel an der Wand hing. Aelurius selbst hat es dort vor der Belagerung von Glatz (1622) etliche Male gesehen, wie es aufgeflochten lang, gelb und schön der Länge nach herabhing. Es hing aber so hoch, daß es ein großer Mann, auf der Erde

*) Sie sei als Lautenspielerin im Rittersaale des Glatzer Oberschlosses abgebildet gewesen. Doch sei dieser Saal 1621 vom Schloßhauptmann Stengel abgetragen worden, aus Besorgnis vor Feuersgefahr. Dabei seien alle Verzierungen, u. a. auch das Bild der heidnischen Jungfrau, verloren gegangen. Fischer-Stuckart, Burgvesten 1. Heft 1821 S. 205.

stehend, mit der Hand gerade erreichen konnte. Solange es dort hing, ist in der Gestalt und Kleidung der Jungfrau, so wie sie abgemalt zu werden pflegte, öfters der Teufel im Schlosse erschienen. Dies Gespenst tat aber niemandem etwas zu leide. Nur wenn es jemand verspottete oder neckte oder das Haar wegzunehmen gedachte, wurde der Betreffende gar arg geplagt und mißhandelt. So soll es einmal einem Soldaten ergangen sein, der von der Jungfrau höhnisch geredet hatte. Als er Schildwache stand, kam das Gespenst und gab ihm einen Backenstreich mit einer eiskalten Hand. Aelurius wurde selbst im Jahre 1621 zu einem Soldaten gerufen, um ihn in seiner Krankheit zu kommunizieren. Er fand ihn im Gesicht gar übel zugerichtet. Der Kranke erzählte in Gegenwart mehrerer Personen, er habe das Haar der heidnischen Jungfrau aus dem Kirchlein weggenommen, darauf sei das Gespenst in der Nacht in ihrer Gestalt zu ihm gekommen und habe ihn fast zu Tode gekratzt, gekrengelt und zugerichtet; ja er meinte, es würde ihn ganz getötet haben, wenn nicht sein Rottgesell das Haar auf sein Begehren und Anhalten bald wieder an den rechten Ort getragen und dort aufgehangen hätte.

Aelurius sagt, ein Name der heidnischen Jungfrau sei nicht überliefert worden. Einige hätten jedoch gemeint, es sei Vlasta oder Valasca gewesen, die eine zauberische Jungfrau in Böhmen war, auch sich einen großen Anhang von anderen Jungfrauen machte, greulich tyrannisierte und Regentin zu werden begehrte zur Zeit des Primislaus, als Libussa verstorben war. Aelurius stimmt dieser Meinung nicht bei, bestreitet auch, daß es eine der drei böhmischen Zauberschwestern, Libussa (um 710), Kaschka und Tetka, oder auch die polnische Wanda (um 728) gewesen sei. Nichtsdestoweniger, sagt er, ist doch die Geschichte der heidnischen Jungfrau im Schlosse zu Glatz gewiß ergangen, wie die Monumente und das Gespenst bis auf den heutigen Tag (1625) bezeugen und ausweisen.

Die genannten Namen und behaupteten Zusammenhänge mit anderen (böhmischen und polnischen) Sagen beruhen auf

gelehrter Deutung und sind sagengeschichtlich wertlos. Um so wertvoller sind des Aelurius Bemerkungen über die im Volke umlaufenden Anschauungen von der heidnischen Jungfrau. So, wenn er sagt, daß man in seiner Zeit die Geschichte in der Grafschaft Glatz für wahr halte, ja daß fast alle Kinder in Glatz viel von der Jungfrau zu schwatzen und zu sagen wüßten.

297. Der Ursprung des Sprichworts vom Teiche zu Glatz.

Auf der Stelle, wo heute die Stadt Glatz steht, sollen einst die Ungarn gelagert haben, als sie vor dem deutschen Heere des Grafen Ringelheim in der Mitte des 10. Jahrhunderts flohen. Der deutsche Heerführer hatte den Entschluß gefaßt, die Feindesscharen gänzlich zu vernichten. Er hatte ihnen daher Zeit gelassen, sich in dem Lager zu sammeln. Am frühen Morgen aber überfielen die Deutschen ihre heidnischen Feinde und sprengten sie nach 20stündigem Kampfe auseinander.

Die Heiden hatten reiche Schätze in ihrem Lager, und Graf Ringelheim hätte sie gern erbeutet, aber als er eindrang, waren sie aus den Zelten verschwunden, und niemand konnte begreifen, auf welche Weise sie fortgeschafft sein konnten.

Als sich nun Graf Ringelheim mehrere Streifwunden, die er aus dem schweren Kampfe davongetragen hatte, an einem Teiche waschen wollte, sah er auf dem Grunde des klaren Gewässers Gold blinken. Bald wurde es allgemein bekannt, „der Ungarnschatz ist gefunden!“ hieß es im ganzen Heere. Sofort wurden Gräben aufgeworfen, und das Wasser des Teiches nach der Neiße geleitet. Der Lohn der Arbeit war ein gewaltiger, denn auf dem Grunde des Teiches lag eine solche Menge goldener Gefäße, Spangen, Ringe und anderer kostbarer Gegenstände, daß jeder Soldat so viel bekam, wie er nur fortschaffen konnte.

Der Ruf dieses Reichtums erbte sich fort, und zeigte später ein Bewohner der Grafschaft plötzlich solch gute Vermögensverhältnisse, daß man sich ihr Entstehen nicht erklären

konnte, so sagte man: „Der muß auch im Teiche von Glatz gewesen sein!“ oder „Na, der ist im Teiche gewesen!“

298. Das Glatzer Bier in alter Zeit.

Die Glatzer Bürger sollen im 14. Jahrhundert das Recht gehabt haben, allein im Lande Bier zu brauen. Sie konnten alle Braupfannen auf den Dörfern zertrümmern, denn das Land war verpflichtet, Glatzer Bier zu trinken.

Das Bier wurde aus Weizen und Gerste gebraut, aber Weizenbier genannt und soll so schön gewesen sein, daß jährlich fünf Millionen Quart von ihm hergestellt und getrunken wurden (ein ansehnlicher Tropfen auf den Kopf bei der damals geringen Bevölkerung).

299. Ursprung des Glatzer Sprichworts: Den Ersten frißt's, den Letzten nimmt's.

In der Grafschaft Glatz lautet ein Sprichwort: A Erschta freßt's, a Letzta nemmt's. Daher gehen die Leute des Abends gern neben-, nicht hintereinander.

Dieses Sprichwort und der daran haftende Aberglaube sollen sehr alt und dadurch entstanden sein, daß einst in einem Dorfe bei Glatz eine Gesellschaft lustiger Leute um Mitternacht auf engem Pfade den Heimweg antraten und gezwungen waren, hintereinander, im sogenannten Gänsemarsch, zu gehen. Als sie an ihrem Endziel ankamen, bemerkten die späten Zecher zu ihrem Schrecken, daß der Erste und der Letzte ihres Zuges fehlten. Die Verlorenen kehrten auch den andern Tag nicht heim, kamen überhaupt nicht wieder zum Vorschein.

300. Die entweihte Hostie und die Gedächtnissäule auf der böhmischen Gasse zu Glatz.

Im Jahre 1492 bestachen die Juden in Glatz ein altes Weib allda heimlich mit Geld und guten Worten, daß sie, wenn sie kommunizieren würde, die gesegnete Hostie heimlich verstecken und ihnen bringen sollte, vielleicht damit sie mit

derselben nachher ihre Gaukelei und Zauberei ausüben könnten. Das Weib hat daher, als sie zum Tische des Herrn ging, das gesegnete Brot im Munde behalten und in einen Aermel fallen lassen, ist nachher hingegangen und hat es den Juden verkaufen wollen. Wie sie aber auf die böhmische Gasse gekommen ist, hat sie es auf die Erde fallen lassen. Eine Magd hat es aufgehoben und dem Rate der Stadt Glatz Anzeige gemacht. Dieser hat alsbald das schuldige Weib gefänglich einziehen lassen, und sie hat die böse Tat ohne Verzug bekannt. Darum ist sie mit Zangen gerissen und verbrannt worden. Sogleich sind auch alle Juden aus Glatz verjagt und bis zum Jahre 1622 nicht mehr geduldet worden. In demselben Jahre 1492 ist auch auf der böhmischen Gasse an dem Orte, wo sich diese Begebenheit zugetragen hatte, eine große steinerne Säule aufgerichtet worden, den Juden zu ewiger Verweisung und Spott, auch zum Zeugnis und Gedächtnis der Geschichte. Später ist diese Säule, welche auf der Straße hinderlich war, an dem Giebel des nächsten Hauses eingemauert worden, doch so, daß man sie bis heute noch gar wohl erkennen und mit den ausgehauenen Figuren beschauen kann. Man ließ auf ihr die Worte: „So sich bei diesem Hause zugetragen Anno 1492". Alljährlich zur Fronleichnamszeit wird an diesem Hause ein Altar aufgebaut. — Auch hat man erzählt, daß zu der Zeit, als das Weib die Hostie verloren, der Hirt der Stadt vorbeigetrieben habe und das Vieh vor der Hostie auf die Vorderfüße gefallen sei.

301. Gegenseitige Spottreden der Reichensteiner und Glatzer aus dem 16. Jahrhundert.

Die Chronica Comitatus Glacensis Habelschwerdii 1618 (Eigentum des Rosenthaler Pfarrarchivs) erzählt Nachstehendes:

„Anno 1565 sind ihrer drei von Glatz, nämlich Cornelius, ein Seifensieder, der Speipeter, ein armer einfältiger Mensch, und sonst noch einer auf Reichenstein gegangen. Wie sie

gen Ullersdorf kommen, liegt ein totes Füllen in den Auen. Demselben lösen sie einen Schenkel ab, geben ihn dem Speipeter, daß er ihn gen Reichenstein trägt für Rehwildpret. Als der Mann, der das Stück gekauft, es aufwickelt und sieht, daß es nicht Reh-, sondern Pferdeklauen hat, läßt er den Speipeter einsetzen. Die andern laufen davon. Weil Speipeter ein einfältiger Mensch ist, läßt man ihn los. Dem Cornelius wird die Stadt verboten, der dritte aber mit Gefängnis bestraft. Davon bekamen die Glätzer den Spottnamen, daß man sie Füllenschinder heißt."

Einige Seiten weiter wird von den Reichensteinern eine Historie berichtet, die sicherlich von den Glatzern zur Rache fleißig verbreitet worden sein mag.

„Anno 1571 am Sonntag Palmarum unter der Predigt haben drei von Reichenstein einen Hasen, der sich in einem Loche verjüngt hat, worin er ein starkes Geräusch getrieben, für einen großen Bären gehalten, ihn erstochen und umgebracht. Dazu sind die Vornehmsten aus der Stadt (auch Herr Kirchpauer selbst) mit Büchsen und Spießen ausgezogen."

302. Die Flucht des Freiherrn von der Trenk von der Glatzer Festung.

Die Flucht des Freiherrn von der Trenk von der Festung Glatz ist zwar erst im Januar 1747 geschehen, gehört aber mit ihrer romantischen Ausschmückung zu den beliebtesten Sagen der Glatzer.

Trenk — der später noch zehn Jahre (1753—1763 unschuldig als Baugefangener in der Sternschanze zu Magdeburg untergebracht war und endlich auf Befehl Robespierres im Juli 1794 als angeblicher Geschäftsträger fremder Mächte unschuldig zu Paris guillotiniert wurde — war als Ordonnanzoffizier Friedrichs des Großen in königliche Ungnade gefallen und auf die Festung Glatz gebracht worden. Die Ungnade des Königs soll Trenk infolge eines Liebesverhältnisses zur Prinzessin Amalie auf sich geladen und den erwünschten Anlaß zur Verhaftung durch einen an sich harm-

losen Briefwechsel mit seinem Vetter (Kaiserl. Pandurenobersten Franz Freiherrn von der Trenk) gegeben haben.

Als Festungsgefangener hatte sich Trenk die Herzen der Glatzer im Sturm erobert, und die Offiziere der Garnison waren in ein freundschaftliches Verhältnis zu ihm getreten. Als in der Neujahrsnacht 1747 der Leutnant von Schell die Wache auf der Festung hatte, soll dieser mit dem Gefangenen über die Wälle hinab auf Besen gerutscht und über die zugefrorene Neiße entkommen sein. Als die Flüchtigen in Hassitz angelangt waren — sie hatten in der Dunkelheit einen falschen Weg eingeschlagen — hörten sie schon den Kanonendonner, der die Entdeckung ihrer Flucht anzeigte. Entschlossen trat Trenk in ein Bauerngehöft und forderte Pferde zur Verfolgung eines Festungsgefangenen. Der Bauer erkannte zwar die Flüchtlinge, lehnte aber ihre Forderung nicht ab, sondern gab zwei Gäule her, auf denen sie glücklich über die Grenze entkamen.

Der Volksmund fügt noch bei, daß die Prinzessin Amalie sich über die Gefangennahme Trenks blind geweint habe.

303. Die Giftmischerin Gräfin Orsini.

Auf der Festung Glatz ist im Anfange des 19. Jahrhunderts eine Giftmischerin, Gräfin Orsini, gefangen gehalten worden. Sie durfte sich frei auf der Festung bewegen und sogar den Damen aus der Stadt Kaffeekränzchen in einer Laube auf dem Festungsgelände geben.

Einmal hatte sie wieder eine Blütenlese vornehmer Damen um sich versammelt und alle waren lustig und guter Dinge, als plötzlich ein allgemeines Unwohlsein große Bestürzung verursachte. Die Damen glaubten sämtlich vergiftet zu sein, aber die Gastgeberin soll sich nur einen schlechten Scherz erlaubt und durch Beimengung von Aloe diese üble Wirkung des Kaffees hervorgerufen haben. Ueber diese böse Schelmerei soll sie sich köstlich gefreut haben. Aber in späterer Zeit hat die Gräfin immer erst selbst von allen Speisen genießen müssen, ehe sie Gäste dazu einladen durfte.

304. Die Heilung eines Fallsüchtigen zu Niederschwedeldorf.

In Niederschwedeldorf litt ein Bauer an der Fallsucht. Ihn hat Frau Hauptmann v. Kessel, die in den Freiheitskriegen Pflegerin gewesen war, durch Pillen geheilt, die aus gepulverter Elensklaue und Elenshorne hergestellt waren, und durch ein Gelübde zum hl. Valentin.

305. Die tote Zigeunerin zu Niederschwedeldorf.

Als einmal Zigeuner durch Niederschwedeldorf gezogen kamen, starb eine Zigeunerfrau und wurde aufs kostbarste beerdigt und über ihrem Grabe ein Denkmal errichtet. Jedes Jahr kamen nun die Zigeuner am Todestage nach Niederschwedeldorf zu ihrem Grabe, und es wurde erzählt, daß die Tote eine Gräfin gewesen sei.

306. Die Pest zu Halbendorf.

Es wird erzählt, daß die Pest in Halbendorf bei Glatz einst so schrecklich gehaust habe, daß in dem ganzen Orte nur zweimal sieben Personen weniger eine übrig geblieben sind. Es scheint, daß man die Zahl dreizehn, der ein Aberglauben anhängt, bei dieser Angabe umschreiben wollte. Jedenfalls ist in der Sage viel Wahrheit enthalten; denn die Inschrift einer Wegkapelle im Dorfe lautet:

„O Gott, o Gott, wie hast Du gehaust,
Nicht nur in der Stadt, auch in dem Dorf,
Du hast nicht geschont weder groß noch klein,
9 Personen hast Du genommen aus diesem Hof allein."
Anno 1680 im Oktober.

307. Der Priestermord zu Rengersdorf.

Vor vielen hundert Jahren (um 1340) soll an der Pfarrkirche zu Rengersdorf ein Priester, der fromme Dechant Joannes, ermordet worden sein. Fritzko (von) Löwenstein soll Absolution einer noch nicht begangenen Sünde verlangt und

in der Wut über die ablehnende Antwort des Priesters diesen erschlagen haben. Der Mörder soll zur Strafe für seine verruchte Tat schmählich verdorben und gestorben sein.

308. Die Hölfeuer in Niederhannsdorf, ein Andenken an die Pest.

In Niederhannsdorf hat man einst an drei Sonnabenden vor Pfingsten die Hölfeuer *) angezündet. Von Mittag an arbeitete niemand mehr, gegen Abend war Gottesdienst, und dann wurden die Hölfeuer angebrannt. Das soll zum Andenken an die Pest geschehen sein. Bis an die Brücke bei Habelschwerdt ist damals die Pest gekommen, weiter nicht, in Habelschwerdt selber ist sie nicht gewesen. An dieser Stelle ist auch eine Pestkapelle errichtet worden.

309. Woher der Reichtum und der Name der Grafen von Herberstein.

Ein Ahnherr des Geschlechts der Grafen von Herberstein besaß in Arnsdorf (Arnoldisdorf), d. i. jetzt Grafenort, eine Wirtschaft, die er selbst bestellte. Während des Ackerns stieß sein Pflug einmal so heftig an einen Stein, daß jener zerbrach. Um für später das Hindernis zu entfernen, wühlte der Landmann den Stein heraus und fand bei dieser Gelegenheit unter demselben einen großen Schatz. Damit erkaufte er das Dominium von Arnsdorf. In der Folgezeit erwies er dem Kaiser wichtige Dienste und wurde zum Reichsgrafen ernannt. Hierbei erhielt er in Erinnerung an den Ursprung seines Reichtums den Namen „Herber Stein". Der Pflug, welcher bei jener für das Geschlecht derer von Herberstein so wichtigen Feldbestellung zerbrach, wird noch im Schlosse zu Grafenort aufbewahrt.

Nach einer anderen Erzählung war der Stein, an welchem der Pflug zerbrach, ein überaus wertvoller Edelstein,

*) Man kennt in der Grafschaft auch das Zeitwort hölfeuern, so viel wie etwas heraus zu bekommen suchen, antippen (Mitteil. von Professor Moser).

durch dessen Verkauf der Vorfahre des in Rede stehenden Grafengeschlechts reich wurde.

310. Die Bekehrung der Heiden von Altlomnitz.

Als man das Jahr 1100 schrieb, war bereits das Dorf Lomnitz vorhanden; seine Bewohner aber dienten noch den Götzen. Nur die Familie des Gutsherrn, Panwitz hieß er, kannte den wahren Gott und gab sich alle Mühe, auch die Untergebenen zu dessen Anbetung hinzuführen, allein lange Zeit ohne Erfolg. Die christlichen Prediger, welche durch den Grundherrn herbeigerufen wurden und im Schweiße ihres Angesichts dem Bekehrungswerke oblagen, schieden von dem Orte mit dem Bewußtsein und der Aeußerung: „Es war vergebens!“

Mehr als die Missionäre richtete schließlich inbetreff der Glaubensänderung ein Mädchen, die Tochter des Besitzers, aus. In ihr vereinigte sich mit der Schönheit des Leibes ein solcher Seelenadel, so viele Tugenden, daß die Bewohner zu ihr, wie zu einem höheren Wesen, aufblickten. Namentlich waren es die Sanftmut bei allen Beleidigungen und die Liebe zu den Armen und Kranken, die ihr die Herzen unterwarfen. Da nun auch sie jegliche Ortsangehörigen, mit denen sie zusammentraf, bat, zum Christengotte sich hinzuwenden, so kamen mehrere von diesen schließlich überein, gerade durch sie die Probe zu machen, ob dieser Christengott der wahre sei. Als Beweis wollten sie folgendes gelten lassen: Das Fräulein sollte mit dem Schimmel, auf dem sie gewöhnlich ritt, von der Zinne des Lomnitzer Götzentempels in den jenseits der Straße liegenden tiefen Teich springen. Komme sie unversehrt aus diesem heraus, dann könne das nur der von ihr verehrte Gott mit seiner Hilfe bewirkt haben, und wegen dieser geoffenbarten Macht wollten auch sie an ihn glauben.

Das Mädchen versprach, im Vertrauen auf des Ewigen Beistand und zur Erreichung des guten Zweckes den Sprung zu wagen und bestimmte das herannahende hohe Pfingstfest für die Ausführung des heiligen Wagnisses. In reger Tätig-

keit für die Dienstleute ihres Vaters, welche die nötigen Vorbereitungen treffen mußten, und in eifrigem Beten und strengem Fasten ihrerseits vergingen die Tage bis zu dem festgesetzten Termine. Der Pfingstmorgen brach an. Große und Kleine eilten zu dem Tempel hin, die einen geschmückt, um die Götter zu ehren, für die sie einen Triumph hofften, die andern weinend, weil sie für das Leben ihrer Wohltäterin bangten. Diese selbst bestieg mit felsenfestem Vertrauen auf den Allmächtigen die Zinne des Tempels, setzte sich dort auf das ihr nachgeführte Roß, bezeichnete sich mit dem Zeichen des Kreuzes, rief mit lauter Stimme dem Volke zu: „Für den wahren Gott werde ich den Sieg erringen“ und sprang in die Tiefe. — Der Jubelruf des Vaters, das Schmerzensgeheul der Götzendiener zeigten bald den Ausgang des Gottesurteils. Unversehrt ritt das Mädchen auf ihrem unverletzten Rosse aus dem Teiche heraus. Dem Herrn des Himmels und der Erde dankend eilte sie zu den Ihrigen.

Die Heiden bekehrten sich und bald erhob sich in unmittelbarer Nähe des Götzentempels eine christliche Kirche. Am Teichrande begann an der Stelle, über die das Mädchen hinwegsprang, eine verdorrte Weide grüne Blätter zu treiben.

311. Eine Habelschwerdterin rettet ihre Tugend.

Das älteste sagenhafte Ereignis aus der Geschichte der Stadt Habelschwerdt wird ins Jahr 1030, von anderen ins Jahr 1217 verlegt. Ein Herzog Boleslaus von Polen plünderte und verwüstete die Stadt. Ein junger polnischer Fürst stellte der Tugend einer Frau nach, nachdem er zuvor ihren Mann getötet und ihr einen Schutzbrief gegen künftige Plünderungen ausgestellt hatte. Um sich vor ihm zu retten, veranlaßte sie ihn in einen Brunnen zu steigen, indem sie vorgab, sie hätte in diesem einen großen Schatz verborgen. Als er sodann in diesen hinuntergestiegen war, hat sie ihn mit Hilfe ihrer Magd mit schweren Steinen zu Tode geworfen. Als der feindliche Oberfeldherr von diesem Vorfall Kenntnis er-

hielt, soll er sie nicht nur für straflos erklärt, sondern ihr auch eine goldene Kette umgehangen haben.

312. Die Verteidigung der Stadt Habelschwerdt gegen die Tataren.

Als die Tataren Habelschwerdt (1241) hart bedrängten, leisteten die Bürger den Anstürmen tapfere Gegenwehr. Trotzdem waren aber die feindlichen Schwärme schon bis in den Stadtgraben vorgedrungen und trafen Anstalten, die Stadtmauern zu ersteigen. Da entschlossen sich die Bürger zu einem verzweifelten Unternehmen: sie untergruben den Kirchturm, bis er in den Wallgraben hinabstürzte und eine große Menge der Feinde erschlug. Die Tataren glaubten an eine Hexerei und zogen ab.

Der Kirchturm ist aber später an derselben Stelle wieder erbaut worden.

313. Woher der Ruf der Kinder: Der Wolf kommt!

In Habelschwerdt (und auch in Landeck) erschrecken sich die Kinder gegenseitig mit dem Rufe: „Der Wolf kommt!"

Dieser Ruf soll von dem Bauernaufstande im Jahre 1622 herrühren. Da kam nämlich der Freirichter Hans Wolf von Oberlangenau an der Spitze der Bauern der ganzen Umgegend vor Habelschwerdt und schnappte den Städtern alle Zufuhr weg, um sie auszuhungern. Vor dem Wolfe konnten nur wenige Bürger etwas in die Stadt schleppen, sie warfen alles fort, wenn es hieß: „Der Wolf kommt", um nur ihr Leben zu retten.

(Den Bauern ging es aber bald darauf sehr übel, die Habelschwerdter rächten sich an ihnen auf grausame Weise.)

314. Der ewige Jude in Habelschwerdt.

In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts kam der ewige oder „umgehende" Jude nach Habelschwerdt. In allen Häusern der Stadt, wo er um Obdach bat, wies man ihm die Tür. Am Ende der Stadt, in der „Weißgerbergasse", fand

er endlich bei ganz armen Leuten eine Schlafstelle während der Nacht. Hier prophezeite er der Stadt ein großes Unglück. Tatsächlich wütete einige Jahre darauf (1646 den 10. Oktober) ein großes Feuer in der Stadt, nur die „Weißgerbergasse" blieb verschont.

315. Der „Sühnebaum" beim Blockhause an der Spätenwalder Ewigkeit.

In der Nähe des Blockhauses bei der Spätenwalder Ewigkeit steht ein uralter Baum einsam da. Er ist der Sage nach ein warnendes Denkmal der sühnenden Gerechtigkeit. Zur Zeit, als sich in Voigtsdorf bei Habelschwerdt Kirche und Pfarrhof noch im Oberdorfe befanden, diente beim Pfarrer eine Magd, Brigitta genannt. Diese hatte ihr uneheliches Kind in dunkler Nacht heimlich umgebracht und dann ausgesagt, es sei eines natürlichen Todes gestorben. Sie scheute nicht davor zurück, am andern Morgen in Festtagskleidern der heiligen Messe beizuwohnen. Wahrscheinlich wollte Brigitta dadurch jeglichen schlimmen Verdacht von sich abwenden. Dem Pfarrer aber entging die Aenderung in ihrem Wesen, die eine Folge ihres bösen Gewissens war, nicht. Er forschte sie aus und entdeckte ihre Schuld. Daraufhin wurde sie an der bereits angegebenen Stelle, die noch zur Pfarrwidmut gehörte, hingerichtet. Die Magd starb reumütig, nachdem man ihr das Versprechen abgenommen hatte, daß sie nach ihrem Tode Mitteilung machen werde, wie es ihr im Jenseits ergehe. Brigitta erschien später wieder und gab kund, daß ihre Seele im Himmel sei; doch könne ihr Geist einen noch höheren Grad von Glückseligkeit genießen, wenn sie das Versprechen nicht hätte geben und erfüllen müssen. Darum solle man es nie mehr wagen, an einen Sterblichen eine derartige Forderung zu stellen.

Vorstehende Sage beruht auf geschichtlicher Grundlage, wie Lehrer Kupprecht in Voigtsdorf durch einen Auszug aus dem dortigen Schöppenbuche nachweist (Grafschaft Glatz IV. 1909 S. 84 f.). Danach hat sich der Fall zur Zeit Friedrichs des Großen anno 1779 ereignet. Damals diente eine ledige

Weibsperson, Brögitta Nürnbergerin, bei dem Feldgärtner Josef Simmert, der das alleroberste Haus im Dorf, nach Spätenwalde zu, hatte. Diese Person beging am 16. Dezember anno 1779, den Sonntag vor Thoma, früh in der Nacht Kindesmord. An diesem Sonntage war Gottesdienst. Da deutete sie ihrer Frau an, sie wolle zurückbleiben und das Haus hüten, die Frau aber blieb selbst zurück und so mußte sie zur Kirche gehen. In ihrer Abwesenheit durchsuchte die Frau ihre Kammer, weil ihr das veränderte Wesen der Magd auffiel, und fand das tote Kind. Dann wird die Anklage, Gerichtsverhandlung und Hinrichtung mitgeteilt. Vom Pfarrer wird hierbei nichts erwähnt, sondern nur von einem Pater Sterner, Kaplan in Glatz, der sie auf den Tod vorbereitete und zur Hinrichtung begleitete. Diese fand statt auf dem sogen. Klahr Wiesel, das dem Feldgärtner Simmert gehörte, es liegt etliche 100 Schritt gegen Spätenwalde aufwärts. Nachdem ihr der Kopf abgeschlagen war, wurde ihr Körper aufs Rad geflochten und am Ende des Wiesels aufgesteckt. Zum Schluß heißt es, daß sie 29 Jahre alt, nicht ungestalt und zum Tode wohl vorbereitet gewesen sei.

316. Jakob der Freirichtersohn von Marienthal oder die zwei guten Räte.

In Marienthal lebte einst ein reicher Freirichter, der zwei Söhne hatte, einen törichten und einen klugen. Der erste hieß Georg, gewöhnlich Jergel genannt, der zweite Jakob. Einer sollte Priester werden, der andere das väterliche Gut übernehmen. Als Jakob 14 Jahre alt war, brachte ihn der Vater nach Glatz, daß er dort studieren und später Pater werden sollte. Er ward ein fleißiger und talentvoller Schüler der Glatzer Augustiner. In den Ferien war er in seiner Heimat, und dabei verliebte er sich in seines Vaters jüngste Magd, Hanne. Einst trat er vor den Vater und erklärte ihm, er wolle das Studium aufgeben und Hanne heiraten. Der Freirichter wurde darüber sehr böse und gab ihm zur Antwort, er werde ihn enterben, wenn er nicht Pater würde. Jakob blieb aber bei seinem Vorhaben, heiratete die Magd

und diente dem Vater als Knecht. Das kleine Dörrhaus wurde ihm als Wohnung und einziges Erbteil angewiesen. Der studierte Knecht lebte mit seiner Hanne sehr glücklich. Sie schenkte ihm zwei kräftige Buben, die prächtig heranwuchsen.

Nach einigen Jahren aber überfiel den jungen Mann eine große Angst, wie es wohl mit seinem Weibe und seinen Knaben sein würde, wenn er sterben sollte. Da faßte er den Entschluß, in die Fremde zu gehen und Geld zu verdienen, um reich heimzukehren. Bei Nacht und Nebel machte er sich auf, um seine Talente zu verwerten. Wo er aber anklopfte und sich zu wissenschaftlichen Arbeiten anbot, wurde er ausgelacht und von der Schwelle gewiesen. So kam er bis nach Steiermark. Dort hörte er von einem reichen Grafen, der auf dem Kindberge ein festes Schloß besaß und von dort durch einen verschwiegenen Arbeiter einen unterirdischen Gang bis nach der Wallfahrtskirche auf dem Calvarienberge anlegen wollte. Der junge Mann gefiel dem alten Grafen (das Schloß gehört seit alter Zeit den Grafen Attems), und er erteilte ihm den Auftrag. Den Lohn forderte der Freirichterssohn erst nach getaner Arbeit und bat nur bis zur Uebergabe des Ganges um Kost und Kleidung. Der Graf gewann den fleißigen und verschwiegenen Mann, der ihm auch durch seine wissenschaftliche Bildung ein angenehmer Unterhalter war, sehr lieb. Die Jahre verrannen, aber allmählich ward die Sehnsucht nach Weib und Kindern immer stärker in ihm, so daß er nur noch mit großer Ueberwindung aushielt. Endlich war der Gang fertig. Zwanzig Jahre und drei Tage hatte die Arbeit gedauert. Als der greise Burgherr den Gang abgenommen hatte, rüstete er zu Ehren des treuen Arbeiters ein großes Festmahl und händigte ihm seinen Lohn, hunderttausend Gulden, ein. Er gab ihm aber bei seiner Abreise noch zwei gute Räte mit auf den Weg. Diese lauteten: „Uebernachte nie in einer Herberge, in der ein alter Mann und ein junges Weib wirtschaften" und „Strafe nie im Zorne". Darauf lenkte der reichgewordene Mann seine Schritte heimwärts.

Nach einigen Wochen kam er zu einem Wirtshause in Böhmen, in dem er übernachten wollte; denn draußen stürmte ein böses Unwetter. Er trat also ein und bemerkte eine junge Wirtin, von der er Trank und Speise forderte. Bald darauf erschien ein Greis unter der Tür eines Nebenzimmers, der die junge Wirtin sein Weib nannte. Eingedenk des ersten der beiden guten Räte trachtete er ein Unterkommen im Stalle zu finden, die hübsche Wirtin aber erklärte, das Fremdenzimmer sei für ihn schon bereit. Noch überlegte er, wie er auf gute Weise von dem Orte fort käme, da trat ein Fuhrmann ein, der ein Zimmer und einen Wächter für seine Wagenladung forderte. Sofort bot sich der Freirichterssohn als Wächter an und überließ dem Fuhrmann das Fremdenzimmer. Er selbst bettete sich auf Stroh unter dem beladenen Wagen, und so kam die Nacht heran. Plötzlich hörte er leise Stimmen und erkannte die junge Wirtin mit einem jungen Menschen, dem jene einen Dolch einhändigte, und erklärte, daß sie den alten Mann so satt habe, daß heute ein Ende gemacht werden müsse. „Wir haben einen Nachtgast oben, und nach geschehener Tat stecke ich dem den blutigen Dolch in das Bett. Auf ihn kommt dann der Verdacht, wir verkaufen die Wirtschaft und ziehen miteinander fort.“ Der Freirichterssohn hielt den Atem an und überlegte, was er tun solle. Als nun die Wirtin an ihm vorüberging, schnitt er rasch ein Stück aus ihrem Kleide und bewahrte es auf.

Am andern Morgen erschien das schlechte Weib wehklagend und rief, ihr lieber Alter sei ermordet worden und niemand könne diese verruchte Tat begangen haben als der fremde Nachtgast im Giebelzimmer. Dieser wurde sofort von der Ortsbehörde festgenommen und nach kurzem Verhör unter dem Toben der Dorfleute zum Galgen geführt. Der Freirichterssohn war mitgegangen, zog hier den Fetzen des Kleides aus seiner Tasche und erzählte mit ernsten Worten seine nächtlichen Erlebnisse. Das Volk wußte von der Liebelei der Wirtin mit dem Mühlhelfer schon mancherlei und forderte sofort die Bestrafung der beiden überwiesenen Mörder. Der unschuldige Fuhrmann wurde freigelassen, man eilte nach dem

Wirtshause, fand das verbrecherische Pärchen beieinander und schleifte es auf einer Kuhhaut nach dem Galgen. Dort gestanden die beiden ihre schreckliche Tat und wurden aufgeknüpft. Dem Fuhrherrn wurde von der Ortsbehörde für seine ausgestandene Angst das Gasthaus mit dem ganzen Anwesen zugesprochen. Dieser gedachte dankbar seines Retters und schenkte ihm den Wagen mit seiner kostbaren Ladung samt den Pferden. Als Freunde trennten sich die beiden, und der Freirichtersohn kutschierte vergnügt seiner Heimat zu.

Es war Abend, als er auf dem Hofe seines Vaters ankam. Ohne sich zu erkennen zu geben, sprach er um ein Unterkommen an und erhielt es. Man achtete jedoch auf den Fremdling nicht; denn alle Hände rührten sich in der Freirichterei für ein bevorstehendes Fest. Als der Angekommene sich mit Speise und Trank gelabt hatte, ging er hinaus zum Dörrhause und sah zu dem erleuchteten Fenster hinein. Da stieg in ihm ein finsterer Groll auf, denn er sah sein noch immer hübsches Weib mit einem jungen Menschen sitzen und zärtliche Küsse wechseln. Schon lag seine Rechte auf dem Türschloß, da gedachte er des zweiten Rates, den ihm sein Gönner gegeben: „Strafe nie im Zorn." So wandte er der Tür und dem Häuslein den Rücken und ging traurig zum Gerichtskretscham zurück.

Als er hier in einer Ecke saß, trat der alte Freirichter zu ihm und lud ihn zu dem bevorstehenden Feste ein. „Morgen hat mein Enkelsohn seinen Ehrentag. Ich hatte nämlich zwei Söhne, einer starb vor mehreren Jahren, und der andere hatte meinem Willen zuwider ein armes Mädchen geheiratet, ist dann fortgegangen, um in der Fremde reich zu werden, dort ist er jedenfalls verdorben und gestorben. Aber seine beiden Söhne haben alles wieder gut gemacht. Einer ist Doktor geworden, der andere ist heute angekommen und liest morgen seine erste heilige Messe. Jetzt ist er bei der Mutter im Dörrhäusel drüben."

Der Fremdling brach in Schluchzen aus, sank seinem Vater zu Füßen und gab sich zu erkennen. Der hob den Sohn auf und drückte ihn mit einem tiefen Seufzer an die Brust.

„Jakob! Mein Jakob! Wenn du auch nicht reich, ja wenn du nackt heimgekommen wärest, du wärest mir gerade so lieb gewesen. O wie habe ich mich nach dir gesehnt! Und jetzt ist alles wieder gut. Komm jetzt zu deinem Weibe und deinem Sohne. Morgen kommt der andere, der Franz. Der ist noch größer als der Peter. Jakob, unser Herrgott, hat alles gut gemacht."

317. Wie der Name der gräflichen Familie Althann entstand.

Dietmar von Thann, ein wackerer schon bejahrter Ritter aus Schwabenland, wo seine Güter und Burgen am Bodensee lagen, hatte den Herzog Leopold (III.) von Oesterreich auf seinem Kreuzzuge nach Palästina begleitet. Hier hatte bei der Belagerung von Ptolemais 1170—1180 Herzog Leopold einmal so tapfer gestritten, daß er, nachdem ihm das Pferd getötet worden war, selbst ganz mit Blut bedeckt zu Boden fiel und in die größte Gefahr geriet, gefangen zu werden oder gar das Leben zu verlieren. Dies sah Dietmar von Thann, der in der Nähe des Herzogs ebenfalls tapfer kämpfte, eilte sogleich herbei, trat vor den Herzog und verteidigte ihn wie ein Bollwerk. Er obsiegte den Feinden und kehrte dann, ganz mit Blut bespritzt, ins Zelt zurück, in das der gerettete Herzog schon gebracht worden war. Hier sagte der Herzog in Gegenwart der Hauptleute in deutscher Sprache zu seinem Retter: „Hya, min alt Thann, Du bischt ein tapfer Mann." Im ganzen schriftlichen Heere erscholl hierauf der Ruf: „Der alt Thann ist ein tapfer Mann." Auch pflegte der Herzog seinen Retter von da an nie anders zu nennen als: „Min alt Thann." Von Stund an ist die Silbe Alt der Familie Thann geblieben, so daß sie nie anders als Althann hieß. Kaiser Heinrich VI. erteilte hierauf dem Herzoge Leopold zum Wappen den runden roten Schild mit dem weißen Balken zum Andenken, daß seine Rüstung im Kampfe ganz mit Blut besprengt und an jenem Orte allein weiß geblieben war, wo er das Schwert umgeschnallt hatte (welches noch jetzt das Wappen der Erzherzöge von Oester-

reich ist). Herzog Leopold aber gab mit Genehmigung des Kaisers dem Retter seines Lebens das nämliche Wappen mit dem Buchstaben A zum Unterscheidungszeichen.

318. Wie der Rehhans zu seinem Namen kam.

In Thanndorf soll einst ein gar starker Mann gelebt haben, der wurde der Rehhans vom Schneeberge genannt. Wie er zu diesem Namen gekommen ist, das wissen noch heute die Leute der Mittelwalder Gegend zu erzählen.

Als einst der Mittelwalder Graf *) (Althann) eine große Jagd veranstaltete, bekam auch der Hans dabei eine Anstellung. Der Graf und seine Gäste langten ermüdet an dem Kleinen Schneeberge an. Schon manches Geschoß hatte sein Ziel gefehlt, nur der Graf hatte noch keinen Fehlschuß getan. Auf der Höhe des Schneeberges aber fehlte sein Geschoß einen stattlichen Rehbock, und das Tier floh in der Richtung, in welcher der Hans stand. Dieser setzte dem Bocke in vollem Laufe nach, ergriff ihn und brachte ihn dem Grafen mit den Worten: „Der Herr Graf hat doch getroffen." Der lebende Rehbock wurde in den Schloßpark nach Wölfelsdorf gebracht. Seitdem wurde Hans der Rehhans vom Schneeberge genannt.

319. Rehhans kämpft mit dem Riesen Golo.

Einst zeigte sich in der Reichshauptstadt (Wien) ein Riese, der Golo hieß, und forderte die stärksten Leute zum Zweikampfe heraus. Aber er fand keinen Nebenbuhler. Da erbot sich Graf Michael, der gerade in Wien beim Kaiser war, er wolle ihm einen Mann stellen, den er nicht werfen werde. Der Riese müsse aber auf sein Mittelwalder Schloß kommen (oder nach Wölfelsdorf). Der Riese kam zum Zweikampf, zu dem der Graf eine Menge Gäste eingeladen hatte.

*) Bei Karger Graf Michael. Das Geschlecht enthält mehrere des Namens Michael, seitdem Michael Adolph I. († 1636) k. k. Feldmarschall, 1598 zur römisch-katholischen Kirche übertrat, was am Feste des hl. Michael geschah, und alle seine männlichen Nachkommen zur Führung des Namens Michael verpflichtete.

Rehhans stärkte sich zuvor durch eine kräftige Mahlzeit. Der Graf hatte ihm einen Viertelochsen und ein Faß Bier gestellt. Rehhans schlug den Spund heraus, steckte dafür den Finger ins Faß und trug es auf dem einen Finger nach Haus zu Thanndorf, während er das Rinderviertel auf der Schulter liegen hatte. Dort vertilgte er alles und kam aufs Schloß des Grafen, um sich dem Riesen zu stellen.

Der Riese legte zuerst in großsprecherischer Art seine Kampfesart dar und rühmte sich, daß er noch nie besiegt worden sei. Dann griff er den ruhig dreinschauenden Rehhans mit Ungestüm an, daß der ganze Schloßhof von dem Anprall erdröhnte. Rehhans empfing ihn mit offenen Armen und drückte ihn an die Brust. So blieb er stehen und hielt seinen Gegner fest. Als jedoch der Gaf den Fortgang des Kampfes befahl, öffnete Rehhans seine Arme, und der Riese fiel tot zur Erde nieder.

320. Rehhans und der Junker.

Einst kam ein Junker auf schnaubendem Rosse von dem Bärberge herabgesprengt, und ihm entgegen kam der Rehhans mit seinen Kühen gefahren. Auf dem schmalen Wege war an ein Ausweichen gar nicht zu denken. Der Junker tobte aber und verlangte, der Rehhans solle seinen beladenen Wagen aus dem Wege schaffen. Rehhans meinte jedoch, da sei der Junker mit seinem Pferde leichter zu regieren als sein Fuder Dünger, ergriff ihn samt dem Rosse und setzte ihn über die Wegeinfriedung hinüber. Kleinlaut ritt der Junker von dannen. Rehhans aber spannte lachend seine Kühe aus und zog das Fuder Dung auf den Bärberg hinauf.

321. Der Gabersdorfer zu Altwaltersdorf.

Auf dem Hofe zu Altwaltersdorf soll in einer stürmischen Herbstnacht seit mehreren hundert Jahren ein böser Geist gesehen worden sein, der die Menschen erschreckte und neckte. Namentlich fremde Gäste, die zur Nachtzeit aus dem Gehöfte weggingen, brachte er zu Falle. Der Geist wurde der Gabersdorfer genannt. Ein Ritter von Gabersdorf oder aus Gabers-

dorf soll nämlich bei einem Gastmahle dort einen Herrn von Kieslingswalde mit dem Dolche erstochen und im Grabe wegen seiner Bluttat keine Ruhe gefunden haben.

Der Geschichte zufolge ermordete am 22. Oktober 1614 auf dem „Mittelhofe" Friedrich Tschischwitz von Gabersdorf den Priester von Kammerstein auf Nieder-Kieslingswalde.

322. Die Pest zu Urnitz.

Auf den Feldern um Ebersdorf erscheinen nicht selten Irrlichter. Die Sage berichtet, daß sie sich auf demselben Flecke zeigen, wo einst die Toten begraben wurden, die in Urnitz an der Pest gestorben sind. Es mag schon länger her sein als hundert Jahre, da hat im Dorfe Urnitz die Pest so furchtbar gewütet, daß niemand weiter als eine einzige Magd und ein Knecht übrig geblieben sind. Der Doktor brauchte ihnen keine Medizin zu geben, sie haben nur Rohmschnitten (Butterschnitten mit draufgestrichenem Ruß) gegessen, das hat sie gesund erhalten. Die Toten aber hat man auf die Ebersdorfer Felder begraben, und deshalb fürchten sich die Leute so sehr, wenn sie jetzt die Irrlichter sehen.

323. Wie der Ritter Täuscher vom Karpenstein erschlagen ward.

Nachdem die Hussiten die Stadt Glatz im Jahre 1428 vergeblich belagert hatten, suchten sie sich leichtere Arbeit und brachen die Burgen Schnallenstein und Karpenstein. In dieser setzte sich ein böhmischer Ritter fest, welcher bald der Schrecken der ganzen Umgegend wurde, denn er raubte und stahl, was er konnte und schonte mit teuflischer Grausamkeit weder Wöchnerinnen noch Säuglinge. Führte der böhmische Wegelagerer, dessen Namen das deutsche Volk kaum oder nur falsch auszusprechen vermochte (weshalb dieser auch bald in Vergessenheit geriet), überallhin seine Raubgesellen mit, so doch an einen Ort nicht; das war zu einer Dirne in Luthin (Leuthen), an die er sein Herz verloren hatte. Zu ihr eilte er auf raschem Rosse, sobald er nicht eines Ueberfalles wegen in

das Waldesdickicht sich barg oder in die Ferne schweifte. Lange Zeit war es ihm möglich, geschützt durch die Dunkelheit der Nacht, unbemerkt nach Luthin hinein- und aus ihm wieder herauszukommen. Schließlich aber wurden seine Besuche doch offenbar, und einige mutige Männer beschlossen, ihm im Walde aufzulauern und, wenn es möglich wäre, ihn zu fangen oder zu töten. Da jedoch der Ritter alsbald durch einen Holzhacker von den Nachstellungen Kenntnis erhielt, gebrauchte er auch seinerseits Vorsicht, und die Lauerer warteten vergeblich. Ein Mittel vor allen anderen war es, das dem Verfolgten Monate lang Schutz gewährte — er ließ durch einen Schmied seinem Pferde die Hufeisen verkehrt aufschlagen, d. h. so, daß die Hufspuren, wenn er vom Karpensteine herabritt, das Aussehen hatten, als wäre er hinaufgeritten und, wenn er heimkehrte, als habe er erst seine Burg verlassen. Kamen die Luthiner auf dem weichen Waldwege, wo sie die Eisenabdrücke leicht erkennen konnten, dann wurden sie durch die angewandte List getäuscht und zogen sich in der Meinung, daß der Unhold bereits wieder hinter den festen Mauern der Burg in Sicherheit sei, alsbald zurück. Schließlich merkten sie aber den ihnen mitgespielten Betrug, erwarteten den Heimkehrenden und erschlugen ihn nach mannhafter Gegenwehr. In Ermangelung des unaussprechlichen böhmischen Namens, den der Ritter führte, nannte man ihn darum, weil er die Feinde durch seine List getäuscht hatte, — den Täuscher. Der Ort, wo er den Tod fand, heißt jetzt noch das Täuscherwäldchen, das zwischen der Burgruine und dem Dorfe Karpenstein liegt. In der Nähe des Wannengießerkreuzes fand Täuscher seine Ruhestätte, und mancher Nachtwanderer eilt furchtsam und hastig an ihr vorüber.

324. Das gemeinsame Grab zweier Hauptleute aus dem Dreißigjährigen Kriege zu Neurode.

Eine Sage, die noch jetzt im Munde des Volkes fortlebt, erzählt von zwei Brüdern, von denen der eine den andern ermordete und dann den Stahl gegen sich selbst kehrte. Es sollen zwei Hauptleute zur Zeit des Schwedenkrieges gewesen

sein, die dann in einem Grabe auf dem Kirchhofe beerdigt wurden. Der Mörder und Selbstmörder fand aber im Grabe keine Ruhe und wandelte allnächtlich auf dem Kirchhofe herum, bis er stets um Mitternacht sein mit „O. v. S.“ gezeichnetes Panzerhemde auf dem Grabe zurückließ.

Ueber die Veranlassung zu der Mordtat berichtet Klambt eine Erzählung, die ich in kurzer Fassung wiedergebe: Nach Neurode kamen einst 2 Fähnlein der Pappenheimer, die damals unter Holks Führung standen. Sie waren von 2 Hauptleuten befehligt, deren Namen in einem noch vorhandenen Manuskripte aufbewahrt sind: sie hießen Otto v. Steinau und Bernhard Hammer. Dieser war als Waise bei Ottos Eltern erzogen worden, und beide Knaben liebten sich wie Brüder. Gleiche Neigung trieb sie zum Kriegshandwerk. Ihre Freundschaft wurde noch inniger und schien unauflöslich, als Bernhard seinem Freunde und Pflegebruder Otto in der Schlacht bei Lützen (1632) das Leben rettete. Hier in Neurode wohnten sie zusammen in dem sogenannten Stadthause, das sich dicht an der Mauer des Kirchhofes der Pfarrkirche befindet. Ein Zufall trennte sie und machte ihrem Leben ein jähes Ende. Bernhard hatte nämlich in der Nähe des Städtchens, unweit eines Gebüsches, ein liebliches Mädchen gesehen, das er leidenschaftlich begehrte. Aber die kleine braune Dirne war flink wie ein Reh im Gebüsche verschwunden. Aufgeregt kehrte er zu Otto zurück und schwur, das Mädchen müsse sein werden, und wenn der Satan selbst ihr Großvater wäre. Er bat Otto, ihm behülflich zu sein, daß er sie wiederfinde. Am andern Morgen schritten beide auf die niederen Hütten zu, die am Saume des Waldes hier und da zerstreut lagen; denn hier vermuteten sie den Wohnsitz der Gesuchten. Lange forschten sie vergebens, da erblickte Otto in einer Luke des niedrigsten Häuschens einen niedlichen Mädchenkopf und stürmte in die Hütte hinein, die hölzerne Treppe hinauf, daß sie unter seiner Last zu brechen drohte, und hielt das zitternde Mädchen gefaßt und umschlungen. Nun begann ein heftiger Wortwechsel; denn jeder machte sein Recht auf die schöne Beute geltend. Es wäre schon jetzt zu Tätlichkeiten gekommen,

wenn nicht das unbeachtete Mädchen die Gelegenheit benutzt und entflohen wäre. Fluchend und tobend kehrten sie in ihre Wohnung zurück. Hier sprachen sie in ihrem Aerger dem Weine zu, erhitzten sich aufs neue gegen einander, schmähten sich und zogen schließlich die Klingen. Der Kampf wurde wütend, und Bernhard sank von Ottos Stahl zu Tode getroffen auf den Boden. Da erwachte der Brudermörder von seinem Rausche, furchtbare Verzweiflung erfaßte ihn, und mit einem Fluche auf die Dirne stieß er sich dasselbe Schwert in die eigene Brust. So fand man sie beide tot, und da man nicht unterscheiden konnte, welches der Mörder gewesen, begrub man sie auf dem benachbarten Kirchhofe in einem Grabe.

Daß Otto die Mordtat begangen, läßt die Sage aus der Zeichnung auf dem Panzerhemde „O. v. S." erraten.

325. Der Friedrichsstein bei Hirschzunge und die Strafe eines Gotteslästerers.

In der Nähe des Dörfchens Hirschzunge liegt der Friedrichsstein, der ehemals der Rabenstein genannt wurde. An diesem Steine oder am Platze dieses Steines soll einst ein Gehöft gestanden haben, das dreimal durch den Blitz eingeäschert wurde. Der gottlose Besitzer fand die Donnerkeile (nach der Volkssage spitze, harte Steine), die sein Gehöft getroffen hatten, geriet in Wut und warf sie fluchend nach der Albendorfer Kirche. Die Folge war, daß er stumm und gelähmt wurde und bettelnd an der Kirche zu Albendorf sein Leben fristen mußte.

Andere erzählen diese Mär von einem Gebäude in Wallisfurth, an dessen Stelle heute ein Kreuz steht.

326. Friedrich d. Gr. und die „Neue Mühle" in Hausdorf.

Es war um das Jahr 1750.

An einem Gewittertage lehnte der Ackersmann Kahlert hinter der Stalltür seines kleinen Gehöftes am Oberberge bei Hausdorf und sah in den peitschenden Regen und die

grellen Blitze hinaus. Da fiel sein Auge auf zwei Reiter, die im strömenden Regen vorsichtig den steilen Weg vom Bielauer Gebirge herabritten. Als sie den Mann unter dem sicheren Dache erblickten, lenkte der kleinere der beiden das Pferd auf das Gehöft zu, und sein Begleiter überholte ihn schnell: „Gewährt ein trockenes Plätzchen und stellt die Pferde unter!“ rief er nach kurzem Gruße. Der Landmann führte die triefenden Fremden in die niedere Stube und hieß sie freundlich willkommen. Dann ließ er sein Weib für die Gäste sorgen und kümmerte sich um die Pferde. Als er wieder eintrat, hingen die nassen Mäntel und Hüte an der Ofenstange, und zwei Offiziere ließen sich am gedeckten Tische gute Milch und hausbackenes Brot mit Butter schmecken. „Wohl bekomms Euer Gnaden!“ wünschte ihnen Kahlert. Er setzte sich und mußte nun manche Fragen des kleineren der beiden, der ihm der Herr schien, beantworten. Sie fragten aber nicht nur nach seinen Lasten und Sorgen und dem Treiben im Dorfe, sondern lobten auch das köstliche Brot und die Gastfreundschaft der sauberen Wirtin. Munter gab das Ehepaar Antwort, und Kahlert erwähnte dabei, daß er nur ungern als Stillfriedscher Untertan am Oberberge sein Getreide im entfernten Niederdorfe mahlen lasse. Unter freundlichen Gesprächen verging die Zeit, aber auch das Unwetter, und die Offiziere rüsteten sich zum Aufbruch. Einen nicht geringen freudigen Schrecken aber bekamen die freundlichen Gastgeber, als der kleine Offizier, mit einem Händedruck sich verabschiedend, sprach: „Ich bleibe Euer gnädiger König. Da Ihr für Eure Gastfreundschaft nichts nehmen wollt, will ich Euch noch mehr Gäste auf den Hals schicken; Ihr eignet Euch zu Wirten. Auch Euer Wunsch, das Getreide selbst mahlen zu dürfen, soll erfüllt werden.“ Einige Zeit später erhielt Kahlert von der Grundherrschaft die Mühlgerechtigkeit und das Schankrecht auf seine Stelle am Oberberge verliehen. Nicht lange nachher klapperten die Wasserräder der „Neuen Mühle“ und der neue Müller schenkte seinen durstigen Gästen den Branntwein ein. König Friedrich d. Gr. hatte sein Versprechen gehalten.

327. Der wilde Schuster zu Volpersdorf und der Stein auf dem Gutshofe.

In Zeiten, als die Barone von Hemm noch auf Volpersdorf saßen, lebte im Dorfe ein Schuster, der über ungeheure Körperkräfte verfügte und weit und breit als Raufbold bekannt war. Einst hatte er sich auch eine Straftat zu schulden kommen lassen, die der Gerichtsherr, Baron von Hemm, dadurch sühnen ließ, daß er den Schuster an den Stein zu schließen befahl. Es lag nämlich auf dem Herrensitze Volpersdorf ein mehrere Zentner schwerer Stein, der einen eingemauerten Ring trug. An den wurden Uebeltäter für längere oder kürzere Zeit zur Strafe angeschlossen. Der wilde Schuster, ergrimmt über die Schmach, die ihm angetan wurde, faßte in seiner Wut den Stein, trug ihn ins Herrenhaus und ließ ihn vor den Füßen des Barons niederfallen. Der Baron wurde kreidebleich, denn solch ungeheure Kraft hatte er nicht für möglich gehalten, ihm bangte vor der Wut des unheimlichen Gesellen. Und so befahl er, daß der Mann freigelassen werde, er glaubte, es sei doch besser, ihn nicht zum Feinde zu haben.

Der Stein ist heute noch auf dem Gutshofe zu sehen.

328. Vom Kirchgang der Wünschelburger.

In einer alten Handschrift wird das Scherzwort berichtet: „Wenn die Wünschelburger in die Kirche gehen wollten, gingen sie zum Tore hinaus.“ Sonst pflegt man doch bei solcher Gelegenheit zum Tore hinein zu gehen.

Der Ausdruck ist dadurch entstanden, daß Wünschelburg zuerst eine kleine, offene, einem Marktflecken ähnliche Stadt war und schon 1290 eine dem hl. Bartholomäus geweihte Pfarrkirche hatte. Als dann 1418 der obere und der westliche Teil der Stadt mit einer Mauer umgeben wurde, entstand aus dem östlichen Teile mit der Kirche, Pfarre, Schule und etlichen Bürgerhäusern eine Vorstadt. Um in die Kirche zu gelangen, mußten also die Wünschelburger aus der Mauer herausgehen.

Erst zwischen 1570 und 1580 wurde die jetzige Pfarrkirche in der Stadt erbaut, und die Bartholomäuskirche wurde fortan Begräbniskirche.

329. Die Wünschelburger Totengräber im Pestjahre 1680.

Das Jahr 1680 war ein Unglücksjahr für die ganze Grafschaft. Die Pest kam ins Land und hat in manchen Gemeinden so arg gehaust, daß sie fast ausstarben. Auch in Wünschelburg wurden einige Häuser ergriffen. Da kam der alte Totengräber Hans Meier auf den Gedanken, daß er schnell reich werden könnte, wenn das ganze Städtchen aussterben und er die Hinterlassenschaft sich aneignen würde. Das wollte er durch teuflische Zauberei erreichen. Er eröffnete dem ihm beigegebenen Totengräber Georg Oschner seinen Plan, und sie wurden einig, daß sie nicht mehr an Gott, sondern bloß an den Teufel denken, weder beten, noch das Kreuz machen wollten. Als sie nun Gott und alle Heiligen verleugnet hatten, erschien ihnen, gerade als sie beim Essen saßen, der böse Geist in Gestalt eines Menschen, der ganz schwarz im Gesicht war, einen schwarzen Bart und schwarzes krauses Haar hatte, einen Federhut trug und die Schenkel mit Bändern umwunden hatte. Sein rechter Fuß war wie der eines Menschen, der linke aber wie der einer Krähe gestaltet. Dem mußten sie schwören, daß ihre Seelen ihm gehören sollten. Dann wolle er ihnen zu ihrem Vorhaben helfen. Eine Stunde lang stand er verhandelnd vor ihnen, dann verschwand er und hinterließ einen so abscheulichen Gestank, daß sie es kaum aushalten konnten.

Darauf gingen die Totengräber auf den Friedhof, rissen die Pestleiche eines jungen Mädchens aus dem Grabe, schnitten ihr die Pestbeulen ab und das Herz aus dem Leibe heraus. Mit diesen Dingen begaben sie sich in der Mitternachtsstunde in die Kirche und verbrannten das Herz der Jungfrau vor dem Altare, wo der Priester steht, zu Pulver. Mit den Pestbeulen bestrichen sie die Haustürgriffe und streuten das Pulver auf den Kirchweg. Da konnte es nicht anders

kommen, wie es kam; es starben die Menschen wie die Fliegen dahin. Die Totengräber freuten sich und legten die Leichen verkehrt, mit dem Angesicht nach unten, in die Erde. So hatte es ihnen der Teufel geheißen. Einmal aber vergaß Meier dies Gebot, und sofort drehte ihm der Teufel das Genick um. Dem Oschner war das nicht unlieb, denn nun sah er sich als den einzigen Erben der Stadt an. Aber auch ihm war das Ziel seiner Verbrechen gesteckt. Die Obrigkeit stellte ihm einen neuen Gehilfen, dem alsbald die sonderbare Art des Begrabens auffiel. Er meldete dies beim Rate, die Leichen wurden wieder ausgegraben und regelrecht beerdigt. Daraufhin ließ die Pest sogleich nach und hörte endlich ganz auf. Oschner aber wurde gefänglich eingezogen, gestand sein Verbrechen ein und wurde zur Strafe verbrannt.

Von dem Meier, dem der Teufel den Hals umgedreht hatte, wird noch erzählt: Als die Totengräber seine Leiche begraben wollten, fanden sie, daß sie wie ein eiserner Ofen glühte und eine unerträgliche Hitze ausströmte. Man wagte sich nicht heran und ließ sie einige Tage liegen. Dann machte man den Versuch, sie zu verscharren. Aber sie war so heiß, daß die Männer sie dreimal wegwarfen und schließlich mit Hebebäumen der Grube zuwälzen mußten.

Man hat darauf in der Mitternachtsstunde häufig in der Umgegend einen Feuermann gesehen. Das war die ruhelose Seele des dem Teufel verfallenen Totengräbers.

330. Wie Albendorf anno 1680 auf wunderbare Weise vor der Pest bewahrt wurde.

Es war an der Vigilie von Mariä Geburt, am 7. September 1680, da hatten die beiden niederträchtigen Totengräber von Wünschelburg, der Meier und der Oschner, im Sinne, auch in Albendorf die Pest auszubreiten. Sie wollten das verzauberte Pulver in die Kapellen streuen, wohin das meiste Volk zu gehen pflegte, und bei dem großen Zulauf der Wallfahrer wäre die Pest bald überallhin verschleppt worden. Das aber hat Gott der Allmächtige auf wunderbare Weise verhütet.

Als die beiden bösen Menschen bei dunkler Nacht an die Grenze kamen, zu der Säule, auf der ein Bildnis Unsrer lieben Frau von Albendorf steht, griff Hans Meier nach dem Pulver und wollte anfangen da zu streuen, wo die vorbeigehenden Wallfahrer zu knien und zu beten pflegen. In dem Augenblicke überfiel beide eine solche Angst, daß Oschner zu rufen anhub: „Ach, wie ängstlich wird mir!“ Meier aber sagte: „Ich weiß nicht, wie mir ist! Meine Hände verstarren mir, meine Füße werden mir wie Kugeln!“ Oschner mahnte: „Meier, gehen wir zurück! Ich kann keinen Schritt vorwärts tun“, und Meier meinte: „Es müssen lauter Zauberer hier herum sein; ich kann weder Hände noch Füße rühren.“ In diesem Augenblicke donnerte sie eine furchtbare Stimme an: „Zurück! Zurück mit eurem Vornehmen! Ihr kommt damit nicht fort!“ Da erschraken sie so heftig, daß sie zitternd zurückgingen und keinen Schritt weiter gegen die Kirche zu tun wagten.

331. Die Pest zu Wünschelburg im Jahre 1633.

Im Jahre 1633 herrschte zu Wünschelburg eine fürchterliche Pest. Von der Sage ist die Wirkung dieser Pest wie auch andernorts übertrieben worden. So soll die ganze Stadt bis auf 60 Personen (in anderer Fassung 104) ausgestorben sein. Dieser Rest sei in Dankprozession für seine Erhaltung auf den Ring gewallfahrtet, habe eine Pestsäule zu Ehren der hl. Dreifaltigkeit gelobt und eine Gedächtnisfeier eingesetzt.

332. Feuerstein und Schwefelhölzchen.

Früher gab's die Feuersteine, mit denen die Leute Feuer schlugen. Dann kamen die Schwefelhölzchen auf.

Da kam einmal der Feuerstein-Birke von Batzdorf herüber nach Albendorf und wollte seine Feuersteine verkaufen. Aber die Leute sagten: „Mein lieber Birke, jetzt brauchen wir keine Steine mehr, jetzt haben wir Schwefelhölzchen.“ Da ist der Birke verboßt geworden und nimmt den Packs mit den Steinen und geht auf den heiligen Berg zum Teufel.

„Du bist gerade schuld", schreit er ihn an, „daß ich die Steine nicht mehr wegbringe; du hast die Schwefelhölzel erfunden." Dabei nimmt er die Steine, immer einen nach dem andern, und wirft sie dem Teufel an den Kopf, bis sie alle weg waren.

Da ist er wieder heimgegangen und ist nicht mehr nach Albendorf gekommen.

333. Die stillstehende Sonne bei Reinerz.

In Reinerz glaubt man, daß es Krieg bedeute, wenn die Sonne stundenlang an einer Stelle stehen bleibt. Vor dem Kriege von 1870 soll dies Wunder wieder eingetroffen sein. Ein Mann sah zur Mittagszeit die Sonne zwischen zwei Pappeln des Friedhofes zwei Stunden lang stillstehen. Er war daher von dem darauffolgenden Kriege nicht überrascht.

334. Dichtung und Wahrheit über den großen Wolkenbruch auf den Seefeldern am 27. August 1827.

„Der Rehdanzgraben (auf den Seefeldern) ist entstanden durch eine große Wasserflut. Die hat den Graben ausgerissen, und das Moor ist fortgerissen worden und hinausgeschwommen bis Reinerz. Die Moorwiesen (zwischen dem Bade und der Stadt) die sind damals entstanden, hier hat sich der ganze Torf von den Seefeldern festgesetzt." In dieser Erzählung ist Dichtung und Wahrheit mit einander verschmolzen.

In der Tat ist eine große Wasserflut durch den Wolkenbruch am 27. August 1827 entstanden und hat ein bedeutendes Stück von den Seefeldern losgerissen. Die oben schwimmende Torfmasse ist weiter hinabgeschwommen, zuerst in der Weistritz, dann in der Neisse bis nach Schlesien hinab. Der Bericht darüber *) sagt aber nichts von Festsetzung des Torfes auf den Moorwiesen bei Reinerz. Auch ist der Rehdanzgraben nicht damals entstanden, sondern künstlich erbaut von Oberforstmeister Rehdanz im Jahre 1754/55.

*) Beiträge zur Naturdenkmalspflege Bd. VI Heft 2 1919 S. 139 u. 131.

335. Der Mann mit der Baßgeige und die wütende Sau.

Ein Erlebnis zwischen Brzesowie und Schlaney.

Von Brzesowie nach Schlaney führt der Weg über den sogenannten „Roten Hübel" und ein Stück weiter über den „Weißen Hübel". Die Strecke zwischen diesen beiden Hübeln ist wohl die verrufenste in der ganzen Umgegend. Darüber könnte man ein Buch schreiben, was in alter und neuerer Zeit dort an „Ofarchtichmacha" vorgekommen ist. Das folgende Stücklein soll sich während der Befreiungskriege mit einem Großhändler Siegel im Niederdorfe Brzesowie zugetragen haben.

Es war an einem Sonntagnachmittag, da ging ein Geiger nach Schlaney, wo ihn seine Kameraden erwarteten, denn dort sollten sie Musik machen. Als er hinter den Roten Hübel kam, erhob sich ein großer Sturm, der wurde so heftig, daß es wie mit Peitschen zu knallen schien. Er konnte nur mit Mühe seinen Weg fortsetzen. Als er ein Stückchen weiter gekommen war, springt auf einmal eine Sau mit einer ganzen Herde Jungen aus dem Dickicht hervor und stürzt sich mit aller Wut auf den armen Musiker. In seiner Angst reißt er die Baßgeige, die er auf dem Rücken trug, herunter und fängt so fürchterlich zu geigen an, als sollte das Instrument in Stücke gehen. Wie die Sau die Musik hört, ist ihre Wut vergangen und sie wendet sich wieder dem Dickicht zu. Er atmete auf und ging weiter. Aber kaum ist er ein paar Schritte weiter gekommen, springt sie schon wieder auf ihn zu. Er muß wieder den Baß vor sich hinstellen und fleißig die Saiten streichen. Die Sau schlich unterdes wieder in ihr Versteck, und er konnte weiter gehen. Aber ehe er beim Weißen Hübel war, kam sie noch einmal angestürzt, und wieder mußte er mit seinem Geigenspiel ihre Wut bezwingen. Endlich kam er in Schlaney an. Aber wie sah er aus! Seine Kameraden starrten ihn an, als könnten sie ihn nicht erkennen. Wie der Tod so blaß und seine Haare gebleicht vor der entsetzlichen Angst! Er stellte die Baßgeige vor sich hin

und starrte wie bewußtlos zur Erde. Und wie sah die Geige aus! Nur eine einzige Saite war noch dran, mit der wollte er Musik machen? Fast hätten seine Kameraden lachen müssen, hätte der Mann nicht so ausgesehen. Das Lachen verging ihnen aber vollends, als er ihnen sein Erlebnis erzählte, und ganz stille sahen sie einander an.

Quellen, literarische Nachweise und Anmerkungen.

Abkürzungen:

Gl. V. = Glatzer Vierteljahrschrift.

Grabinski = Ludwig Grabinski, Die Sagen, der Aberglaube und abergläubische Sitten in Schlesien. Schweidnitz 1886.

Klose = Max Klose, Führer durch die Sagen- und Märchenwelt der Grafschaft Glatz, Schweidnitz 1888.

Dr. Langers Zeitschrift = Eduard Langer, das östliche Deutschböhmen. Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen. I. Band. Braunau 1901.

Die Jahreszahlen des vorigen Jahrhunderts unter Weglassung der 18.

Nr.

1. Hohaus Gl V. V. 85/86. S. 271. Klose S. 19.
2. Hohaus Gl. V. VII. 87/88. S. 287.
3. Nach der mundartlichen Erzählung des Buchbinders Schumpich aus Deschney, mitgeteilt von Fr. Graebisch. 1910.
4. Hohaus Gl. V. X. 90/91. S. 95.
5. Von Frau Magdalene Neumann in Seitenberg a. V., die das Erzählte von ihren Nieder-Schwedeldorfer Verwandten erfuhr. 1921.
6. Von Frau Böttchermeister Wagner in Breslau. 1912.
7. Von einem eingeborenen Wölfelsgrunder, durch Frl. L. Kampe. 1901.
8. Peter, Volkstümliches aus Oesterr.-Schlesien II. 67. S. 74. Aus Freiwaldau.
9. Hohaus, Gl. V. X. 90/91. S. 93.
10. Hohaus Gl. V. IV. 84/85. S. 269 f. Klose S. 37/38. Nr. 16, 17. 18.
11. Hohaus Gl. V. IV. 84/85. S. 268. Klose S. 35.
12. Hohaus Gl. V. V. 85/86. S. 190. Klose S. 27 u. 39.
13. Nach der mundartlichen Erzählung von Marie Hillmann in Brzesowie, durch Friedrich Graebisch. 1912.
14. Nach der mundartlichen Fassung aus Brzesowie von Fr. Graebisch im Guda-Obend-Kal. 1917. S. 85.
15. Hohaus Gl. V. IV. 84/85. S. 78. Klose S. 57.
16. Klose S. 67.
17. Wehse, Herrschaft, Burg und Ruine Karpenstein 83. S. 146.
18. Hohaus G. V. III. 83/84. S. 269. Klose S. 35 f.
19. Hohaus Gl. V. II. 82/83. S. 266. Klose S. 115. Kühnau, Schles. Sagen I. 1910 S. 253. Fr. Graebisch, Guda Obend 1917. S. 86. Graebisch gibt eine mundartliche Erzählung aus Hausdorf wieder, wie sie vielleicht schon Hohaus vorgelegen hat, aber von ihm umgeformt worden ist. Neuerdings hat sich Lehrer Josef Fogger in Hausdorf um Geschichte und Sage des Ottensteins (Otternsteins) verdient gemacht. J. Fogger, Der Ottenstein

Nr.

und seine Sagen, Neuroder Heimatblätter 1925, Nr. 8 vom 9. Januar. Die Ottensteinsagen sind mannigfach. Ich habe sie zusammengestellt in meinen Schles. Sagen I, 1910, S. 251—258. Für die dort erwähnte „Mährtensage" (S. 256) hat Fogger die eigentliche Quelle entdeckt, die mir damals noch nicht bekannt war. Es ist eine Handschrift von 1873, die Oberförster Franz Hoffmann in Hausdorf (Tränkengrunder Forsthaus) niedergeschrieben hat unter dem Titel: „Generelle und spezielle Beschreibung des gräflich von Pfeilschen Ober- und Niederreviers zu Hausdorf" (die Handschrift ist jetzt im Besitze der Witwe des Sohnes).

20. Kühnau, Schles. Sagen I. 1910. S. 281. Auswahl aus den dort erzählten Sagen von der Hummelfrau.
21. Nach Volkserzählungen, aufgezeichnet von Felix Weis, Seminarist in Liebenthal, mitgeteilt durch C. Schnobl in Stift Scheibe. Die Grafschaft Glatz, 14. Jahrg. 1919. S. 61.
22. Klose S. 3. Hohaus Gl. V. VI. 86/87. S. 191/4.
23. Mündlich von Frau Böttchermeister Wagner. 1912.
24. Klose S. 67.
25. Nach der mundartl. Erzählung von Anna Nitsche aus Altwaltersdorf bei Habelschwerdt, mitgeteilt von Fr. Graebisch. 1912.
26. Hohaus Gl. V. III. 83/84. S. 271. Klose S. 71.
27. Klose S. 59.
28. Mundartlich von einem geborenen Wölfelsgrunder, mitgeteilt von Frl. L. Kampe. 1901.
29. Klose S. 62.
30. Nach der Erzählung eines eingeborenen Wölfelsgrunders mundartlich berichtet von Frl. L. Kampe. 1901.
31. Hohaus Gl. V. IX. 89/90. S. 284.
32. Hohaus G. V. IV. 84/85. S. 167 f. Klose S. 34.
33. Nach Kypselos (Kastner), Glätzische Sagen 38 S. 31 u. Kern, Schlesiens Sagen 67. S. 251. Kurz gefaßt.
34. Von Lehrer Gallant in Volpersdorf. 1924.
35. Von demselben.
36. Von demselben.
37. Klose S. 100.
38 Nach der mundartlichen Erzählung eines geborenen Wölfelsgrunders, berichtet von Frl. L. Kampe. 1901.
39. Grabinski, die Sagen in Schlesien. 86. S. 33.
40. Nach der mundartlichen Erzählung des Kirchvaters Dinter in Sackisch, mitgeteilt von Fr. Graebisch. 1912.
41. Mundartlich erzählt von Maria Hillmann aus Brzesowie, mitgeteilt von Fr. Graebisch. 1912.
42. Desgleichen.
43. 1. Von Maria Hillmann aus Brzesowie. Mundartlich im Guda Obend 1917. S. 85 durch Fr. Graebisch.
    2. Von einem geborenen Wölfelsgrunder durch Frl. L. Kampe. 1901.

Nr.

44. Mundartlich von Kirchvater Dinter in Sackisch, mitgeteilt von Fr. Graebisch. 1912.
45. Klose S. 90.
46. Mundartlich von Frau Gastwirt Tautz jr. in Järker bei Lewin. Mitgeteilt im Guda Obend 1917 S. 85 von Fr. Graebisch.
47. Mundartliche Erzählung aus Brzesowie, mitgeteilt von Fr. Graebisch in Langers Zeitschrift „Aus dem östlichen Deutschböhmen" X. 1910. S. 188.
48. Mundartlich von Anton Wondrejz (Raimunda Tone) in Gießhübel a. d. Mense. Mitgeteilt von Fr. Graebisch im Guda Obend 1917 S. 85.
49. Mundartlich aus Nerbotin, mitgeteilt von Fr. Graebisch im Guda Obend 1917 S. 85.
50. Hohaus Gl. V. V. 85/86. S. 272. Klose S. 64. Guda Obend 1921 S. 36.
51. Mundartlich von Frl. L. Kampe in Wölfelsgrund. 1901.
52. Desgleichen.
53. Hohaus Gl. V. IV. 84/85. S. 173. Klose S. 59. Auch Grabinski, Die Sagen in Schlesien 86. S. 14.
54. Kühnau, Schles. Sagen I. S. 461.
55. Ebenda S. 464.
56. Hohaus Gl. V. III. 83/84. S. 267. Klose S. 37. Kühnau, Schles. Sag. I S. 466.
57. Von der Handelsfrau Stehr aus Königshain. O. Kurtz, Beiträge zur Erklärung des Hexenglaubens in Schlesien 1916 S. 69.
58. Von derselben ebenda. Schlußsatz von Frau Göttler in Glatz ebenda.
59. Nach Viktor Teuber in seinen Glatzer Gedichten 1916. S. 10.
60. Hohaus Gl. V. V. 85/86. S. 86. Klose S. 102.
61. Klose S. 104.
62. Klose S. 105.
63. Klose S. 103.
64. Klose S. 104.
65. Klose S. 105.
66. Hohaus Gl. V. III 83/84. S. 264. Klose S. 82.
67. Hohaus Gl V. III. 83/84. S. 267.
68. Klose S. 81.
69. Klose S. 81.
70 Hohaus Gl. V. III. 83/84. S. 267. Klose S 77.
71. Hohaus Gl. V. III. 83/84. S. 266. Klose S. 80.
72. Klose S. 82.
73. Klose S. 81.
74. Hohaus Gl. V. III. 83/84. S. 265. Klose S. 80.
75. Klose S. 79.
76. Klose S. 76.
77. Göppert in der „Grafschaft Glatz". 11. Jahrg. 1916. S. 20.
78. Göppert ebenda.
79. Göppert ebenda.
80. Hohaus Gl. V. IX. 89/90. S. 283.
81. Hohaus Gl V. X. 90/91. S. 94.
82. Klose S. 65.

Nr.

83. Nach einem mundartlichen Berichte aus Brzesowie durch Friedrich Graebisch in Mitt. d. Schles. Ges. f. Volksk. Bd. XII. 1910. S. 223.
84. Göppert in der „Grafschaft Glatz". 11. Jahrg. 1916. S. 20.
85. Klose S. 75.
86. Kühnau, Schles. Sagen II. 1911. S. 162.
87. Hohaus Gl. V. III. 83/84. S. 270 f. Klose S. 66.
88. Klose S. 71 f.
89. Hohaus Gl. V. IV. 84/85. S. 172 f. Klose S. 44.
90. Aus Brzesowie, durch Friedrich Graebisch in Dr. Langers Zeitschrift „Das östliche Deutschböhmen". Bd. XII. Braunau 1912. S. 27.
91. Aus Brzesowie, in Mundart mitgeteilt von Friedrich Graebisch in Dr. Langers Zeitschrift, Bd. XII. 1912. S. 28.
92. Aus Großgersdorf bei Kudowa, durch Friedrich Graebisch in Dr. Langers Zeitschrift ebenda.
93. Laura Weinhold in Zeitschr. f. Volkskunde VII. 1887. S. 444 f.
94. Nach Mitteilungen von Frau Anna Bernard in Kudowa, aufgezeichnet von Friedrich Graebisch in Laugers Zeitschrift „Das östliche Deutschböhmen", Bd. XII. 1912. S. 25.
95. Aus Zöllnei, berichtet von Erwin Botha, Lehrer in Zöllnei, Gbz. Grulich in Dr. Langers Zeitschrift, Bd. VIII. 1908. S. 59 f.
96. Nach mundartlicher Erzählung aus Brzesowie, mitgeteilt von Friedrich Graebisch in Dr. Langers Zeitschrift, Bd. X. 1910. S. 189.
97. Aus Kudowa, mitgeteilt von Friedrich Graebisch in Dr. Langers Zeitschrift, Bd. XII. 1912. S. 26 (Sage 235).
98. Nach Mitteilungen (teilweise mundartlich) aus Brzesowie, durch Friedrich Graebisch in Dr. Langers Zeitschrift, Bd. XII. 1912. S. 22 f. (Sage 229 u. 231).
99. J. Wiesinger in der „Grafschaft Glatz", 13. Jahrg. 1918. S. 49. Die Abwandlung: Nach der mundartlichen Erzählung aus Sackisch, mitgeteilt von Friedrich Graebisch im Guda Obend, Kalender für 1917. S. 86. (Nr. 11.)

Angeführt sei noch eine Sage aus Brzesowie, die Friedrich Graebisch in Mundart mitteilt in Dr. Langers Zeitschrift „Das östliche Deutschböhmen", Bd. XII. 1912. S. 24 (Sage 232). Sie spielt im benachbarten böhmischen Schlaney. Wenn dort in der Brauerei Musik war, kamen immer zwei feine Jungfern, die hatten schöne weiße Kleider an aus lauter „Gemaschel" und „Gebändel" am Kopfe und am ganzen Kleide und konnten so fein tanzen. Einmal hat sie der Brauersohn mit einigen anderen jungen Burschen begleitet. Und wie sie zu Brauers Teiche kamen, da hat die eine ein „Schwipplein" (Gerte) abgebrochen. Sie haben „Gutenacht" gesagt, und dann hat jene mit dem Schwipplein ins Wasser gehauen, und sie sind beide „hineingeplumpst". Voller Schrecken sind die Burschen zurückgelaufen, erst konnten sie gar nicht reden, und der Schweiß ist von ihnen gelaufen. Dann aber haben sie erzählt, daß sie Wassermanns Töchter begleitet hätten.

100. Aus Zöllnei, mitgeteilt von Erwin Botha, Lehrer in Zöllnei, Gbz. Grulich in Dr. Langers Zeitschrift, Bd. VIII. 1908. S. 54 f.

Nr.

101. Aus Zöllnei, von demselben mitgeteilt in Dr. Langers Zeitschrift, Bd. VIII. 1908. S. 52f.
102. Von einem Wölfelsgrunder, 1901. Kühnau, Schles. Sagen II. 1911. S. 397.
103. Kühnau, Schles. Sagen II. 1911. S. 395.
104. Hohaus Gl. V. IV. 84/85. S. 174f. Klose S. 106.
105. Nach der mundartlichen Erzählung von Elias Siegel in Brzesowie, die von Friedrich Graebisch in Kudowa 1913 in Lautschrift niedergeschrieben wurde. Im Guda-Obend-Kalender für das Jahr 1916 S. 104 hat er diese Geschichte in der üblichen mundartlichen Schreibweise veröffentlicht.
106. Hohaus Gl. V. IV. 84/85. S. 81f. Klose S. 44.
107. Rudolf Drescher im „Globus" X. 1866. S. 240f.
108. H. Elsner in Hausdorf bei Neurode: Sage und Sang aus dem Eulengebirge, Zeitschrift „Schlesien" III. 1909/10. S. 410.
109. Erzählung des Bauers Joseph Richter in Hausdorf. Schriftlich mitgeteilt von H. Lehrer Fogger in Hausdorf 1926. Aehnliche Geschichten vom Nachtjäger erzählte der Guderförster aus Hausdorf, und ein Wirt aus Langenbielau, der am Morgen beruflich zu einem Kinderfeste aufs Weigelsdorfer Plänel ging, sich verlief, beim Abendläuten erst nach Bielau zurückkam und danach lange Zeit krank lag.
110. Nach mundartlicher Erzählung aus Brzesowie, mitgeteilt von Friedrich Graebisch in Dr. Langers Zeitschrift „Das östliche Deutschböhmen", Bd. X. 1910. S 190; ebenso im Guda-Obend-Kalender 1916, S. 105.
111. Philo, Schlesien 1884, S. 40f.
112. Rudolf Drescher im „Globus" X. 1866. S. 242.
113. Hohaus Gl. V X. 90/91. S. 94f.
114. H. V. in der „Grafschaft Glatz", 4. Jahrg. 1909. S. 64.
115. Hohaus Gl. V. II. 82/83. S. 268f. Klose S. 59f. Kühnau, Schles. Sagen II. 1911. S. 640f.
116. Klose S. 72.
117. Nach mündlicher Mitteilung, de Wyl, Rübezahlforschungen 1909. S. 126.
118. Hohaus Gl. V. V. 85/86. S. 270f. Ebenso, aber kürzer Klose S. 45.
119. Hohaus Gl. V. IV. 84/85. S. 80. Klose S. 43.
120. Hohaus Gl. V. IX. 89/90. S. 282f.
121. Hohaus Gl. V. III. 83/84. S. 85f. Kürzer Klose S. 110.
122. Von Frau Böttchermeister Wagner, die die Geschichte von einer Frau aus Hausdorf gehört hat. 1912.
123. Aus Königswalde bei Neurode. Rudolf Drescher im „Globus" XIII. 1868. S. 112f. Im Ganzen übereinstimmend: Philo, Schlesien 1884. S. 6f.
124. Kühnau, Schlesische Sagen II. 1911. S. 592ff.
125. Rudolf Drescher im „Globus" X. 1866. S. 243 „Die Grafschaft Glatz", 13. Jahrg. 1918. S 28.
126. Klose S. 108f. Abgekürzt Volkmer Gl. V. III. 83/84. S. 138.
127. Lutz, Uebersicht der Arbeiten und Veränderungen der Schlesischen Gesellschaft 1838 (Kühnau, Schles. Sagen II. 1911. S. 640).
128. Hohaus Gl. V. IV. 84/85. S. 171f. Aehnlich Klose S. 93f.
129. Volkmer Gl. V. III. 83/84. S. 297.

Nr.

130. Kühnau, Schlesische Sagen III. 1913. S. 70.
131. Aelurius, Glaciogr. 1625. S. 381. Kühnau, Schles. Sagen III. 1913. S. 12.
132. Roch, Neue Laußnitz — usw. Chronika 1687. S. 305.
133. Volkmer, Hexenprozesse in der Grafschaft Glatz. Gl. V. IX. 89/90. S. 145 f.
134. Aus dem Munde eines eingeborenen Wölfelsgrunders. Mundartlich berichtet von Fräulein L. Kampe in Wölfelsgrund 1901.
135. Aus Kudowa, durch Friedrich Graebisch in Dr. Langers Zeitschrift, Braunau, Bd. XII. 1912. S. 35 f.
136. Aus Brzesowie, Kudowa und Umgegend, meist nach Mitteilungen von Frau Anna Bernard, durch Friedrich Graebisch in Dr. Langers Zeitschrift, Bd. XII. 1912. S. 36, 37.
137. Volkmer Gl. V. III. 83/84. S. 370 f.
138. Kühnau, Schlesische Sagen III. 1913. S. 70 u. 71.
139. Kühnau, Schlesische Sagen III. 1913. S. 71.
140. Nach Erzählungen in Hausdorf, mitgeteilt von Lehrer Fogger in Hausdorf 1926.
141. Nach Erzählungen in Hausdorf, mitgeteilt von Lehrer Fogger in Hausdorf 1926.
142. Nach mundartlichem Bericht von Fräulein L. Kampe in Wölfelsgrund 1901.
143. Von Marie Hillmann in Brzesowie, durch Friedrich Graebisch 1912.
144. Von Marie Hillmann in Brzesowie, durch Friedrich Graebisch 1912.
145. Von Marie Hillmann in Brzesowie, durch Friedrich Graebisch 1912.
146. Von Marie Hillmann in Brzesowie, durch Friedrich Graebisch 1912.
147. Von Marie Hillmann in Brzesowie, durch Friedrich Graebisch 1912.
148. Hohaus Gl. V. IV. 84/85. S. 80 f. Klose S. 75 f.
149. Aelurius, Glaciographia 1625. S. 314 f. Der als Quelle angibt Abraham Hosmannus Laubanensis Lusatius, in tractatu de Republica bene instituenda et legitima electione consulis F. f. I p. 2. Wedekind, Geschichte der Grafschaft Glatz. 1857. S. 197.
150. Hohaus Gl. V. IV. 84/85. S. 76 f. Klose S. 112.
151. Hohaus Gl. V. IV. 84/85. S. 268 f. Klose S. 61.
152. Kühnau, Schlesische Sagen III. 1913. S. 220 f.
153. Klose S. 31 f.
154. J. Großpietsch, Schles. Prov.-Blätter N. F. 1865. S. 694 ff.
155. Hohaus Gl. V. III. 83/84. S. 84 f. Klose S. 113 f.
156. Nach einer mundartlichen Erzählung aus Brzesowie, durch Friedrich Graebisch in Mitteil. d. Schles. Ges. f. Volkskunde. Bd. XII. 1910. S. 223 f.
157. Nach der mundartlichen Erzählung von Marie Hillmann in Brzesowie, durch Friedrich Graebisch. 1912.
158. Aus Brzesowie, durch Friedrich Graebisch in Dr. Langers Zeitschrift. Bd. XII. 1912. S. 31 f.
159. Hohaus Gl. V. V. 85/86. S. 189 f. Klose S. 74.
160. Hohaus Gl. V. II. 82/83. S. 171 ff. Uebereinstimmend, doch etwas gekürzt und wohl von Hohaus entlehnt bei Grabinski. 1886. S. 19 ff.
161. Klose S. 11 f.

Nr.

162. Hohaus Gl. V. VIII. 88/89. S. 284 f.
163. Klose S. 19. Kurz auch Hohaus Gl. V. V. 85/86. S. 89.
164. Klose S. 25
165. Gräße, Preuß. Sagenbuch II. 1871. S. 198.
166. Hohaus Gl. V. X. 90/91. S. 93.
167. Von Richard Preis in Altheide 1908, durch Ernst von Woikowsky-Biedau.
168. Kühnau, Schles. Sagen III. 1913. S. 393. In verschiedenen Fassungen.
169. Eduard Langer, Das östliche Deutschböhmen, Bd. II. 1902. S. 31.
170. Von der 65jährigen Frau Ruprecht aus Woitz, durch Paul Kutzer.
171. Hohaus Gl. V. IV. 84/85. S. 78. Klose S. 101. Grabinski 1886. S. 12 f.
172. Von Marie Hillmann nach der Erzählung eines alten Vorbeters, durch Friedrich Graebisch. 1912.
173. Hohaus Gl. V. VI. 86/87. S. 270 f. Klose S. 100. (Nr. 14 u. 15).
174. Hohaus Gl. V. VI. 86/87. S. 174. Klose S. 22 f.
175. Nach Friedrich Graebisch in seinem Aufsatze: „Aus einem unbekannten Dorfe". Guda-Obend-Kalender 1913. S. 92 f.
176. Hohaus Gl. V. III. 83/84. S. 172 f. Klose S. 60 f.
177. Klose S. 112.
178. Hohaus Gl. V. IV. 84/85. S. 169. Grabinski 1886. S. 12. Klose sehr gekürzt. S. 57 f.
179. Klose S. 58.
180. Klose S. 41 f. K. A. Müller, Vaterländische Bilder. 1837. S. 117 f. A. Kastner, Handschr. im Archiv der Schles. Ges. für Volkskunde.
181. Klose S. 118.
182. Von Lehrer Josef Fogger in Hausdorf veröffentlicht unter der Ueberschrift: „Vom Steinmale am Centnerbrunnwege" im Neuroder „Volksblatt" 1921.
183. Nach Erzählungen in Hausdorf, mitgeteilt von Lehrer Fogger in Hausdorf 1926.
184. Braunauer Sage. E. Langer, Das östliche Deutschböhmen. Bd. I. 1901. S. 49—51. Gekürzt.
185. Klose S. 91 f.
186. A. Kastner, Handschrift im Archiv der Schles. Ges. f. Volkskunde. Ueber die Sagen vom Goldenen Stollen überhaupt: Kühnau, Schles. Sagen III. 1913. S. 766 ff.
187. Aelurius, Glaciographia 1625, S. 46. Wedekind, Geschichte der Grafschaft Glatz 1857, S. 141 und nach ihm Gräße, Preuß. Sagenbuch II, 1871, S. 196. — Zimmermann, Beschreibung von Schlesien 1789. IX. S. 108. — Klose S. 1.
188. Aelurius, Glaciographia 1625, S. 13 f. Kurz erwähnt von Kahlo, Denkwürdigkeiten 1757, S. 4, aber unter Zweifel. Abweisend Knie, Beschreibung von Schlesien II, 1. 1828. S. 404. Als Sage Wedekind, Geschichte usw. 1857, S. 141. und nach ihm Gräße, Preuß. Sagenbuch II. 1871. S. 196; ferner Hohaus Gl. V. VII. 87/88. S. 189 f. (Klose S. 1 sagt nur, Glatz sei von den Römern gegründet worden.) — Ueber

Nr.

die Ungarnschlacht Aelurius S. 29 f. Kahlo, Denkwürdigkeiten 1757. S. 7 f. Beide nehmen sie als Tatsache. Als Volkssage Thamm, Geschichte der Stadt Habelschwerdt 1841, S. 159. Ebenso Hohaus Gl. V. VII. 87/88. S. 190. (Klose S. 1 nennt nur Heinrich I., den Vogler, den sagenhaften Erbauer der Festung Glatz, als der Hauptfeste gegen die Polen.

189. „Urkundliche Nachrichten über das Dorf Schlegel, Kreis Neurode, bis zum Jahre 1870". Zusammengestellt von Dr. med. Friedrich Zenker. Gl. V. X. 90/91. S. 51 f.

190. Zimmermann, Beschreibung von Schlesien 1789 IX. S. 331.

191. Ebenderselbe S. 272.

192. 1. Aelurius, Glaciogr. 1625, S. 218. Zimmermann, Beschreibung von Schlesien 1789. IX. S. 155 nennt schon diese Ueberlieferung eine Volkssage.

2. Thamm, Geschichte der Stadt Habelschwerdt 1841. S. 6 f. Beide Sagen auch bei Klose S. 64.

Volkmer Gl. V. X. 90/91. S. 2. Anm. 1 und Geschichte der Stadt Habelschwerdt 1897, S. 2 Anm. nennt beide Deutungen lächerlich und hält für die wahrscheinlichste Ableitung die von „Habels Werder" (wie sie auch Damroth, Ortsnamen 1896, S. 143 vertritt): Werder oder Werth als Bezeichnung für eine trockene Erhöhung in wässerigem Lande, oft schlechtweg für „Ufer". Ebenso Wildenschwerdt.

193. Hohaus Gl. V. VII. 87/88. S. 91. In Wirklichkeit ist Hohndorf = Hohendorf Gl. V. VI, S. 219. Verlorenwasser wird schon 1319 als solches bezeichnet, ebenda S. 220.

194. Klose S. 72.

195. Klose S. 46 (Nr. 1 u. 2).

196. Klose S. 48.

197. Klose S. 42 f. (Nr. 2 u. 3). Ausgeführter Hohaus Gl. V. IV. 84/85. S. 77 f. In dieser Sage scheint gelehrte Deutung mitgewirkt zu haben.

198. Die Sage wird zum ersten Male in poetischer Form überliefert im Glätzischen Wochenblatte 1822, S. 349, desgleichen von Wenzeslaus Klambt im „Nord-Gläzer Gebirge" 1832, S. 16, dann bei Wedekind, Geschichte der Grafschaft Glatz 1857, S. 779. Nach diesem in Prosa umgesetzt von Gräsße, Preuß. Sagenbuch II, 1871, S. 203. Den Namen „Ottenstein" soll die Höhe in Wirklichkeit erhalten haben von Otto von Donyn, dem zu Ehren der Erbauer des Jagdhauses Freiherr Michael Raymund von Stillfried (1767—1796) sie Ottenstein benannt habe. Indes findet sich der Flurname schon früher (Mitteilung des Herrn Lehrer Fogger in Hausdorf).

199. Nach der ältesten Fassung in dem Gedichte von A. Franke im Glätzischen Wochenblatte 1822, S. 74. Eine andere Fassung in einem Gedichte bei Wenzeslaus Klambt, Das Nord-Gläzer Gebirge 1832, S. 36. Dritte Fassung bei Wedekind, Geschichte usw. 1857, S. 777, hiernach in Prosa umgesetzt von Gräsße, Preuß. Sagenbuch II. 1871, S. 203. Die ursprüngliche Sage ist durch Zudichtung überwuchert und verändert in der romantischen Erzählung von A. Linke, Glätzische Sagen 1849, S. 47—108.

Nr.

200. Nach der handschriftlichen Chronik im Archive des Magistrats zu Wünschelburg, bei Wedekind, Geschichte der Grafschaft Glatz 1857. S. 98 u. 99. Anm. Klose S. 95—97 (Nr. 2, 4, 9).

201. Mosch, Die Heilquellen Schlesiens 1821. S. 90.

202. Dr. Blottner in Reinerz in Schles. Prov.-Blätter 1802, Bd. 35, S. 132 f. Die Sage von den Hummeln bei Fischer-Stuckart, Preußens Burgvesten und Ritterschlösser I (1821) S. 87 f. Dies die ursprüngliche Volkssage. In romantischer Ausmalung und Erweiterung stellt sie Fülleborn dar in einem Gedicht:

„Als noch der Meister Rübezahl
Auf den Sudeten hauste,
Bald Gutes tat, bald Mädchen stahl
Und bald die Sünder zauste,
Da ragte bei Reinerz ein Schloß in das Land,
Landfriede gar freundlich und friedlich benannt." Usw.

Dies Gedicht wurde vielfach nachgedruckt, so im „Hausfreunde" 1. Jahrg. 1821, S. 113—117, im Glätzischen Wochenblatt 1822, S. 4—6, in K. A. Müllers Vaterländischen Bildern 1837, S. 109—112, bei Kern, Sagenchronik 1840, S. 125—130 und Schlesiens Sagen 1867, S. 244 f. Neuerdings in der „Grafschaft Glatz", 5. Jahrg. 1910, S. 128. Diese Erweiterung fand ihre Prosadarstellung bei Jos. Dittrich, Reinerz, seine Heilquellen und Umgegend 1838, S. 204 f., Wedekind, Geschichte der Grafschaft Glatz 1857, S. 30. Mit leichter Verschiedenheit bei Hohaus Gl. V. V, 85/86, S. 91 f., Gräsle, Preuß. Sagenbuch II, 1871, S. 204. Etwas anders wieder Klose S. 91. Alle diese Fassungen haben im Fülleborn'schen Gedichte ihre Vorlage.

203. Mündlich vom Feldgärtner Josef Orban in Grunwald 1919. K.

204. Klose S. 86.

205. Aelurius, Glaciogr. 1625, S. 235. Klose S. 86.

206. Nach den Aufzeichnungen von Elias Siegel aus Brzesowie, in mundartlicher Erzählung veröffentlicht von Friedrich Graebisch im Guda-Oberd-Kalender 1916, S. 103.

207. Aelurius, Glaciogr. 1625, S. 97. Aehnlich in der „Grafschaft Glatz" 15. Jahrg. 1920, S. 3.

208. Aelurius, Glaciogr. 1625, S. 26 f. Kögler erklärt in Uebereinstimmung mit Aelurius ausdrücklich, daß dieses heidnische Kirchlein im sogenannten Niederschlosse etwas vorwärts gegen die Frankensteiner Straße zu gelegen habe und insgemein das Schloßkirchel genannt wurde. Irrtümlicherweise habe man in einigen Schriften dieses heidnische Kirchel mit der ehemaligen Kapelle der hl. Apostel Petrus und Paulus im Oberschloß verwechselt, die schon 1300 vorhanden war. Seit undenklichen Zeiten führte dieses Kirchel keinen Titel eines Heiligen, sondern es wurde bloß das Schloßkirchel (neben der volkstümlichen Bezeichnung „Heidnisches Kirchel") genannt. Im Jahre 1689 aber setzte P. David Fischbach ein gemaltes Bildnis des hl. Bischofs Martin auf den obersten Teil des Altars, weil die Schloßeinwohner nach uralter Gewohnheit am Festtag

Nr.

des Heiligen die Kirchweih auf dem Schlosse begingen. Als 1769 und in den folgenden Jahren die gegenwärtige alte Festung angelegt wurde, riß man das Heidenkirchlein bis auf den Grund hinweg, weil es den neu anzulegenden Festungswerken hinderlich war. Kögler, Chronicken 1836: „Von dem St. Martinkirchel" S. 300 f. 303, 304. Die von Kögler erwähnte Verwechselung liegt u. a. vor noch bei Bach, Kirchengeschichte der Gr. Gl. 1841, S. 7, wo erzählt wird, daß einst an Stelle der Peter- und Paulskapelle auf der Burg von Glatz ein Götzentempel gestanden, daß das in ihm befindliche Götzenbild lange zum Andenken dort aufbewahrt worden sei und daß sich außerdem ein Geflecht von goldgelben Haaren der Heidin Baleska, ihr Bogen mit etlichen Fäden und eine Trommel (Ziskatrommel) dort befunden hätten. Auch Klose S. 2 (Nr. 3) sagt von dem Heidenkirchlein, es habe auf der höchsten Spitze der heutigen Hauptfestung Glatz gestanden.

209. Hohaus Gl. V. VI, 86/87, S. 84. Anders Klose S. 7: Als die Stelle, auf der heute die Stadt Glatz steht, noch dichter Wald bedeckte, veranstaltete die heidnische Baliska dort eine große Jagd. Die Jäger fanden unter einem Wurzelstocke einen großen Schatz und errichteten auf der Fundstelle zu Ehren ihrer Götzen einen prächtigen Tempel, der in späterer Zeit in eine christliche Kirche (die heutige Pfarrkirche) umgewandelt wurde.

210. Klose S. 7. Ueber den Brand von 1114 wird erzählt: Als im Jahre 1114 der böhmische Prinz Sobieslaw einen Mord begangen hatte, floh er vor seinem Bruder Wratislaw, der Herzog von Böhmen war. Der Flüchtling kam vor Glatz und dachte sich dort festzusetzen. Die Bürger aber waren weder durch Bitten, noch durch Drohungen zu bewegen, die Tore zu öffnen. Da ergrimmte der Prinz und zündete die Stadt an, die samt der Burg niederbrannte (Wedekind, Geschichte usw. 1857, S. 20. Anm. nach Kögler, Chronicken 1841, S. 12).

Als Sobieslaw nach seines Bruders Tode Herzog von Böhmen war, soll er seine schlimmen Taten gesühnt und Burg und Stadt wieder aufgebaut haben (Klose S. 12 f.).

211. Klose S. 2.

212. Klose S. 9. Diese Prophezeiungen werden mitgeteilt von Aelurius, Glaciogr. 1625, S. 290 f., woher sie Miller, Historia beat. virginis Glacensis 1690, S. 121 ausschreibt.

213. Klose S. 7.

214. Klose S. 7.

215. Aelurius, Glaciogr. 1625, S. 37.

216. Zimmermann, Beschreibung von Schlesien 1789. IX. S. 109. Knie, Beschreibung von Schlesien II, I. 1828. S. 407. Die andere Nachricht bei Bug, Heidenschanzen 1890, S. 318, nach den „Gesammelten Nachrichten von Frankenstein", Wochenschrift von Karl Ulke, 1829, S. 72.

217. Klose S. 3.

218. Hohaus Gl. V. VII. 87/88. S. 92 f.

219. Hohaus Gl. V. VI. 86/87. S. 174. Klose S. 27 (bei dem die Abrechnung 2 Gulden niedriger ist die des Schlosses).

Nr.

220. Klose S. 66 u. 68 f. Näheres Volkmer, Zur Geschichte der Florianskapelle bei Habelschwerdt. Blätter für Geschichte und Heimatkunde der Grafschaft Glatz I. 1910. 441—447.
221. Volkmer, Geschichte der Stadt Habelschwerdt 1897. S. 98.
222. Eine Grafschafter Sage, mitgeteilt von E. Leister in „Die Grafschaft Glatz", 3. Jahrg. 1908. S. 22.
223. Nach Eduard Alliger, im Guda-Obend-Kalender 1914. S. 86.
224. Wedekind, Geschichte der Grafschaft Glatz 1857. S. 192 Anm.
225. Knie, Beschreibung von Schlesien II, 3. 1834. S. 275 u. 287.
226. Aus dem Aufsatze: „Die Kirche in Neundorf, Kreis Habelschwerdt" von M. Tschitschke, im Guda-Obend-Kalender 1915, S. 79. Weiter ausgeführt Gl. V. III. 83/84. S. 173 f. Stark gekürzt bei Gräsße, Preuß. Sagenbuch II, 1871, S. 202, nach Wedekind, Geschichte usw. 1857, S. 109. Etwas abweichend Klose S. 62 f.
227. Zimmermann, Beschreibung von Schlesien 1789. IX. S. 337. Gl. V. III. 83/84. S. 173. Klose S. 62. Gräsße, Preuß. Sagenbuch II. 1871. S. 202., sehr gekürzt, nach Wedekind, Geschichte usw. 1857, S. 109. Bei Wedekind, Gräsße und Klose wird das Kind im Moos sitzend und mit Holzspänen spielend gefunden. Auch wird der Vorfall ins Jahr 1486 verlegt.
228. Nach Dr. Paul Futter in seinem Aufsatze: „Heimweh. Eine Denkwürdige Gedächtnis-Inschrift aus der Grafschaft", in „Die Grafschaft Glatz". 1. Jahrg. 1906. S. 22 f. Dort heißt es S. 23: Vom Herrn Hauptlehrer in Heudorf wurde mitgeteilt, daß die Geschichte der Errichtung der Puhu-Kapelle nur noch auf mündlicher Ueberlieferung beruht. Die Kapelle soll während der Regierung Friedrichs des Großen erbaut worden sein, und zwar von der Witwe eines Seitenberger Bauern namens Mann, der als Soldat aus dem im Gedichte angegebenen Anlaß zum Gassenlaufen verurteilt worden sei und dabei seinen Tod gefunden habe. Herr Hauptlehrer emer. Langer in Landeck, von dem die poesievolle Inschrift auf der Kapelle herrührt, hat die Geschichte von älteren Personen, die leider schon verstorben sind, erfahren.
229. Guda-Obend-Kalender 1917, Nr. 2: „Grafschafter Bergkapellen. Stimmungsbilder aus den Glatzer Bergen." Von Heinrich Tschöpe in Köpprich.
230. Klose S. 35.
231. 1. Aelurius, Glaciogr. 1625, S. 258 f. Klose S. 39.
2. Hohaus Gl. V. X. 90/91. S. 402.
232. R. Boese, in den Heimatblättern, Beilage zu den Mitteilungen der Landsmannschaft Glacia. 2. Jahrg. 1916. S. 25.
233. Geschichtliche Nachricht: Klose S. 110. Sagenhafte Erzählung: Hohaus Gl. V. IV. 84/85. S. 173 f.
234. Schriftliche Mitteilung von Lehrer Josef Fogger in Hausdorf 1926.
235. W. W. Klambt, Urkundliche Chronik von Neurode. 1842. S. 62.
236. Schriftliche Mitteilung von Lehrer Josef Fogger in Hausdorf 1926. Erzählung aus der Verwandtschaft des Werner, der es selbst erzählt haben soll.

Nr.

237. Klose S. 112.

238. „Lindenbaum oder Marianischer Albendorfer Ehren- und Gnadenthron." 1731. S. 33 f. und Tiede, Merkwürdigkeiten Schlesiens, 1804, S. 71 ff Anfang gekürzt. Beide entlehnen wörtlich aus dem „Marianischen Gnadentrohn" 1695. Aus dem „Lindenbaum" entnommen von Hatscher „Geschichte von Albendorf" 1858 und 1870. S. 13 f. Dramatisiert von Emanuel Zimmer, Pfarrer zu Albendorf, unter dem Titel: „Der Engelsbau oder die Ansiedler im Albendorfer Tale" 1899 (nur handschriftlich). Kürzer bei Klose S. 107.

239. „Lindenbaum oder Marianischer Albendorfer Ehren- und Gnadenthron" 1731, S. 39 ff. und Tiede, Merkwürdigkeiten Schlesiens 1804, S. 76 ff. Beide schöpfen aus dem „Marianischen Gnadentrohn" 1695. Ueber den Erweiternngsbau: Kurze Inhaltsangabe aus „Lindenbaum". S. 43 f.

240. Hohaus Gl. V. V. 85/86. S. 88.

241. Nach den Erzählungen von Anton Kriegel und dem Kirchvater Kastner in Sackisch, durch Friedrich Graebisch 1912. Auch im Guda-Obend 1917. S. 84 (Nr. 2).

242. Nach J. Wiesinger in dem Aufsatz: „Die Wassernixen von Sackisch", in der „Grafschaft Glatz", 13. Jahrg. 1918. S. 49.

243. Von Marie Hillmann in Brzesowie, durch Friedrich Graebisch 1912.

244. Hohaus Gl. V. V. 85/86. S. 188 f. Klose S. 17.

245. Klose S. 7.

246. Köglers Chronicken 1836, S. 258. Nach der Schrift: „Die Pfarrkirche U. L. Frauen zu Glatz" (Glatz, Pompejus) 1842, S. 13 f. berichtet die Vision auch Wedekind, Geschichte der Grafschaft Glatz, 1857, S. 41, Anm. Diese Berichte gehen alle auf Johannes Millers Historia beat. virginis Glacensis 1690 zurück und in letzter Linie auf die Vita Ernesti des Balbinus Die erwähnte Handschrift des Ernestus wurde bis zum Jahre 1468 in der Glatzer Augustiner-Probstei aufbewahrt, in welchem Jahre der Probst Michael sie dem päpstlichen Legaten zur Verehrung übersandte, es ist aber eine Abschrift in der Probsteichronik zu finden. Miller gibt in seiner Historia beatissimae virginis Glac. eine Abschrift in lateinischer Sprache mit folgender deutscher Uebersetzung, woher die mitgeteilten Auszüge stammen (Ausgabe 1731, S. 57). Die gleiche Stelle in kürzerer Fassung teilt Warnatsch in „Mitteilungen der Schles. Ges. für Volkskunde", Heft 3, 1896, S. 69 f., mit und macht dazu die Bemerkung, daß er sich selbst aus seiner Jugendzeit zu Glatz erinnere, diese Legende gehört zu haben. Ein hübsches Gedicht auf diese Begebenheit von Viktor Teuber: „Sankt Arnestus", im Guda Obend 1911, S. 36. Die Angaben über das Grabmal und Leben des seligen Erneit bei Klose S. 8 f. Genaueres darüber in einem Aufsatze von Rudolf Graf Stillfried in Schles. Prov.-Bl. 1870, S. 116 ff.

247. Schriftliche Mitteilung von Lehrer Josef Fogger in Hausdorf 1926.

248. Miller, Historia beatissimae virginis Glacensis 1690. Der Bericht vom Schutz, den das Gnadenbild im 19. Jahrhundert noch gewährte, bei Klose S. 8.

Nr.

249. Hohaus Gl. V. VIII. 88/89. S. 188 f.

250. Klose S. 9. Einen älteren, ausführlicheren Bericht gibt Warnatsch in den „Mitteilungen der Schles. Ges. f. Volkskunde", Heft 3, 1896, S. 70 f., wieder, der entnommen ist aus einem 1753 erschienenen Büchlein über das Leben des Prager Erzbischofs Ernestus. Es geht ebenfalls auf die Vita venerabilis Ernesti des Balbinus zurück. Dieser Bericht erklärt das aus dem Grabmal fließende Oel als die „Zäher" (Tränen) des gottseligen Mannes, mit welchen er den zukünftigen Zustand der Stadt Glatz beweinte; denn im folgenden Jahre 1469 ist fast die ganze Stadt ausgebrannt.

251. Hohaus Gl. V. VII. 87/88. S. 285 f.

252. Klose S. 9.

253. Klose S. 10. Genaueres über die Reliquie enthält Miller, Historia beat. virginis Glac. 1690. S. 140 f.

254. Klose S. 10. Genaueres bei Miller ebenda. S. 141.

255. Klose S. 10. Nach Köglers Chronicken, 1836, S. 261, war es eine Frau von Haslinger, geb. Gräfin von Herberstein, die 1724 diese Kerze hierher schenkte. „Man erzählt sich", sagt Kögler, „man habe sie von feindlich gegen die Jesuiten gesinnten Fremden erhalten, und es sollten sich Pulver und andere brennbare, unverlöschbare Stoffe darin befinden, die, wenn diese Kerze angezündet worden wäre, die Kirche ruiniert und alle Anwesenden getötet haben würden. Allein es ist eine bloße Fabel, von jenen erdichtet, die deren Grund, wie und woher diese Kerze — welche ein Gelöbnis damaliger Zeit ist — gekommen sei, nicht kannten." Ueber Wachsopfer im Eigengewichte handelt R. Andree, Votive und Weihegaben, 1904, S. 95.

256. Klose S. 11.

257. Aelurius, Glaciogr. 1625, S. 98 und Klose S. 2.

258. Klose S. 4. Die zweite Meinung bei Warnatsch in Mitteil. d. Schles. Ges. f. Volkskunde, Heft 3, 1896, S. 70. Einen genaueren Bericht enthält Knie, Beschreibung von Schlesien II, 1, 1828, S. 402: „Diese Bildsäule des heil. Johannes Nepomuk ist aus Stein gehauen und war auf einer Brücke der Festung gegen das Feld hin aufgestellt. Daneben befand sich eine hölzerne Säule des heil. Florian. Als König Friedrich der Große die Festung besuchte, fragte man ihn, was mit den beiden Bildsäulen geschehen solle. Er antwortete: „Der Florian ist fürs Feuer gut, indessen mich geht er nichts an. Aber den Schutzpatron von Böhmen müssen wir in Ehren halten. Es soll auf dem Schlosse ein Turm gebaut und der heilige Nepomuk darauf gestellt werden." Dies geschah. Aber bei der nächsten Anwesenheit sah der König den auf dem Turme stehenden Heiligen mit lächelnder Miene an und sagte: „Es ist nicht recht, daß er das Gesicht nach Schlesien kehrt. Hier hat er nichts zu tun, und es ist schicklicher, daß er Böhmen observiere." Darauf hat man die Statue mit dem Gesicht nach Böhmen zu gekehrt, wohin er auch gegenwärtig noch sieht. Die Aufstellung des Heiligen soll dem Könige viel Liebe bei den Glatzern erworben haben."

Nr.

259. Hohaus Gl. V. VIII. 88/89. S. 285 f.

Die Staupsäule in Glatz ist nach Aelurius' Glaciographia 1625 und nach urkundlichen Nachrichten im Jahre 1551 oder 1552 aus Sandstein errichtet worden. Sie stand auf dem Ringe neben dem Brunnen vor dem Rathause. Bereits im Jahre 1793 lag sie „in Stücken auf dem Glatzer Markte bei dem Wirtshause, die Stadt Breslau genannt" (Volkmer Gl. V. I. 81/82. S. 191). Sie ist restlos verschwunden. Ihren besonderen plastischen Schmuck bildete ein Kornbauer mit einem Getreidesacke. Urkundlich wird berichtet, daß 1551, als eine ziemliche Teuerung herrschte, ein Bauer auf dem Kornmarkte vor dem Rathause ungebührlich hohe Preise (3 Taler für den Scheffel Korn) für sein Getreide verlangte und wenn einer nur einen Heller weniger bot, sogleich die Säcke zuband. So trieb er es einen ganzen Vormittag und erregte allgemeinen Unwillen. Damals nun wurde gerade der steinerne neue Pranger auf dem Markte errichtet. So kam denn der Steinmetz oder sein Auftraggeber auf den Gedanken, den Bauer samt einem Getreidesacke, „seinen Kindern zum Spott, den andern Bauern zum Exempel" an dem neuen Pranger auszuhauen. Der Bauer wird urkundlich mit seinem Namen genannt unter Angabe des Dorfes, in dem er ansässig war (Zalten aus Rengersdorf, bei Volkmer a. a. O.). Daß die Darstellung auf der Staupsäule nachdrücklich zur Geltung kam, ergibt sich daraus, daß der Kornbauer von Fremden gelegentlich für ein Merkzeichen der Stadt Glatz gehalten wurde. Da sie auf dem Kornmarkte stand, so wurde sie auch als öffentliches „Marktzeichen" angesehen. Aus allen diesen Gründen ist es fraglich, ob die auch von Aelurius erzählte Kornbauergeschichte eine bloße Sage ist, oder ob sie ein wirkliches Geschehnis enthält. Aus dem Aufsatze des Professors R. Becker „Die Habelschwerdter Staupsäule" in Zeitschrift „Schlesien" III. 1909/10. S. 52.

260. Hohaus Gl. V. VIII. 88/89. 189. Nach Paul Knötel in Gl. V. VII, 87/88, S. 292 erfüllt der doppelte Schweif des Löwen den Zweck, den Teil des Schildes hinter dem Rücken des Löwen auszufüllen und dürfte diesem Umstande seine Entstehung verdanken.

261. Die Hormayrsche Aenderung findet sich im Taschenbuche für vaterländische Geschichte 1833, S. 216. Kurze Fassungen der Sage bei Cureus, Gentis Silesiae Annales 1571, S. 125; in Dubravii Olomuzensis episc. Historia Boiemica 1585 I, S. 255; in Hagecius' Böhmischer Chronica 1596 II. S. 118; bei Nicolaus Pol († 1632), Jahrbücher der Stadt Breslau (Büschingsche Ausgabe) I, S. 170; im Breslauischen Erzähler 1804, Bd. I, S. 141. Ausführlicher bei Klose S. 20. Eine gründliche Untersuchung über den Ursprung und die Schicksale der Ziskatrommel in Gl. V. VI. 86/87. S. 265—269, Abdruck aus Beilage Nr. 1 zur „Vossischen Zeitung" in Berlin, vom 1. Januar 1887. Als Prokop 1429 Glatz belagerte, fiel die Trommel bei einem Ausfalle in die Hände der Glatzer, die sie als unschätzbares Kleinod bewahrten. General Fouqué hat im Jahre 1743 auf des Königs Befehl die Trommel und den Bogen der heidnischen Jungfrau vom Glatzer Schlosse nach Berlin geschickt.

Nr.

Noch um 1850 sollen sich die Ueberreste der Trommel in der Kunstkammer des Museums zu Berlin befunden haben. Jetzt weiß niemand, wo sie hingekommen ist.

262. Nach O. V. in der „Grafschaft Glatz", 12. Jahrg. 1917. S. 33.

263. Klose S. 47. Bei Pompejus, Kurze geschichtliche Nachrichten, 1862, S. 43, wird über dieses Bild gesagt, daß es von der königlichen Gemahlin Sobieskis an die gräfliche Familie Althann gekommen und von dieser 1713 der Pfarrkirche zu Mittelwalde geschenkt worden sei. Erst im Jahre 1832 wurde zufällig auf der Rückseite des Bildes eine Messingplatte mit der hier mitgeteilten Nachricht entdeckt.

264. Knie, Beschreibung von Schlesien II, 3. 1834. S. 270.

265. Klose S. 63. Ueber den Schleier Volkmer Gl. V. VI, 86/87, S. 132 ff., der die Uebergabe des Schleiers an Abbé de l'Orme als Sage betrachtet. Dann die „Grafschaft Glatz, 14. Jahrg., 1919, S. 37 und Nachtrag dazu, S. 63. An letzter Stelle wird das Vorhandensein eines Abbé de l'Orme als Tatsache bezeichnet.

266. Kurzer Auszug aus J. D. Hatscher, Geschichte und Beschreibung der Wallfahrtsstätte Maria Schnee auf dem Spitzigen Berge bei Wölfelsgrund. Albendorf 1869, S. 9—17. Die Nachrichten des Büchleins entnammen meist dem im Knopfe der Wallfahrtskirche enthaltenen Schriftstücke. Auch Tiede, Merkwürdigkeiten Schlesiens, 1804, S. 106. So die Geschichte. In anderer Weise erzählt eine Sage den Ursprung des Gnadenbildes aus Mariazell: Kaiser Josef II. ließ einst den Schatz des reichen Klosters Mariazell aufzeichnen, um ihn später einzuziehen. Dadurch fühlte sich das dortige wundertätige Marienbild beleidigt, und so erschien es auf dem Spitzigen Berge in Preußen, um dadurch auszudrücken, daß es sich unter den Schutz des Preußenkönigs Friedrich II. begebe. Daher wurde hier eine Kirche für das Bild gebaut. So nach Mosch, die Heilquellen Schlesiens, 1821, S. 87 und Klose S. 45.

267. Kaltenbaeck, Die Marienſagen Oesterreichs, 1845, S. 218 f.

268. Hohaus Gl. V. VIII. 88 89. S. 187 f.

269. Von Lehrer Gallant in Volpersdorf, 1924. In der Tat handelt es sich um Sühnkreuze. Eine Aufzeichnung auf Blatt 28 des „Verschlossenen Stadtbuches zu Neurode" vom Jahre 1512 macht es wahrscheinlich, daß hier eins der beiden genannten Steinkreuze dasjenige ist, das der Mörder Franz Gabriel nach dem Urteilsspruche als „Marter" setzen mußte. Nach einer Mitteilung von Lehrer Gallant.

270. Schriftliche Mitteilung von Lehrer Fogger in Hausdorf nach Erzählungen aus Hausdorf, 1926.

271. Schriftliche Mitteilung von Lehrer Fogger in Hausdorf, 1926.

272. Schriftliche Mitteilung von Lehrer Fogger in Hausdorf, 1926, aus Oberförster Franz Hoffmanns handschriftlicher Beschreibung des Forstreviers Hausdorf, 1873.

273. Hohaus Gl. V. VII. 87/88. S. 92.

274. Mit unwesentlichen Kürzungen entnommen aus „Lindenbaum oder Marianischer Albendorfer Ehren- und Gnadenthron", 1731, S. 29 f. und

Nr.

Tiede, Merkwürdigkeiten Schlesiens, 1804, S. 67 f. Beide schöpfen wörtlich aus dem „Marianischen Gnadentrohn Unserer lieben Frauen zu Albendorf", Jauer 1695. Kürzer bei Klose S. 99 f.

275. Nach einem Gedichte von Emanuel Zimmer (Pfarrer in Albendorf), im Guda-Obend-Kalender für 1915, S. 47. Dramatisiert von demselben unter dem Titel: „Baleska oder das Steinkreuz an der Brettmühle", Trauerspiel, 1905 (nur handschriftlich).

276. Nach dem Aufsatze von V. Teuber „Alte Grabsteine zu Wünschelburg", in der „Grafschaft Glatz", 3. Jahrg., 1908, S. 84. Mit Abbildung. Teuber sagt: „Die Sage (es ist die uralte Welfensage, die in die Hundsage überging) fand einen geeigneten Boden gerade hier in Wünschelburg. Da war der Stein mit den fünf Wickeltindern, über deren Bedeutung sich das Volk den Kopf zerbrach. Da war auch der Hundeteich, auf den alte Leute sich sehr gut besinnen können. Er lag in der äußersten Feldmark des alten Rathener Freirichtergutes, in der Nähe der österreichischen Grenze und des Dörfchens Reichenforst. Jetzt ist er entwässert und in Wiesenboden umgewandelt. Seinen Namen hat er gewiß von einer adligen Familie von Hund erhalten, der im 18. Jahrhundert jenes Freirichtergut gehörte: 1714 war Ernst Friedrich von Hund Besitzer des Gutes, und auch noch 1760 wird ein Philipp von Hund in Oberrathen genannt."

277. Mündlich vom Feldgärtner Josef Orban in Grunwald bei Reinerz 1919. K.

278. W. Mader, das Sühnekreuz in Lewin, in der „Grafschaft Glatz" III. 1908. S. 86 f.

279. Klose S. 73.

280. Klose S. 13.

281. Klose S. 12.

282. Aus Wölfelsgrund, von Frl. L. Kampe mitgeteilt 1901.

283. Schickfuß, Schlesische Chronica 1625 IV, 1. S. 22. Abgedruckt von Mosch, die Heilquellen Schlesiens 1821, S. 58 f. Nicht erwähnt wird die Erzählung von dem mit Schickfuß gleichzeitig schreibenden Aelurius. Knie, Beschreibung von Schlesien II, 2. 1831. S. 509.

Ein wenig verändert bei Klose S. 33 (Nr. 4 und 6): Die Entdeckung der St. Georgenquelle zu Landeck soll in das 9. Jahrhundert fallen. Damals bedeckte ein großer Urwald die ganze Gegend. Im Walde gab es aber auch eine Menge saftiger Weiden, auf denen friedliche Hirten im Schutze der festen Burg Karpenstein ihre Herden weideten.

Einst trieb ein Hirt seine Herde, die schon lange nach Wasser lechzte, an einen Brunnen, aber die Rinder wandten sich brüllend ab und verschmähten die Labung. Verwundert darüber eilte der Hirt an den Quell, beugte sich nieder und schöpfte mit der hohlen Hand Wasser daraus, um dessen Güte zu prüfen. Er fand jedoch, daß es ungenießbar sei; denn es hatte einen Geruch wie verdorbene Eier. Als er seine Herde heimgetrieben hatte, eilte er auf die Burg und meldete seine eigenartige Wahrnehmung. Der Burgherr fragte heidnische Priester, was dies

Wasser im Gebirge bedeute, und diese sollen die Heilkraft des Schwefelwassers erkannt und es den Kranken zur Benutzung empfohlen haben.

Das St. Georgsbad heißt im Volksmunde auch „das alte Bad", weil seine Quelle früher entdeckt wurde als die des Marienbades. Der ehemalige Besitzer des Bades, Herzog Georg von Münsterberg, soll das Bad seinem Namenspatron, St. Georg, geweiht und zum Danke für erlangte Heilung durch den Gebrauch der Quelle eine Kapelle erbaut haben, die später zu Badezimmern umgeschaffen wurde.

284. Volkmer, „Aus Materialien zur Geschichte von Landeck" in Gl. V. II, 82/83, S. 207, wozu er bemerkt, daß die Nachricht von den Mongolen nicht unwahrscheinlich sei. Klose S. 33.
285. Klose S. 34.
286. Hohaus Gl. V. V. 85/86. S. 368. Klose S. 39.
287. Schlesische Volkszeitung 1916, Nr. 156 vom 4. April.
288. Klose S. 23.
289. Klose S. 76.
290. Schriftliche Mitteilung von Lehrer Fogger in Hausdorf 1926. Nach Erzählungen im Dorfe und der Handschrift des Oberförsters Franz Hoffmann vom Jahre 1873.
291. Schriftliche Mitteilung von Lehrer Fogger in Hausdorf 1926. Nach der Handschrift von Oberförster Franz Hoffmann von 1873.
292. „Fruchtbarer und schattenreicher Lindenbaum, d. i. Marianischer Albendorfer Gnadenthron" 1731, S. 35. In kurzem Auszuge Zimmermann, Beschreibung von Schlesien 1789. IX. S. 276. Dramatisiert von Emanuel Zimmer (Pfarrer in Albendorf) unter dem Titel: „Der Marienbrunnen" 1902 (nur handschriftlich).
293. Nach G. Nentwig in der „Grafschaft Glatz", 7. Jahrg. 1912, S. 122. Die drei bei H. Tschöpe „Heuscheuerführer" 1904, S. 76 f. getrennt aufgeführten Sagen: „Heuscheuerburg, Heuscheuerschloß und Heuscheuerjungfrau" sind hier in eine Sage vereint. Nentwig äußert sich darüber folgendermaßen: „Die Quellen, welche der Verfasser (Tschöpe) benützt, sind mir unbekannt, aber ich habe schon in der Jugendzeit diese drei Sagen vereint in einer ähnlichen Sage gehört." Es ist die oben mitgeteilte.
294. A. Linke, Gläzische Sagen (2. u. 3. Bändchen) 1849. S. 111—132. Stark gekürzt. Die Sage ist von Linke romantisch breit ausgesponnen, es ist dieselbe wie die vom Quickenteich bei Rückers (Kühnau, Schles. Sagen III. 1913. S. 339).
295. Nach der mundartlichen Fassung von Friedrich Graebisch aus Brzesowie im Guda-Obend-Kalender 1917, S. 84 (Nr. 1).
296. Aelurius, Glaciogr. 1625, S. 124—130. Nach ihm Praetorius, Daemon. Rubinz. I. 1662, S. 176—185 und Joh. Gottl. Kahlo 1757, S. 16 f. und 180 f., der die heidnische Jungfrau Valischka nennt. Sodann Brüder Grimm, Deutsche Sagen 1816 I. S. 409 (4. Auflage S. 225), Büsching, Volkssagen 1820, S. 12 f. und 15, Wedekind, Geschichte der Grafschaft Glatz 1857, S. 148 f. und Gräsße, Preuß. Sagenbuch II. 1871. S. 197.

Aus Praetorius entnimmt die Sage Grohmann, Sagenbuch von Böhmen 1863, S. 42. In knapper Fassung erzählt sie Hohaus Gl. V. VII. 87/88. S. 191. Klose 1 und 15—17 (die Nummern 1, 2 u. 47—51) nennt sie Valiska und fügt einiges Neue hinzu, so z. B., daß sie die ersten Anfänge des Schlosses zu Glatz erbaut habe, daß sie mit ihrem Ranzenbogen von den Türmen der Burg Kladsko Menschen und Tiere in meilenweiter Entfernung in den Wäldern und Bergen erreichte, daß sie kein Wild fehlte und kein Feind vor ihren Pfeilen sicher war, daß man sie endlich nur dadurch fing, indem man sie verhinderte, den Erdsoden mit den Füßen zu erreichen.

Von den Namen, die ihr beigelegt wurden, hat nur einer volkstümliche Bedeutung erlangt, das ist Valiska (oder Valaska), er ist der böhmischen Sage entnommen (Boregk, Behmische Cronica I, Wittenberg 1587, S. 9—15; Hagecius, Böhmische Chronica 1596, Bl. 18a—25b), einheimischen Ursprungs ist er nicht.

Die Beliebtheit der Sage von der heidnischen Jungfrau führte zu künstlichen Weiterbildungen. G. G. Fülleborn hat drei solcher Weiterbildungen erdichtet, die dann durch häufigen Nachdruck ein literarisches Leben gewannen und in gewissem Sinne wieder volkstümlich wurden. Es ist 1. Die Geschichte des Karl von Kronenau. Die heidnische Jungfrau nimmt sich eines Paares an, dessen Vereinigung auf Schwierigkeiten stößt, weil der Vater des Mädchens anders über sie bestimmt hat. Breslauischer Erzähler 1803, S. 100—105. 2. Die Geschichte von der bösen Ursula. Eine böse Gattin wird von der heidnischen Jungfrau so verzaubert, daß ihre Worte statt Schmähungen nur Freundlichkeiten ausdrücken. So wird sie kuriert. Breslauischer Erzähler 1803. S. 115—119. 3. Die Geschichte von Elsberta von Stumpfeneck. Elsberta ist eifersüchtig auf ihren Mann, daß er es mit der heidnischen Jungfrau halte. Diese bestraft die Eifersüchtige, indem sie sie durch ihre Kobolde zwingt, in einem unterirdischen Saale eine blonde Perücke zu kämmen. Sie sucht darin das lange blonde Haar, das ihres Gatten Untreue entlarven soll, aber immer vergeblich. Diese erdichtete Sage diktierte Fülleborn wenige Stunden vor seinem Tode im Februar 1803 für den Breslauischen Erzähler 1803, S. 135—140.

Eine künstliche Erzählung ist auch „Valisca" von A. Linke, Gläzische Sagen. 4 Bändchen, 1849, S. 5—43. Valiska wird als schön und edel, sittsam und wohltätig geschildert. Als Rübezahls Gattin vollbringt sie eine Reihe von Taten des Edelmutes und der zauberhaften Stärke. In diesen erkennen wir neben volkstümlicher Ueberlieferung von ihr auch die Erzählungen von der bösen Ursula und Karl von Kronenau wieder. Dagegen ist in Dr. Paul Reinelts „Valeska, die Zauberin. Eine Festungssage" die böse Zauberin geschildert, wie sie die Volkssage darstellt. Die volkstümlichen Ueberlieferungen von ihr sind mit großem Geschick verarbeitet und zu einem packenden Bilde vereinigt. „Die Grafschaft Glatz", 15. Jahrg., 1920, S. 7/8 (mit einer Abbildung der heidnischen Jungfrau nach einer Photographie).

Nr.

297. Klose S. 18. Viel weiter ausgeführt von Hohaus Gl. V. V. 85/86. S. 187. Die Erzählung geht auf Hosemann zurück, hat aber durch beständiges Nacherzählen Eingang ins Volk gefunden. In Hosemanns handschriftlicher Chronik von Patschkau finde ich dieselbe Teichgeschichte. Dort sagt Hosemann ebenfalls, daß „von Leuten, so schnell reich werden, eine Sage oder Rede auskommen sei: O, er ist gewiß beim großen Teich bei Patschkau gewesen und hat Gold gesamblet".

298. Klose S. 4 f. Nach Aelurius ist das Zertrümmern der Braupfannen eher als Tat der Willkür aufzufassen. Er sagt: „Ja, sie (die Glatzer) lassen nicht leicht zu, daß sich jemand auf dem Lande unterstehen wollte, Bier zu brauen und zu schenken. Wie denn solche Exempel vorgefallen sein, daß die Bürgerschaft aufs Land ausgezogen ist und haben den Edelleuten und Kretschmern das Bier genommen, item die Bräubutten und Pfannen zerhauen und zerschlagen, welche sich des Bierbrauens angemaßet haben, da es ihnen doch nicht gebühret hätte. Solche Exempel haben sich zugetragen anno 1522, 1526, 1527, 1529 und andere Jahr mehr." Aelurius, Glaciogr., 1625, S. 399.

299. Klose S. 15.

200. Aelurius, Glaciogr., 1625, S. 405 f. Nacherzählt von Kahlo, Denkwürdigkeiten der Grafschaft Glatz, 1757, S. 112 f. Dichterisch dargestellt von Kypselos (Kastner) in „Glätzische Sagen", 1838, S. 76 - 85. Die Tatsache wird ferner berichtet von Wedekind, Geschichte der Grafschaft Glatz, 1857, S. 196 und nach ihm von Gräsle, Preuß. Sagenbuch II. 1871. S. 199. In einer Miszelle teilt Dr. Volkmer in Gl. V. III, 83/84, S. 368 dieselbe Geschichte nach dem Haugwitzschen Jahr- und Stammbuch v. J. 1684, S. 84 mit, wo das Knieen von Schweinen vor der Hostie genauer berichtet wird.

301. Miszelle von Volkmer in Gl. V. I. 81/82. S. 94.

302. Klose S. 5.

303. Klose S. 6 (Nr. 17).

304. Aus Nieder-Schwedeldorf, durch Primaner Schultzik 1921.

305. Aus Nieder-Schwedeldorf, durch Primaner Schultzik 1921.

306. Klose S. 22.

307. Klose S. 24.

308. Mündlich von Frau Böttchermeister Wagner, die ihrem Manne nacherzählt, der aus Niederhannsdorf stammte, 1911.

309. Hohaus Gl. V. VI. 86/87. S. 173 f. Klose S. 25.

310. Hohaus Gl. V. V. 85/86. S. 269 f. Klose S. 28—30, zum Teil mehr ausgeführt unter den Titeln: „Das Edelfräulein von Altlomnitz" und „Die verjüngte Weide".

311. Nach Aelurius, Glaciogr. 1625, S. 219, bei Thamm, Geschichte der Stadt Habelschwerdt 1841, S. 7 und Volkmer, ders. Titel, S. 3.

312. Klose S. 67.

313. Klose S. 66 f.

314. Philo, Schlesien 1884, S. 34.

Nr.

315. H. B. in der „Grafschaft Glatz" IV, 1909, S. 64 und Lehrer Rupprecht in Voigtsdorf, ebenda, S. 84 f.

316. Klose S. 50 f. Ausgeführter Hohaus Gl. V. III. 83/84. S. 165 f.

317. Knie, Beschreibuung von Schlesien II, 3, 1834, S. 280 nach Dresselinus in Collectaneis familiarum austriacarum. Sinapius, Curiositäten II. 1728. S. 35. Berndt, Wegweiser 1828. S. 480 Anm. Wedekind, Geschichte der Grafschaft Glatz 1857. S. 667. Klose S. 47.

318. Klose S. 48. In Gedichtform Rob. Kastner im Guda-Obend-Kalender für 1912. S. 80.

319. Klose S. 49 und ergänzend die Ballade von Rob. Kastner im Guda-Obend-Kalender für 1912. S. 80.

320. Klose S. 49. Den letzten Zug vom eigenen Einspannen enthält auch das weitverbreitete Märchen vom starken Hans, z. B. bei Gebr. Zingerle, Kinder- und Hausmärchen 1854, S. 220 aus Tirol und in Schles. Prov.-Blätter N. F. 1868, S. 150/52 aus dem ehemaligen Oesterreichisch-Schlesien. Die Rehhanssage ist zweifellos eine Sage, weil sie örtlich festliegt. Sie zeigt aber, verglichen mit dem Märchen vom starken Hans, wie Sage sich leicht zum Märchen weiter entwickeln kann.

Eine Zusammenfassung der Rehhanssagen enthält ein Eingesandt von Dr. Ludwig in Gl. V. VI, 86/87, S. 272, das nur einige kleine Verschiedenheiten aufweist.

321. Klose S. 69.

322. Aus dem Munde eines geborenen Wölfelsgrunders. Nach der mundartlichen Erzählung von L. K. (Kampe) 1901, im Archive der Schles. Ges. f. Volkskunde.

323. Hohaus Gl. V. II. 82/83. S. 173. Klose S. 40 (Nr. 26). Grabinski S. 16. Es war der böhmische Baron Hinko Kruschina, der sich auf dem Karpenstein festgesetzt hatte. Im Jahre 1443 wurde der Karpenstein von einem vereinigten schlesischen Heere gebrochen und bis auf den Grund niedergebrannt.

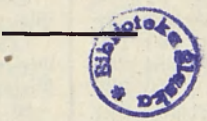
Eine andere Sage ist folgende: Ein Karpensteiner Burgherr ritt immer zur Burg auf dem Heidelberge (die in den Patschkauer Forsten gelegen haben soll) zu heimlicher Minne mit der Tochter des dortigen Burgherrn, mit dem er in Fehde lag. Um unentdeckt zu bleiben, ließ er seinem Pferde die Hufeisen verkehrt aufnageln. Doch hatte er dies einmal unterlassen, da wurden die Huftritte seine Verräter. Der Heidelberger lauerte ihm auf und erschlug ihn. Weil er so lange den Burgherrn getäuscht hatte, wurde er der Täuscher genannt. Die Sage findet sich bei K. A. Müller, Vaterländische Bilder 1837, S. 116. Vorher schon bei Berndt, Wegweiser 1828, S. 413. Weiterhin bei Hohaus Gl. V. II, 82/83, S. 173. Wehse, Karpensteinstein 1883, S. 145. Klose S. 41 und an vielen anderen Orten, wo auch die erste Sage immer mit angeführt wird. Die Sage ist jetzt bei dem Volke um den Heidelberg nicht mehr bekannt.

324. W. W. Klambt, Urkundliche Chronik von Neurode 1842. S. 112 f.

325. Klose S. 101.

Nr.

326. Schriftlich mitgeteilt von Lehrer Fogger in Hausdorf 1926.
327. Von Lehrer Gallant in Volpersdorf 1924.
328. Wedekind, Geschichte der Grafschaft Glatz 1857, S. 38 u. 99. Klose S. 96.
329. Klose S. 98 f.
330. Miszelle von Volkmer Gl. V. III. 83/84. S. 369.
331. Klose S. 96.
332. Nach der mundartlichen Fassung aus Albendorf, von Friedrich Graebisch, mitgeteilt im Guda-Obend-Kalender für 1917, S. 85 (Nr. 10).
333. Klose S. 74.
334. Mündlich vom Feldgärtner Josef Orban in Grunwald bei Reinerz 1919. K.
335. Nach einem mundartlichen Gedichte von dem Auszügler Elias Siegel in Brzesowie, durch Friedrich Graebisch 1912.



Ortsnamen und örtliche Nachweise.

Die Zahlen rechts beziehen sich auf die Seiten. D. = Dorf, St. = Stadt, Kol. = Kolonie, Bez. = Bezirk, Tsch. = Tschechoslowakei. | trennt die Stellen im Text von den Stellen in den Anmerkungen.

Adler, Fluß an der Grenze in Tsch. 97. 101.
Agnesfeld, D., Kr. Glatz. 177.
Albendorf, D. u. Wallfahrtsort, Kr. Neurode. 21. 53 f. 130. 160. 162. 174. 175. 228. 229. 245. 254. 256. 258. 266. 300. | 316. 319. 320. 325.
Altbunzlau in Tsch. (Böhmen) Bez. Brandeis. 249.
Älteste Haus zu Glatz. 211.
Altgersdorf s. Gersdorf.
Altheide, D. u. Bad. 264. 265. | 311.
Altlomnitz, s. Lomnitz.
Altwaltersdorf s. Waltersdorf.
Altwilmsdorf s. Wilmsdorf
Angsthäuser, die bei Mittelwalde. 199.
Annaberg mit Annakapelle bei Neurode. 225. 227.
Annakapelle, die auf dem Ernestinenberg bei Bärnwald. 217.
Annastübel, das auf dem Jauersberge. 64.
Antoniuskapelle zu Grafenort. 212.
Arnestus s. Ernestus
Arnsdorf = Grafenort.

Barbarakapelle zu Neundorf. 220.
Barbarakirchlein in Schönfeld. 219.
Bärenstein, der bei Hausdorf. 255. 266.
Bärnwald, D. in Tsch., Bez. Senftenberg. 217.
Bartholomäuskirche zu Wünschelburg. 298.
Batzdorf, D., Kr. Glatz. 301.
Bauernberg, der bei Hausdorf. 183.
Bergloch, das bei Hammer. 118.
Berlin. | 318 f.
Biele, Fluß zur Neiße. 104. 155. Schwarze Biele. 112.
Bielendorf, D., Kr. Habelschwerdt. 123. 200.
Bielengebirge (Bielegebirge). 90. 112.
Bielowes, D. in Tsch. bei Nachod. 98. 107 f.
Birkhagen=Brzesowie.
Blaue Berg, Der, b. Winkeldorf. 264.
Bodensee. 290.
Bogen (Ranzenbogen) der heidnischen Jungfrau zu Glatz. 272. | 314. 322.
Böhmische Gasse zu Glatz. 276.
Braunau. | 311.
Breslau. 186. 305.
Brotbänke zu Glatz. 171.
Brunnen, der heilsame Gnadenbrunnen zu Albendorf. 266 f.
Brunnen auf dem Glatzer Schlosse. 245.
Brzesowie (Birkhagen), D., Kr. Glatz. 29. 56 f. 84. 91 f. 98. 99. 108. 140. 147. 164. 177. 232. 271. 303. | 305. 306. 307. 308. 309. 310. 313. 316. 321. 325.
Buchenwalde, ehem. Name von Verlorenwasser. 198.
Burgstadel, Burgstädtel, Hügel mit Ruinen bei Friedrichswartha, Kr. Glatz. 41.

Camenz, D. mit ehem. Zisterzienserkloster, Kr. Frankenstein. 64.
Carlsberg, Karlsberg, D. an der Heuscheuer, Kr. Neurode. 59.
Czaslau in Tsch. (Böhmen). 249.

Deschney, D. in Tsch., Bez. Neustadt a. d. Mettau. 19. | 305.
Dinterwiese im Nesselgrunder Forst. 75.
Dittersbach, ehem. D. bei Habelschwerdt. 196.
Donjon (Festung) zu Glatz. 246. 278. 279. | 314.
Drepano auf Sizilien. 234.
Droschkau, D., Kr. Habelschwerdt (Landeck). 136.
Dürreberg bei Seitenberg. 50.
Dürrkunzendorf, D., Kr. Neurode. 125.

Ebersdorf, D., Kr. Habelschwerdt. 46. 152. 293.
Eckersdorf, D., Kr. Neurode. 129. 158.
Ehrlich, Kol. bei Hausdorf. 185.
Eichberg (heute Kranich) zu Glatz. 193.
Einsiedelei bei Mittelwalde. 251.
Eisersdorf, D., Kr. Glatz. 171. 272.
Erlental, das bei Brzesowie. 178.
Ernestinenberg, Der, b. Bärnwald. 217.
Ernestus (Bischof von Prag), Leichnam in der Glatzer Pfarrkirche. 236. 241. | 316. 317.
Eulengebirge. 113. 114 f. 126.

Falkenhain, D., Kr. Glatz (Altheide). 74.
Färberpforte zu Glatz. 167.
Festung Glatz s. Donjon.
Feierabend, Bergrücken bei Seitendorf. 64.
Florianiberg bei Habelschwerdt. 86 f.
Florianikapelle zu Habelschwerdt. 214. | 315.
Florianreliquie zu Habelschwerdt. 214.
Florianstatue auf der Festung Glatz. | 317.
Fouquéweg auf den Seefeldern. 260.
Frankenstein. 240.
Franziskanerkloster zu Glatz. 167.
Freiwaldau, St. in Tsch. 305.
Friedersdorf, D., Kr. Glatz. 38.
Friedrichsstein (Rabenstein) bei Hirschzunge. 296.
Friedrichswartha, D., Kr. Glatz. 17.
Frimburg, verfallenes Schloß bei Frummrich. 206.
Frummrich = Neu-Hradek, D. in Tsch., Bez. Neustadt an der Mettau. 59. 97. 206.

Geldsteinweg bei Hausdorf. 256.
Gellenau, D., Kr. Glatz, bei Lewin. 58.
Gelöbniskasten in der Glatzer Pfarrkirche. 244.
Georgenquelle in Landeck. 262. | 320.
Gersdorf, Alt- und Neu-, D., Kr. Habelschwerdt. 47. 90. 123.
Gießhübel an der Mense, D. in Tsch., Bez. Neustadt a. d. Mense. 60. 61. | 307.
Glasen, Der, im Eulengebirge. 114.
Gläsendorf, D., Kr. Habelschwerdt. 172.
Glatz (Kladsko). 42. 72. 84. 116. 136. 137. 149. 167. 169. 170. 171. 192. 193 f. 197. 233—250. 261. 272—279. 286. 293. | 307. 311. 312. 313. 314. 318. 322.
Glatzer Pfarrkirche. 169. 209. 210 f. 234—245. | 314. 316.
Glatzer Schloß. 171. 193. 208. 245. 272. | 313. 314. 322.
Gnadenbild s. Wundertätiges Marienbild.
Goldene Stiel, Das, Grube bei Reinerz. 203.
Goldene Stollen, Der, an der Mense. 188 f. | 311.
Gompersdorf, D., Kr. Habelschwerdt (Landeck). 103.
Götzentempel an Stelle der Peter-Paulskapelle auf dem Glatzer Oberschloß. | 314.
Götzentempel an Stelle der heutigen Glatzer Pfarrkirche. | 314.
Götzentempel zu Altlomnitz. 282.
Götzhof zu Glatz. 261.
Grabmal des sel. Ernestus zu Glatz. 210. 236. 237. 241. | 316 317.
Grafenort, D., Kr. Habelschwerdt. 44. 62. 83. 172. 212. 213. 281.

Großgersdorf bei Kudowa. |308.
Grulich, St. mit Kloster, Tsch., Bez. Senftenberg. 32. 173.
Grüne Saal im Glatzer Schlosse. 273.
Grunwald, D. bei Reinerz. 204. |313. 320. 325.

Haar der heidnischen Jungfrau zu Glatz. 273 f. |314.
Habelschwerdt. 22. 43. 62. 83. 86. 137. 150. 196. 197. 214. 223. 283. 284. |312. 315. 323.
Hahnloch, Das, bei Glatz. 173.
Halbendorf, D. bei Glatz. 280.
Hammer, D., Kr. Habelschwerdt. 118.
Hammertal, Das, bei Voigtsdorf, Kr. Habelschwerdt. 215.
Hannsdorf, Ober- und Nieder-, D., Kr. Glatz. 136. 281. |323.
Harte bei Wünschelburg. 53.
Haselwiese im Wölfelsgrund. 103. 262.
Hassitz, D. bei Glatz. 279.
Hausdorf, D., Kr. Neurode. 35. 36. 114. 126. 144. 145. 183 f. 185. 227. 237. 255. 296. |305. 309. 310. 311 315. 319. 321. 325.
Heetzelei bei Wölfelsgrund, Kr. Habelschwerdt. 45.
Heidelberg, Der, bei Habelschwerdt. 89. 198.
Heidelberg (Heidelkoppe in den Patschkauer Forsten). |324.
Heidnische Kirchlein auf dem Glatzer Schlosse. 208. 273. |313.
Heidnische Turm zu Glatz. 171. 208. 272.
Heinzendorf, D., Kr. Habelschwerdt (Landeck). 25.
Henningsdorf, D. bei Glatz. 168.
Heudorf, D., Kr. Habelschwerdt (Seitenberg). 221. |315.
Heuscheuer. 23. 68—72. 106. 174. 186. 268. |321.
Hirschzunge, Kol., Kr. Neurode. 296.
Hirtenlehne mit den Hirtensteinen bei Kieslingswalde. 172.
Höhlenkapelle, Die Kunzendorfer. 25.
Hohe Stein, Der, bei Wichstadtl, St. in Tsch., Bez. Senftenberg. 101.
Hohndorf, D., Kr. Habelschwerdt. 89. 198. |312.
Hölle, Die, im Bielengebirge bei Neugersdorf. 123.
Höllental, Das, an der Ruine Schnallenstein. 119.
Holzkreuz zu Neurode. 255.
Hradek, Burg (Wünschelburg). 202.
Hradek, Schloß (Frummrich). 257.
Hradisch, Berg bei Reinerz. 38.
Hummel, Hummelburg, Hummelschloß, Berg und Bergruine bei Reinerz. 37 f. 59. 189. 203. 260. 261. |313.
Hussitenkapelle bei Kudowa. 54.
Hundeteich bei Wünschelburg. |320.
Hutberg mit Kapelle bei Landeck (Raiersdorf). 47. 225.
Hüttenberg im Nesselgrunder Forst. 79.
Hüttengrund, Kr. Habelschwerdt. 172.

Järker, D., Kr. Glatz (Lewin). |307.
Jauernig (Jauernick), D., Kr. Glatz (Lewin). 82. 188.
Jauersberg an der schlesischen Grenze bei Reichenstein. 64. 66 f.
Jerusalem, Kreuzzug dahin. 35.
Johannisbrücke bei Landeck. 47. 223.
Johanniskapelle (Johanneskapelle) zwischen Jauernig und Kuttel bei Lewin. 82. 230.
Johannisstatue zu Wölfelsdorf. 24.
Johanniterkirche zu Glatz (Glatzer Pfarrkirche). 241.
Jüschke, Die, Waldschlucht zwischen Hollenau und Birgwitz, Kr. Glatz. 46.

Kahle Berg, Der, bei Gompersdorf. 103 f.
Kaiserswalde, D., Kr. Habelschwerdt. 75. 77. 79. 205.
Kalte Plan, Der, im Eulengebirge. 265.
Kapelle der heil. Apostel Petrus und Paulus i. Glatzer Oberschlosse. |313.

Kapuzinerplatte im Neſſelgrunder Forſt. 77. 79.
Karlsberg (Carlsberg), Kol., Kr. Neurode. 71.
Karpenſtein, D. bei Landeck. 294.
Karpenſtein, Ruine bei Landeck. 33. 182. 293. | 324.
Käſebrett auf der Heuſcheuer. 174.
Kerze, Die große, in der Glatzer Pfarrkirche. 244. | 317.
Kieslingswalde, D., Kr. Habelſchwerdt. 172. 293.
Kindberg, Der, in Steiermark. 287.
Kirchenſchnure, Die, bei Langenbrück. 120.
Kirchturm zu Habelſchwerdt. 284.
Klahr-Wieſel, Das, zu Voigtsdorf. 286.
Kleſſengrund, Der. 262.
Kloſter Unſerer lieben Frau zu Glatz. 167.
Klotz zu Glatz. 192. 233.
Kningenburg, Die, b. Volpersdorf. 183.
Kobels, Koblitz, Hügel bei Krotenpfuhl, Kr. Habelſchwerdt. 32.
Kobels- oder Koblitzburg, zerſtörte Burg, ebenda. 32.
Köhlergrund, Kol. bei Hausdorf. 228.
Komturhof zu Voditau. 117.
Komturwieſen zu Glatz. 243.
Königshain, D., Kr. Glatz. 67. | 307.
Königshainer Buſch. 67.
Königswalde, D., Kr. Habelſchwerdt. 150. | 309.
Konradswalde, D., Kr. Habelſchw. 47.
Köpprich, Kol., Kr. Neurode. 52. | 313.
Kornbauer auf der Glatzer Staupſäule. | 318.
Krainsdorf, D., Kr. Neurode. 173.
Kranich zu Glatz ſ. Eichberg.
Krautenwalde, D., bei Landeck, über der Grenze in Tſch. 49.
Kreſſenbrücke im Neſſelgrunder Forſt. 76.
Kreuzkirche zu Neurode. 227. 237.
Kroatenplan, im Eulengebirge. 114.
Kronenberg, bei Habelſchwerdt. 43.
Krotenpfuhl, D., Kr. Habelſchwerdt. 32. 196.
Krziſchney, Klein-, D., in Tſch. (Grenze bei Lewin). 260.
Küchenloch, Das, auf dem Hummel. 204.
Kudowa. 54. 92. 95 f. 140. | 308. 310.
Kuhberge, Die, bei Konradswalde. 225.
Kunzendorf, D., Kr. Habelſchwerdt (Landeck). 25. 124. 223.
Kuttel, D., Kr. Glatz. 19. 82.

Lachnitköppla, Das, am Urnitzberg bei Wölfelsgrund. 46.
Landeck. 47. 49. 153. 223. 262. 263. | 315. 320. 321.
Landecker Heilquellen. 262. 263.
Langenau, Ober-, D., Kr. Habelſchwerdt. 45. 284.
Langenbielau, St., Kr. Reichenbach. 114. | 309.
Langenbrück, D., Kr. Habelſchwerdt, 120. 198.
Leeden, Leedenhäuſer, Die, bei Kunzendorf, Kr. Neurode. 52.
Lerchenfeld, Kol., Kr. Habelſchwerdt. 27.
Leuthen (Luthin), D., bei Landeck. 293.
Lewin, St., Kr. Glatz. 19. 38. 58. 141 f. 142. 143. 205. 260. | 320.
Lichtenwalde, D., Kr. Habelſchwerdt, 179.
Liebenthal, St., Kr. Löwenberg. | 306.
Linde, Die, zu Albendorf. 256.
Linde, Die, zu Eiſersdorf. 272.
Lindenthal, ehem. Name von Hohndorf. 198.
Linsdorf, D., in Tſch., Bez. Senftenberg. 100. 102.
Lögengrund (Löwengrund), bei Volpersdorf. 201.
Lomnitz, Alt-, D., Kr. Habelſchwerdt. 118. 282. | 323.
Löwe, zweiſchwänzig, auf dem Glatzer Wappen. 248. | 318.
Luca-Glatz. 193 f.
Ludwigsdorf, D., Kr. Neurode. 161.
Lützen, Schlacht bei, (Leipzig). 295.

Maifritzdorf, D., Kr. Frankenstein (Reichenstein). 66
Maria Hilf, Krankenhaus in Neurode. 255.
Mariannenstein bei den Haselwiesen. 262.
Maria Schnee s. Spitzige Berg.
Mariathal bei Glatz. 250.
Maria Zell. 251. | 319.
Marienbad zu Landeck. 263.
Marienbild beim Brünnlein am Götzhof zu Glatz. 261.
Marienbild in Mariathal bei Glatz. 250.
Marienbild in der Mittelwalder Pfarrkirche. 250.
Marienbrunnen, Der heilkräftige, zu Glatz. 261.
Marienbrünnel zu Albendorf. 267.
Marienbrünnlein bei Brzesowie 271.
Marienquelle zwischen Walddorf und Zettritz. 265.
Marienſäule zu Glatz. 212.
Marienthal, D., Kr. Habelschwerdt. 286.
Melling, D., Kr. Habelschwerdt. 196.
Merseburg. 195.
Mittelberg im Wölfelsgrund. 23.
Mittelhof, Der, zu Alt-Lomnitz. 118.
Mittelhof, Der, zu Altwaltersdorf. 293.
Mittelteich bei Sackisch. 199 f.
Mittelwalde, St., Kr. Habelschwerdt. 32. 199. 219. 220. 250. 251. 291. | 318.
Mohratal bei Seitenberg. 49. 103.
Moorwiesen, Die, bei Reinerz. 302.
Mühlbach, D., Kr. Habelschwerdt (Landeck). 49. 264.
Münsterberg. 195.
Muttergottesbild bei Agnesfeld. 177.
Muttergottesbild zu Wilmsdorf. 252.
Muttergottesstatue in der Glatzer Pfarrkirche. 240.

Nachod, St., mit Schloß in Tsch., Bez. Nachod. 107 f. 114. 164. 177.
Neiße, Fluß. 167. 211. 245. 250. 279. 302.
Nepomukstatue auf dem Donjon zu Glatz. 246. | 317.
Neptungrotte zu Grafenort. 213.
Nerbotin, D., Kr. Glatz. 39. | 307.
Nesselgrunder Forst, Kr. Glatz. 72 bis 81. 84. 260.
Neue Mühle, Die, b. Hausdorf 296 f.
Neu-Hradek s. Frummrich.
Neundorf, Groß-, D., Kr. Habelschwerdt. 121. 219. 220. 251. | 315.
Neurode. 52. 113. 127 f. 237. 255. 294. | 315.
Neustädter Steig bei Seitenberg. 50.
Neustift, Kol., Kr. Habelschwerdt. 27.
Niedersteine s. Steine.

Oberberg, Der, bei Hausdorf. 296.
Oberhof, Der, in Kunzendorf bei Landeck. 124.
Oberlangenau s. Langenau.
Ochsenkopf in der Glatzer Pfarrkirche. 242.
Onophriuskapelle bei Seitenberg. 50. 222.
Opotschno, D., in Tsch., Bez. Neustadt a. d. Mettau. 206.
Ottenstein, Otterstein, Otternstein, Felskuppe mit Schloßresten bei Hausdorf. 35. 114. 200. | 312.
Otterfels auf der Haselwiese im Wölfelsgrunde. 103.
Otternburg, Die, im Hammertal. 215.

Pabelberg s. Rote Höhe.
Padua. 123.
Paradieshübel in Sackisch. 232.
Paris. 278.
Passendorf, D., an der Heuscheuer, Kr. Neurode. 106. 174.
Paßmuttergottes, Marienſäule zwischen Wartha und Glatz. 41.
Patschkau. 223. | 323.
Pelzelteich bei Rückers. 269.
Pestkapelle an der Brücke bei Habelschwerdt. 214. 281.

Pfaffengründel zwischen Seitenberg und Winkeldorf. 264.
Pfaffensteig zwischen Mühlbach und eitenberg. 264.
Pfarrkirche zu Glatz s. Glatzer Pfarrkirche.
Poditau, D., Kr. Glatz. 117.
Pohlsdorf (Pohldorf), D., Kr. Habelschwerdt. 77.
Prag. 205.
Primitivi (des heiligen) Gebeine in der Glatzer Pfarrkirche. 244.
Ptolemais. 290.
Puhukapelle bei Heudorf. 221. | 315.

Quarklöcher am Glatzer Schneeberge. 63. 121 f.
Quickenteich bei Rückers. | 321.
Quingenberg bei Volpersdorf. 201.

Rabenstein, Der, bei Kunzendorf (Landeck). 125.
Raiersdorf, D., Kr. Habelschwerdt (Landeck). 26. 27. 125. 223.
Ranzenbogen s. Bogen.
Ratschenberg, zwischen Reinerz und Kudowa. 92.
Rathen, Ober- und Nieder-, D., Kr. Neurode. 258. 259. | 320.
Rathengrund, Der, bei Albendorf. 256.
Raumnitz, D., Kr. Glatz. 225.
Rehdanzgraben auf den Seefeldern. 302.
Reichenstein, St., Kr. Frankenstein. 65. 277.
Reinerz. 38. 92. 165. 203. 261. 302. | 313.
Rengersdorf, D., bei Glatz. 280.
Ring zu Glatz. 171. 212. 247. | 318.
Reinerzer Papiermühle. 203.
Roomhübel bei Volpersdorf, Kr Neurode. 51.
Roschwitz, D., Kr. Glatz 86.
Rosenkranz, Kol., Tsch. (bei Schönau, Kr. Habelschwerdt). 34. 67.
Rosenthal, D., Kr. Habelschwerdt. 31. 45. 181.
Rote Berg bei Glatz (Rengersdorf). 170.
Rote Höhe (Pabelberg) bei Dürrkunzendorf. 125.
Rote Hübel, Der, bei Brzesowie. 303.
Rote Kapelle bei Altwilmsdorf. 170.
Rotenbach, Der, bei Landeck 224.
Rote Wiesen zwischen Olbersdorf und Winkeldorf. 224. 263.
Rückers, D., Kr. Glatz (Reinerz). 269.
Rudolf Adolf-Kapelle bei Hausdorf. 184.

Saalwiesen, Die, bei Wilhelmsthal. 199.
Sackisch, D., Kr. Glatz (Kudowa). 55. 98 f. 231. 232. | 306. 307. 308. 316.
Sägemühle in Albendorf 258.
Scheibe, Stift, bei Glatz. 306.
Schlaney, D., Kr. Glatz. 56. 57. 91. 272. 303. | 308.
Salowien, ehem. Name einer St. auf den Saalwiesen. 199.
Schanzen auf dem Kalten Plane im Eulengebirge. 265
Schauerburg, Die, auf der Heuscheuer. 268.
Schlegel, D., Kr. Neurode. 130. 156 f. 196. 241. | 312.
Schleier Marie Antoinettes in Neundorf. 251. | 319.
Schlösselkoppe, Die, bei Hammer. 118.
Schlottendorf, D., Kr. Frankenstein (Camenz). 65.
Schnallenstein, Burgruine, bei D. Rosenthal. 31. 45 64 119. 181. 182. 293.
Schneeberg, Glatzer. 63. 103. 121. 173. 291.
Schollenstein, Der, bei Landeck. 183.
Scholzenhof, Der, in Ebersdorf 152.
Schönau, D., Kr. Habelschwerdt (Landeck). 66. 125.
Schönfeld, D., Kr Habelschw. 219.
Schornsteinfegerbüschel zwisch. Agnesfeld und Finkenhübel. 177.

Schreckendorfer Tal. Schreckendorf, D., bei Seitenberg. 49.
Schusterwiesen zu Glatz. 261.
Schwarze Berg, Der, bei Winkelsdorf. 264.
Schwarze Lehne am Jauersberg. 67.
Schwarze Turm der Glatzer Pfarrkirche. 211.
Schwedeldorf, Nieder-, D., Kr. Glatz. 21. 135. 280. | 305. 323.
Sebastiankapelle bei Niedersteine. 225.
Seefelder, Die, bei Grunwald. 260. 302.
Seifersdorf, D., Kr. Neurode. 267.
Seitenberg, D., Kr. Habelschwerdt (Landeck). 222. 264. | 305. 315.
Seitendorf, D., Kr. Habelschwerdt (Rosenthal). 49. 181.
Sekunda (Der heiligen) Gebeine in der Glatzer Pfarrkirche. 244.
Siebersberg bei Wiltsch, D., Kr. Glatz. 67.
Siegritz, Busch zwischen Krotenpfuhl und der alten Westerz, Kr. Habelschwerdt. 62.
Sonnenkoppe im Eulengebirge. 265.
Sörgsdorf, D., in Tsch., Bez. Freiwaldau. 153.
Spätenwalde, D., Kr. Habelschwerdt. 43.
Spätenwalder Ewigkeit. 285.
Spielhübel, Der, bei Jauernig, D., bei Lewin. 82.
Spittelkirchlein in Mariathal bei Glatz. 250.
Spitzige Berg, Der, bei Wölfelsdorf. 251. | 319.
Stachelberg, Der, b. Naiersdorf. 125.
Stadtwappen von Glatz. 248.
Staupfäule zu Glatz. 246 f. | 318.
Stein im Schlosse zu Grafenort. 281.
Stein auf dem Gutshof zu Volpersdorf. 298.
Steine, Nieder-, D., Kr. Neurode. 125. 225.
Steinerne Brücke zu Glatz. 211.
Steinerne Säule auf der böhmischen Gasse zu Glatz. 277.
Steingrund, Kol., bei Kieslingswalde. 172.
Steinkreuz in Albendorf. 258.
Steinkreuze zu Volpersdorf. 254. | 319.
Stubengrund, Kol., Kr. Habelschwerdt. 78.
Sühnebaum an der Spätenwalder Ewigkeit. 285.
Sühnekreuz in Hausdorf. 255.
Sühnekreuz bei Lewin. 260.
Syrien. 234.

Taberne (Taverne) in Glatz. 72. 84.
Tassau, D., Kr. Glatz (Lewin). 59.
Taubenberg im Nesselgrund. Forst. 79.
Täuscherwäldchen, b. Karpenstein 294.
Teich zu Glatz. 275.
Teiche, Die, bei Sackisch. 232.
Teufelstein (Uskali), D., b. Straußeney, Kr. Glatz. 131.
Teufelsstein, Der, b. Tscherbeney. 132f.
Teufelssteine, Die, bei Ruine Schnallenstein. 119.
Thalheim, D., bei Landeck. 47 f.
Thanndorf, D., Kr. Habelschwerdt. 58. 291. 292.
Thumstift zu Glatz. 210.
„Tote Frau" und „Toter Junge" bei Altheide. 264.
„Tote Mann" im Nesselgrunder Forst. 75. 79.
Troppau. 150.
Tscherbeney, D., Kr. Glatz. 54. 132. 140.
" Klein-. 57.
Tuntschendorf, D., Kr. Neurode. 228.
Türkenköpfe auf der Parkmauer in Wölfelsdorf. 24.
Turmsteinfelsen im Wölfelsgrunde. 63.

Ueberschar, Basaltkuppe b. Landeck. 28.
Ueberschar, Höhe, bei Verlorenwasser. 44.
Ullersdorf, D., Kr. Glatz. 155.
Ungerhaus zwischen Heinzendorf und Kunzendorf, Kr. Habelschwerdt. 25.

Urlich, Der hohe. 112.
Urnitz, Abbau bei Wölfelsgrund, Kr. Habelschwerdt. 46. 293.
Urnitzberg. 46.
Utschendorf, D., Kr. Glatz. 85.

Verlorenwasser, D., Kr. Habelschwerdt. 44. 198.
Vierzippelkapelle bei Kunzendorf. 223.
Vogelberg im Nesselgrunder Forst. 73. 74. 77. 79. 81. 85.
Voigtsdorf, D., bei Habelschwerdt. 285. | 324.
Volpersdorf, D., Kr. Neurode. 50. 51. 201. 254. 298. | 306. 319. 325.

Waffenstücke in der Glatzer Pfarrkirche. 245.
Wagenschmierbutte zu Glatz. 233.
Wagnerstein, Berg zwisch. Schönau u. Voigtsdorf, Kr. Habelschwerdt. 33.
Walddorf, D., Kr. Glatz (Reinerz). 253. 265.
Waldkapelle zwischen Zettritz und Walddorf. 253.
Wallisfurth, D., bei Glatz. 296.
Waltersdorf, Alt-, D., Kr. Habelschwerdt. 44. 292. | 306.
Wanderndes Marienbild bei Altwilmsdorf. 253.
Wannengießerkreuz b. Karpenstein. 294.
Warthapaß. 41.
Wasserhof, Der, zu Grafenort. 83.
Weesenhain, Kol. 75.
Weichsel, Strom. 168.
Weigelsdorfer Plänel im Eulengebirge. | 309.
Weißbach, D., in Tsch. b. Jauernig. 155.
Weiße Hübel, Der, bei Brzesowie. 303.
Weiße Turm der Glatzer Pfarrkirche. 210.
Weißgerbergasse zu Habelschw. 285.
Weißwasser, Marktflecken in Tsch. bei Jauernig. 154.
Weistritz, Neu-, D., Kr. Habelschwerdt. 119.
Weistritz, Fluß. 302.
Welzelhofwiesen bei Rengersdorf, Kr. Glatz. 47.
Wenzelshain, Kol., in Hausdorf. 255.
Wernerkapelle im Köhlergrunde bei Hausdorf. 228.
Wickelkinder auf Grabsteinen zu Wünschelburg. 259. | 320.
Wien. 199. 220. 291.
Wiesenteich bei Brzesowie. 198.
Wildenschwerdt, St., in Tsch., Bez. Landskron. | 312.
Wilmsdorf, Alt-, D., Kr. Glatz. 148. 169. 252. 254.
Wiltsch, D., Kr. Glatz. 54.
Winkeldorf, D., Kr. Habelschwerdt (Landeck). 264.
Woitz, D., Kr. Neisse (Ottmachau). | 311.
Wölfelsdorf, D., Kr. Habelschwerdt. 22. 23. 45. 251. 291.
Wölfelsgrund, Der, am Schneeberge. 103.
Wölfelsgrund, D., Kr. Habelschwerdt. 45. 63. 138. 145. | 306. 307. 309. 310. 320. 324.
Wolfsberg, Der, bei Schlegel. 130.
Wundertätiges Marienbild zu Albendorf. 256 f.
Wundertätiges Marienbild in der Glatzer Pfarrkirche. 234—240. 261. | 316.
Wundertätiges Marienbild auf dem Spitzigen Berge. 251. | 319.
Wundertätiges Marienbild zu Wilmsdorf (Wilhelmsdorf). 252.
Wünschelburg, St., Kr. Neurode. 202. 259. 298. 299. 301. | 313. 320.

Zettritz, D., Kr. Glatz. 253. 265.
Zeughaus zu Glatz. 116
Zimmermannsbaude im Eulengebirge. 143. 265.
Ziskatrommel. 248 f. | 314. 318.
Zöllnei, D., in Tsch., Bez. Senftenberg. 96. | 308. 309.

Inhaltsverzeichnis.

Die Zahlen rechts beziehen sich auf die Seiten.

Seite

Vorbemerkung.
Einleitung . . . . . 5—16
Begriff der Sage. Mythische und geschichtliche Sagen 5
Volkssage und Kunstsage 6
Quellen 8
Die Quellen der vorromantischen Zeit 9
Quellen der romantischen Zeit 10
Die Zeit der bewußten Sagenforschung 11
Darstellung der Sagen 14
Anordnung der Sagen 15

I. Mythische Sagen . . . . 17—190

a) Spuk- und Gespenstersagen . . . 18—82

Grab- und Kirchhofsspuk . . . . . 18—20
1. Das verteidigte Grab 18
2. Der aus dem Jenseits berichtende Freund 19
3. Die Stimme im Grabe auf dem Deschneyer Kirchhofe 19

Hausspuk . . . . . 21—30
4. Bilder, die nicht entfernt werden dürfen 21
5. Der Spuk im Gasthaus zu Nieder-Schwedeldorf 21
6. Der büßende Vater zu Habelschwerdt 22
7. Das feurige Schwein vor der Kellertür 22
8. Die Frau mit dem Schweinskopfe 23
9. Der umgehende Graf von Wölfelsdorf 23
10. Das Ungerhaus und die Höhlenkapelle 25
11. Gott helf! 27
12. Die geheimnisvolle Lade 27
13. Die armen Seelen bedanken sich für die Fürbitte 29
14. Gespenstischer Priester in der Kirche 30

Ruinenspuk . . . . . 31—40
15. Das Burgfräulein von Schnallenstein 31
16. Die Kobelsburg 32
17. Das Fräulein vom Karpenstein 33
18. Der Spuk im Wagnerstein 33
19. Die verzauberte Burgfrau vom Otternsteine bei Hausdorf . . . 35
20. Die Hummelfrau 37

Seite

Weg- und Wanderspuk . . . . . 41—61

21. Der geheimnisvolle Vorspann am Burgstadel bei Friedrichswartha . 41
22. Der Spuk auf dem Ringe zu Glatz 42
23. Der durch Selbstmord gestorbene Pfarrer von Habelschwerdt als Gespenst 43
24. Das Irrlicht bei Habelschwerdt 43
25. Der Feuermann bei Altwaltersdorf 44
26. Die Lichtmännlein auf Ueberschar bei Verlorenwasser 44
27. Der Feuermann bei Rosenthal 45
28. Das Lichtmännlein in Wölfelsgrund 45
29. Der Hofereiter und der Lindenreiter 45
30. Lachnit hockt bei Urnitz dem Spötter auf 46
31. Vom Aufhocken 46
32. Das vergrabene Testament oder der Pfarrer von Thalheim . . . 47
33. Der Schimmelreiter im Schreckendorfer und Mohratale 49
34. Die Hofe-Verone zu Volpersdorf, ihr Umgehen und ihre Bannung 50
35. Wie die Hofe-Verone zu Volpersdorf zwei Knechte verfolgte . . . 51
36. Die Feuermännchen auf den „Leeden" bei Kunzendorf, Kreis Neurode 52
37. Der böse Graf von Albendorf 53
38. Die nach Albendorf wallfahrtende Kröte 53
39. Der wiederkommende Holzhändler 54
40. Der erlöste Feuermann in Sackisch 55
41. Der Määrta (Martin) auf der Steinrücke bei Brzesowie 56
42. Das Hundel als gespenstischer Begleiter zwischen Schlaney und der Sackischer Grenze 56
43. Grenzsteinträger 57
    1. Der Grenzsteinträger im Walde zwischen Schlaney und Klein-Tscherbeney 57
    2. Der Grenzsteinträger von Thanndorf 58
44. Das aufhockende Füllen zwischen Lewin und Gellenau 58
45. Der Hummelritter 59
46. Der erlöste Lichtmann bei Tassau 59
47. Der Pfarrer von Frummrich 59
48. Der Feuermann in Gießhübel a. d. Mense 60
49. Das Gespenst am schwarzen Kreuze bei Gießhübel a. d Mense . 61

Naturspuk. Gebannte und Schabernak treibende Geister des Bergwaldes . . . . . 62—85

50. Die Siegritzziege 62
51. Die Himmelsziege am Turmsteinfelsen im Wölfelsgrunde . . . 63
52. Verbannung böser Seelen in die Quarklöcher am Glatzer Schneeberge 63
53. Der Feierabend bei Seitendorf 64
54. Das Annastübel auf dem Jauersberge 64
55. Die Schönwälderin von Schlottendorf 65
56. Der Spuk auf dem Jauersberge 66
57. Die Böhmische Liese im Königshainer Busche 67

Seite
58. Die Pfarrwirtin vom Siebersberge 67
59. Die Heuscheuerfrau 68
60. Des Heuscheuerwirts Bannung 68
61. Der Heuscheuerwirt und das Beerenweib 70
62. Der Heuscheuerwirt und der Lehrbursche 70
63. Der Heuscheuerwirt und der Handwerksbursche 71
64. Der Heuscheuerwirt und der Wilddieb 71
65. Der Heuscheuerwirt und der fromme Pfarrer 72
66. Vogelhannes wird in den Nesselgrunder Forst gebannt 72
67. Vogelhannes läßt sich nicht verspotten und beschimpfen 73
68. Der Vogelhannes und die Dorfknaben 74
69. Vogelhannes und der Schusterjunge 75
70. Vogelhannes und der Förster 75
71. Vogelhannes und die Greisin 75
72. Vogelhannes und der Leiermann 76
73. Der Vogelhannes und der Müller 77
74. Vogelhannes neckt Weiber 77
75. Vogelhannes und der Liebhaber 78
76. Der Vogelhannes und die Soldatendirne 79
77. Vogelhannes und die Holzschläger 79
78. Vogelhannes bekehrt einen Ungläubigen 80
79. Vogelhannes und die Grasmacherin 81
80. Der Spielhübel bei Jauernig 82

b) Elben- und Dämonensagen . . . 83—134

Hausgeister . . . . . 83—85
81. Das Wichtelmännchen und die Mägde im Grafenorter Wasserhofe . 83
82. Der Drache im Leibe eines Menschen 83
83. Der Drache in Brzesowie 84
84. Der Vogelhannes als Hausgeist 84
85. Die Kreuzspinne 85

Erdgeister . . . . . 86—98
86. Fenixmännchen legen Wechselbälge in die Wiege 86
87. Die Zwergenhochzeit im Florianiberge 86

Waldgeister . . . . . 89—92
88. Die Buschrülpe auf dem Heidelberge 89
89. Die Buschweiblein im Walde bei Alt-Gersdorf (Bielengebirge) . . 90
90. Kinderdiebstahl der Buschweiber bei Brzesowie und Schlaney . . 91
91. Die Fleisch bringenden Buschmännchen von Brzesowie und ihre Verbannung 91
92. Die Waldhündchen 92

Wassergeister . . . . . 93—102
93. Friemel Friemel Frumpenstiel, das Wassermännel, erlistet sich ein Menschenkind und muß es wieder hergeben 93

Seite

94. Der Wassermann in Kudowa 95
95. Der Wassermann am Schwarzen oder Totensonntag 96
96. Der spulende Wassermann 97
97. Der gefangene Wassermann verschwindet 98
98. Der Wassermannn im Wiesenteiche bei Brzesowie 98
99. Die Wassernixen von Sackisch 98
100. Das ungetreue Weib des Wassermanns 100
101. Wie Wassermanns Tochter gefreit wird 101

Tierdämonen . . . . . 103—111

102. Der Otterfels auf der Haselwiese im Wölfelsgrunde 103
103. Die Drachen auf dem Kahlen Berge bei Gompersdorf 103
104. Der Otternkönig an der Heuscheuer 106
105. Der Drache, die Nachoder Schloßjungfrau und der Schuster . . 107

Winddämonen . . . . . 112—115

106. Der Nachtjäger im Bielegebirge 112
107. Der Nachtjäger im Eulengebirge 113
108. Der wilde Jäger im Eulengebirge 114
109. Der Nachtjäger unter dem Ottenstein 114
110. Die verzauberte Schloßfrau von Nachod 114

Der Teufel . . . . . 116—134

111. Der Teufel läßt sich nicht narren 116
112. Der Teufel als schwarzer Pudel zu Poditau 117
113. Der Teufel in Gestalt einer alten Magd 118
114. Das „Bergloch" bei Hammer 118
115. Die Teufelssteine beim Schlosse Schnallenstein 119
116. Der Spuk bei der „Kirchenschnure" bei Langenbrück 120
117. Der Teufel als dreibeiniger Hase 121
118. Die Quarklöcher im Glatzer Schneeberge und der Teufel . . . 121
119. Der Teufelsspuk im Höllental 123
120. Der Teufel holt den Verwalter in Kunzendorf 124
121. Der Teufel und das Christusbild bei Dürrkunzendorf 125
122. Ne Wiete giht â 126
123. Der Schuldschein des Teufels und das Weihwasser 126
124. Der Teufel zu Neurode 127
125. Der Schmied von Eckersdorf 129
126. Der Wettlauf mit dem Teufel von Schlegel bis Albendorf . . . 130
127. Dorf Teufelstein (Uskali) 131
128. Der Teufelsstein im Tscherbeneyer Tale 132

c) Zauber-, Wunder- und Schatzsagen . 135—190

Hexen und Hexenwerk . . . . . 135—144

129. Die Hexen in der Walpurgisnacht 135
130. Das Buttern mit Hilfe des Hexenbüchels 135
131. Die im Jahre 1579 zu Glatz verbrannten Pilweissen (Hexen) . . 136

Seite

132. Eine Hexe erscheint als Hase im Jahre 1648 137
133. Die Hexe Anna Pelzelin zu Habelschwerdt 137
134. Hexen in Wölfelsgrund 138
135. Nächtlicher Viehzauber einer Hexe 139
136. Mittel, um Hexen zu erkennen und sich vor ihnen zu schützen . . 139
137. Die Hexe von Lewin 140
138. Die Lewiner Hexe mit dem blauen Steinchen 142
139. Wie das verhexte Butterfaß zu Lewin entzaubert wird 143
140. Viehverhexen und Blutmelken zu Hausdorf 143

Der Alp . . . . . 145—147

141. Vom Alpdrücken in Hausdorf 145
142. Der Alp im Wölfelsgrunde 145
143. Der Alp als Henne 146
144. Derselbe Alp drückt erst einen Menschen, dann einen Birnbaum . 146
145. Das Pferd als Alp in Gestalt eines Strohhalms 146
146. Bannspruch gegen den Alp in Brzesowie 147
147. Welches Kind ein Alp wird 147

Zauberer, Zaubermittel . . . . . 148—166

148. Der eingemauerte Totenkopf zu Altwilmsdorf 148
149. Peter Klimpts Nativität 149
150. Die Teufelsnägel zu Königswalde 150
151. Der erfüllte Fluch 152
152. Der Scharfrichter in Landeck als Zauberkundiger 153
153. Der Erbschlüssel und der Strick des Gehenkten 155
154. Vom alten Jägerpeter in Schlegel 156
155. Der Teufelszwang im Besitze eines Ludwigsdorfer Bauern . . . 161
156. Der Teufel und die Freimaurer 163
157. Der Brief des Freimaurers 163
158. Hexerei eines alten Scharfrichters und seiner Tochter zu Brzesowie 164
159. Eine Frau in Reinerz ans Waschschaff gebannt 165

Wunder der Unterwelt und Wunder zwischen Himmel und Erde . . . . . 167—178

160. P. Bernardin geht über die Hochflut der Neiße bei Glatz. — Der Bauer 167
161. Pater Faulhabers Tod und Leichenwunder 169
162. Hussiten erblinden beim Blick auf die Altwilmsdorfer Kirche . . 169
163. Die Siebenschläfer im Roten Berge 170
164. Die blutende Linde von Eisersdorf 171
165. Die große Linde bei Eisersdorf und die Türkenschlacht bei Glatz . 171
166. Wasserspuk im Grafenorter Schlosse 172
167. Der „steinerne blutige Wenzel" bei Gläsendorf 172
168. Die Hirtensteine bei Kieslingswalde 172
169. Grulicher Schneebergsage 173
170. Der Hochhoimann oder der versunkene Fuhrmann im Hahnloch . . 173
171. Brotfrevel eines Hütejungen in Albendorf 174

Seite

172. Versteinerte Stadt und versteinerter Hirt auf dem Käsebrett im Heuscheuergebirge 174
173. Die Pulverkerzen zu Albendorf 175
174. Das durchschossene Muttergottesbild bei Agnesfeld 177
175. Der hl. Petrus läßt Baudisch, den Erbauer der Kirche zu Brzesowie, rechtzeitig versehen 177

Glocken, Schätze und Schatzsucher . . . . . 179—190

176. Die Säuglocken zu Lichtenwalde 179
177 Die Krainsdorfer, aus dem Acker gezogene Glocke 180
178. Der Schatz im Schnallenstein 181
179. Burg Schnallenstein und seine unterirdische Schatzkammer . . . 182
180. Mutter und Kind im Karpenstein 182
181. Die Schätze in den Kellern der Kuingenburg 183
182. Der Schatz auf dem Bauernberge bei Hausdorf 183
183. Der Kriegsschatz im Ehrlich bei Hausdorf 185
184. Mutter und Kind in der Felsenhöhle der Heuscheuer 186
185. Die Mutter mit ihrem Kinde im Hummelberge 187
186. Die Venediger und Jakob Wimmertalek im Goldenen Stollen . . 188

II. Geschichtliche Sagen . . . 191—304

Siedlung . . . . . 192—206

187. Woher der Name der Stadt Glatz kommt 192
188. Der Ursprung von Glatz 193
1. Die Gründung von Glatz durch den Römer Luca 194
2. Ungarnschlacht und Erhebung des Marktfleckens Glatz zur Stadt durch Heinrich den Vogler 195
189. Woher Schlegel seinen Namen hat 196
190. Melling das älteste Dorf in der Grafschaft Glatz 196
191. Ehemalige größere Ausdehnung von Habelschwerdt 196
192. Woher der Name Habelschwerdt 197
193. Woher Verlorenwasser und Hohndorf ihre Namen haben 198
194. Woher der Name Langenbrück 198
195. Die Entstehung der Stadt Mittelwalde 199
196. Die Angsthäuser bei Mittelwalde 199
197. Die große Stadt auf den Saalwiesen 199
198. Wie der Name Ottenstein entstand 200
199. Die Zerstörung des Raubschlosses auf dem Quingenberge . . . 201
200. Entstehung und älteste Geschichte der Stadt Wünschelburg . . . 202
201. Ursprung und Name der Stadt Reinerz 203
202. Der Untergang des Hummelschlosses 203
203. Die Entstehung des Baudendorfes Grunwald bei Reinerz . . . 204
204. Der Ursprung der Stadt Lewin 205
205. Woher die Stadt Lewin ihren Namen hat 205

Seite

Bau . . . . . 206—233
206. Der Bau der Frimburg 206
207. Der heidnische Turm auf dem Oberschlosse zu Glatz mit besonderem Mörtel erbaut 208
208. Das heidnische Kirchlein auf dem Glatzer Niederschlosse 208
209. Der Anlaß zur Erbauung der Pfarrkirche zu Glatz 209
210. Die Erbauung der Pfarrkirche zu Glatz und ihre späteren Brandschicksale 209
211. Vom Thumstift zu Glatz 210
212. Die Prophezeiungen des seligen Ernest 210
213. Der weiße Turm an der Pfarrkirche zu Glatz 210
214. Der schwarze Turm an der Pfarrkirche zu Glatz 211
215. Das älteste Haus zu Glatz 211
216. Die steinerne Brücke über die Neiße zu Glatz 211
217. Die Marienfäule auf dem Glatzer Oberringe und die Pest 1680 . 212
218. Der hl. Antonius und die Erbauung der Antoniuskapelle in Grafenort 212
219. Bau und Baukostenrechnung der Neptungrotte im Schloßgarten zu Grafenort 213
220. Floriankapelle und Florianreliquie zu Habelschwerdt 214
221. Die Erbauung der Pestkapelle zu Habelschwerdt 1681 214
222. Die Otternburg im Hammertal 215
223. Entstehung der St. Annakapelle auf dem Ernestinenberge bei Bärnwald 217
224. Das wiedergefundene Töchterchen des Schulzen von Schönfeld und der Bau des Barbarakirchleins 219
225. Vom Turm des Mittelwalder Schlosses 219
226 Entstehung der Kirche in Neundorf 219
227. Die Barbarakapelle zu Neundorf 220
228. Die Puhukapelle bei Heudorf 221
229. Die Onophriuskapelle bei Seitenberg a. d. Biele 222
230. Der Bau der Johannesbrücke zu Landeck 223
231. Warum die Vierzippelkapelle bei Kunzendorf erbaut wurde . . . 223
232. Der verhängnisvolle Grundstein in der Raumnitzer Schenke . . . 225
233. Die Entstehung der Sebastiankapelle bei Niedersteine 225
234. Wie in Hausdorf die Geschichte von der Neuroder Kreuzkirche erzählt wird 227
235. Vom Holze der alten Annakapelle bei Neurode 227
236. Die Werner-Kapelle im Köhlergrunde 228
237. Der große Turm von Tuntschendorf und die Erbauung der Ortskirche 228
238. Von der Erbauung der ersten Kirche Unserer lieben Frauen zu Albendorf 228
239. Der wunderbare Schein über der Wallfahrtskirche zu Albendorf . 229
240. Der Grund zur Erbauung der Johanneskapelle bei Lewin . . . 230
241. Von der hl. Katharina und dem Kirchbau in Sackisch 231
242. Der Dammbau bei Sackisch 232
243. Vom Bau des Kirchhofes in Brzesowie 232

Künstliche Gebilde . . . . . 233—261
244. Woher die Wagenschmierbutte am Rathause zu Glatz stammt . . 233

Seite
245. Das wundertätige Muttergottesbild in der Pfarrkirche zu Glatz . 234
246. Die Vision des hl. Ernestus vor dem Marienbilde in der Pfarrkirche zu Glatz 234
Wunderbares Gesicht des E. W. Vaters Ernesti, welches er selbst beschrieben und nahe vorm End seines Lebens kund gemacht hat 235
247. Ein Nachklang dieser Sage hat sich in Hausdorf bei Neurode erhalten 237
248. Weitere Wunder, die dem Gnadenbilde in der Pfarrkirche zu Glatz zugeschrieben werden 237
249. Wie die von Hussiten geraubte Glatzer Muttergottesstatue wiedergefunden wurde 240
250. Das seltsame Oel des Ernestus-Grabdenkmals in der Pfarrkirche zu Glatz 241
251. Der Ochsenkopf in der Glatzer Pfarrkirche 242
252. Der Gelöbniskasten in der Pfarrkirche zu Glatz 244
253. Der heilige Primitivi zu Glatz 244
254. Die heilige Sekunda zu Glatz 244
255. Die große Kerze in der Pfarrkirche zu Glatz 244
256. Ritterliche Waffenstücke in der Pfarrkirche zu Glatz 245
257. Der Brunnen auf dem Glatzer Schlosse 245
258. Die Bildsäule des hl. Johannes von Nepomuk auf dem Donjon zu Glatz 246
259. Der Kornbauer auf der Staupsäule zu Glatz 246
260. Warum der Löwe im Glatzer Stadtwappen zwei Schwänze hat . 248
261. Die Ziskatrommel 248
262. Das Marienbild in dem Spittelkirchlein in Mariathal bei Glatz . 250
263. Muttergottesbild in der Pfarrkirche zu Mittelwalde 250
264. Das Wandgemälde in der Einsiedelei bei Mittelwalde 251
265. Marie Antoinettes Schleier in der Neundorfer Kirche 251
266. Das Gnadenbild und die Wallfahrtsstätte Maria Schnee auf dem Spitzigen Berge bei Wölfelsdorf 251
267. Das Frauenbild zu Wilhelmsdorf (Wilmsdorf) 252
268. Das wandernde Bild in der Waldkapelle zwischen Zettritz und Walddorf 253
269. Die Volpersdorfer Steinkreuze 254
270. Das Kreuz bei Maria Hilf (Neurode) 255
271. Das Sühnekreuz am Farbrichswege in Hausdorf 255
272. Der Geldsteinweg 255
273. Wie die Muttergottes zu Albendorf das Messer eines Räubers in Holz verwandelt 256
274. Das wunderwirkende Muttergottesbild an der Linde zu Albendorf 256
275. Das Kreuz an der Sägemühle in Albendorf 258
276. Die Hundsage haftend an alten Grabsteinen zu Wünschelburg . . 259
277. Der Fouquéweg auf den Seefeldern von den Schweden erbaut . . 260
278. Das Sühnekreuz in Lewin 260
279. Der unterirdische Gang von der Hummelburg nach Reinerz . . . 261

Seite

Flur (Quellen, Felsen und andere Naturstellen) . . . . 261—272

280. Der heilkräftige Marienbrunnen am Götzhofe zu Glatz 261
281. Die Schusterwiesen zu Glatz 261
282. Der Mariannenstein 262
283. Die Entdeckung des Heilquells zu Landeck, und zwar der Georgenquelle 262
284. Zerstörung des Bades zu Landeck durch die Mongolen 263
285. Auffindung des Quells des Marienbades zu Landeck 263
286. Woher der Pfaffensteig und das Pfaffengründel ihren Namen haben 264
287. „Tote Frau" und „Toter Junge" bei Altheide 264
288. Ursprung des Sprichwortes: Er wird in die Erlen gehen . . . 265
289. Die Marienquelle zwischen Walddorf und Zettritz 265
290. Die Schanzen auf dem Kalten Plane 265
291. Sage vom Bärenstein 266
292. Vom Ursprung des heilsamen Gnadenbrunnens zu Albendorf . . 266
293. Der Riese von der Schauerburg und die Heuscheuerjungfrau . . 268
294. Die Entstehung des Pelzelteiches bei Rückers 269
295. Das Marienbrünnlein bei Brzesowie ein Heilbrunn 271

Merkwürdige Personen und Ereignisse . . . . . 272—304

296. Die heidnische Jungfrau vom Glatzer Schlosse 272
297. Der Ursprung des Sprichwortes vom Teiche zu Glatz 275
298. Das Glatzer Bier in alter Zeit 276
299. Ursprung des Glatzer Sprichwortes: Den Ersten frißt's, den Letzten nimmt's 276
300. Die entweihte Hostie und die Gedächtnissäule auf der böhmischen Gasse zu Glatz 276
301. Gegenseitige Spottreden der Reichensteiner und Glatzer aus dem 16. Jahrhundert 277
302. Die Flucht des Freiherrn von der Trenk von der Glatzer Festung 278
303. Die Giftmischerin Gräfin Orsini 279
304. Die Heilung eines Fallsüchtigen zu Niederschwedeldorf 280
305. Die tote Zigeunerin zu Niederschwedeldorf 280
306. Die Pest zu Halbendorf 280
307. Der Priestermord zu Rengersdorf 280
308. Die Hölfeuer in Niederhannsdorf, ein Andenken an die Pest . . 281
309. Woher der Reichtum und der Name der Grafen von Herberstein . 281
310. Die Bekehrung der Heiden von Altlomnitz 282
311. Eine Habelschwerdterin rettet ihre Tugend 283
312. Die Verteidigung der Stadt Habe schwerdt gegen die Tataren . . 284
313. Woher der Ruf der Kinder: Der Wolf kommt! 284
314. Der ewige Jude in Habelschwerdt 284
315. Der „Sühnebaum" beim Blockhause an der Spätenwalder Ewigkeit 285
316. Jakob der Freirichtersohn von Marienthal oder die zwei guten Räte 286
317. Wie der Name der gräflichen Familie Althann entstand 290
318. Wie der Rehhans zu seinem Namen kam 291

Seite

319. Rehhans kämpft mit dem Riesen Golo 291
320. Rehhans und der Junker 292
321. Der Gabersdorfer zu Altwaltersdorf 292
322. Die Pest zu Urnitz 293
323. Wie der Ritter Täuscher vom Karpenstein erschlagen ward . . . 293
324. Das gemeinsame Grab zweier Hauptleute aus dem 30jährigen Kriege zu Neurode 294
325. Der Friedrichsstein bei Hirschzunge und die Strafe eines Gotteslästerers 296
326. Friedrich d. Gr. und die „Neue Mühle" in Hausdorf 296
327. Der wilde Schuster zu Volpersdorf und der Stein auf dem Gutshofe 298
328. Vom Kirchgang der Wünschelburger 298
329. Die Wünschelburger Totengräber im Pestjahre 1680 299
330. Wie Albendorf anno 1680 auf wunderbare Weise vor der Pest bewahrt wurde 300
331. Die Pest zu Wünschelburg im Jahre 1633 301
332 Feuerstein und Schwefelhölzchen 301
333. Die stillstehende Sonne bei Reinerz 302
334. Dichtung und Wahrheit über den großen Wolkenbruch auf den Seefeldern am 27. August 1827 302
335. Der Mann mit der Baßgeige und die wütende Sau. Ein Erlebnis zwischen Brzesowie und Schlaney 303

Quellen, literarische Nachweise und Anmerkungen . . . . 305—325

Ortsnamen und örtliche Nachweise . . . . . 326—333

Biblioteka Śląska w Katowicach
Id: 0030000438660
I 211101
Pracownia Śląska